

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Württ.
Landes-
bibliothek
Stuttgart

4

HERAUSGEBER: SCHWÄBISCHER HEIMATBUND / DEZEMBER 1969



W. KOHLHAMMER VERLAG STUTTGART

SCHWÄBISCHE HEIMAT

Zeitschrift zur Pflege
von Landschaft, Volkstum, Kultur

Im Auftrag des Schwäbischen Heimatbundes
herausgegeben von Ernst Müller

1969

20. Jahrgang

Viertes Heft — Oktober / Dezember

Schriftleitung:

OSKAR RÜHLE

Ständige Mitarbeiter der Schriftleitung:

HELMUT DÖLKER

WERNER FLEISCHHAUER

WALTER GRUBE

PETER HAAG

WALTER KITTEL

OTTO LINCK

Die Zeitschrift „Schwäbische Heimat“ erscheint alle drei Monate. Sie ist Organ des Schwäbischen Heimatbundes und wird an dessen Mitglieder gegen den jährlichen Mindest-Mitgliedsbeitrag von DM 12.– geliefert. Ein Jahrgang von 4 Heften umfaßt etwa 15 Bogen und tritt als Vereinsgabe an die Stelle des früher jährlich erschienenen „Schwäbischen Heimatbuchs“. – Beim Bezug durch Buchhandel oder direkt vom Verlag beträgt der Jahresbezugspreis für 4 Hefte DM 14.–. – Einzelheft DM 4.–. – Für Postbezieher: Kein Bezugspreis, nur V-Stücke.

Alle auf den Versand der Hefte bezüglichen Zuschriften sind von Mitgliedern des Schwäbischen Heimatbundes an dessen Geschäftsstelle Stuttgart, Charlottenplatz 17/II, von sonstigen Bezieher an den Verlag W. Kohlhammer, Stuttgart, Urbanstraße 14, zu richten; alle die Anzeigenverwaltung betreffenden Mitteilungen an Merkur Werbung, Stuttgart, Staffenbergstraße 44; alle für die Schriftleitung bestimmten Schreiben, Manuskripte, Besprechungsstücke an Dr. Oskar Rühle, Stuttgart-Frauenkopf, Frauenkopfstraße 25.

Druck: W. Kohlhammer Stuttgart

Titelbild: Hochaltar in Besigheim:

Anbetung der Weisen (Ausschnitt)

Aufnahme Mroebild Egle

Beilagenhinweis:

Dieser Ausgabe liegt ein Prospekt des Verlags W. Kohlhammer GmbH, Stuttgart, bei. Einem Teil der Auflage ist ein Prospekt der Versandbuchhandlung Dienst am Buch, Stuttgart, beigelegt. Wir bitten unsere Leser um freundliche Beachtung.

INHALT

Geist – Kunst – Landschaft Von Manfred Mezger	245
Gepflegte Landschaft Von Helmut Schönnamsgruber	249
Das „Dachwiesle“ auf dem Hinteren Zwerenberg bei Gruibingen Von Oswald Rathfelder	258
Zur Schwäbischen Bildnismalerei des frühen 16. Jahrhunderts Von Werner Fleischhauer	262
Die Eisenbahnbilder von Hermann Pleuer Von Hermann Baumbauer	266
„Das Urphänomen dem absoluten Geist“. Eine Freundschaftsgabe Goethes an Hegel Von Karl Schumm	270
Aus dem bäuerlichen Tagewerk in Württemberg Von Max Lohß	273
Die Reichsstadt Ulm als Sammelplatz des Schwäbischen Bundes zum Feldzug gegen Herzog Ulrich von Württem- berg 1519 Von Hans Eugen Specker	285
Aus württembergischen Forstordnungen Von Willy Leygraf	289
Zur Tradition von Hölderlins „kalkula- blem Gesetz“ Ein Brief von Ulrich Gaier	293
Tücken der Natürlichkeit. Friedrich Theo- dor Vischer als Modefeind Von Hermann Bausinger	301
Zur Dialektik der bürgerlichen Gesell- schaft Von Rolf Denker	306
Wie Marxismus heute wieder interessant geworden Von Ernst Bloch	314
Richard Wagners poetische Sendung Von Helmut Weidhase	316
August Halm – 1969 Von Ulrich Siegele	323
Kirche und staatliche Autorität in Württemberg Von Hermann Diem	327
Denkmalpflege und Architekt Vortrag von Peter Haag	333
Tageszeitung und Volkskunde Von Helmut Dölker	338
Überlegungen zur Theorie und Praxis des Volkskunde-Museums Von Hans-Ulrich Roller	342
Buchbesprechungen	345
Mitteilungen des Schwäb. Heimatbundes	350

Dieses Heft ist dem Mitbegründer und Herausgeber unserer Zeitschrift

D. theol. Dr. phil. Ernst Müller

zur Vollendung seines 70. Lebensjahres am 1. Januar 1970 gewidmet.

Freunde aus seiner wissenschaftlichen und publizistischen Tätigkeit und

Mitarbeiter aus dem Kreis der „Schwäbischen Heimat“ haben sich

zusammengefunden, um dem Jubilar ihre Verehrung und

Dankbarkeit darzubringen.

Geist - Kunst - Landschaft

Zum 70. Geburtstag von D. Dr. Ernst Müller

Von Manfred Mezger

Glückwunsch und freundschaftliches Gedenken entspringen aus den großen Gegenständen, die das Leben und Werk des Jubilars erfüllt haben. Wir glauben, ihn zu erfreuen und ihm recht zu danken, wenn wir nicht seine Person, sondern die Sache ins Licht rücken, die ihn bewegt und geformt hat. Sie ist mit den Leitworten der Überschrift nur auswahlweise beschrieben. Der Kreis seiner Forschungen und Erfahrungen ist größer. Dennoch mag mit diesem Dreigestirn von Geist, Kunst und Landschaft etwas für Ernst Müller Wesentliches bezeichnet sein. Adolf von Harnack empfahl seinen Doktoranden: „Be-

schäftigen Sie sich immer nur mit großen Gegenständen.“ Das erlaubt keine Geringschätzung des Details; es gibt aber eine beachtliche Regel für unsere Vorbilder. Die höchsten sind gerade gut genug. Wenn hier die Töne des Dreiklangs nacheinander angeschlagen werden, so geschieht's, weil man nicht alles zugleich sagen kann. Im Leben Ernst Müllers und in der Thematik seines Denkens ist es ein Zusammenklang.

Der Anfang war – wie könnte es bei einem Tübinger Stiftler anders sein? – Theologie und Philosophie, wobei es, nicht zum Leidwesen des jungen Feuer-

kopfes, langsam die letztere über die erstere gewann. Karl Groos bewog ihn zur Dissertation über „Platon im Urteil Nietzsches“; eine kritische Untersuchung über den idealistischen Denker im Spiegel des vitalistischen Widerparts. Die Theologie blieb aber – neben der Vielzahl philosophischer, historischer und naturwissenschaftlicher Beiträge – der Grundbaß in der Vielstimmigkeit anderer Themen. War nicht die Landschaft von Anfang an das aufgeschlagene und zugleich geheimnisvolle Buch, in dem er unter väterlicher Anleitung (Eugen Müller war Oberkartograph) lesen lernte? Typisch für den Schwaben: Der Drang zum Universalen, das immerhin fast dreijährige Studium der Chemie, Botanik und Geologie an der Technischen Hochschule in Stuttgart (geologische Schichtuntersuchungen im Raume von Stuttgart geben davon Zeugnis) – und daneben die Reihe geisteswissenschaftlich erstranger Namen, die den Studienweg Ernst Müllers in Tübingen und Heidelberg markieren: Karl Heim, Friedrich Traub, Paul Volz, Karl Müller, Erich Adickes, Heinrich Rickert, Friedrich Gundolf, Hermann Schneider, Johannes Haller, Paul Kluckhohn, W. Harder. Man müßte einen Assistenten mit Sonderauftrag ansetzen, um die zahllosen Arbeiten, Berichte, Aufsätze, kritischen Würdigungen und selbständigen Essays bibliographisch einigermaßen vollständig zu erfassen. Das wären aber noch „die Kleinen von den Seinen“, wenn daneben die großen Monographien und historischen Darstellungen erwähnt werden: Die Stiftsköpfe. Die schwäbischen Profile. Hölderlin, Schiller, Uhland; einige davon in der Reihe „Das Meisterwerk“ erschienen. Die Hauptgestalten der schwäbischen Geistes- und Theologiegeschichte, auch der abseitig-verträumten Poeten, versammelte Müllers Sprache und Stil zu einem Pantheon des Ungewöhnlichen: Frischlin, Kepler, Bengel, Oetinger, Hahn, Hegel, Schelling, Waiblinger, Mörike, die beiden Blumhardt, D. F. Strauß, F. Chr. Baur, Weizsäcker, Holl, Häring, Heim. Die „Kleine württembergische Geschichte“ – sie enthält mehr, als der Name sagt – gibt hiezu den politischen Hintergrund und Zusammenhang, ähnlich, wie „Lehre, Forschung und Erziehung an der Hohen Carlsschule“ den nötigen Einblick in die Umwelt des jungen Schiller vermitteln.

Aus der theologischen Arbeit, die in den „Stiftsköpfen“ wie in mehreren großthematisierten Aufsätzen ihren Niederschlag gefunden hat, seien zwei Schwerpunkte genannt: Pietismus und Gegenwarts-Theologie. Um Ernst Müllers historisch-kritische Würdigung des Pietismus richtig zu verstehen, sei zuerst

daran erinnert (er hat wiederholt darauf hingewiesen), daß der Pietismus der Gegenwart – wie leider festzustellen ist – das Gegenteil jener großen kirchlichen Erneuerungsbewegung geworden ist, die mit August Hermann Francke und Philipp Jacob Spener einst die Kirche aus starrem Buchstabenglauben und autoritärem Amtsdanken zu befreien unternahm. Heute ist der Pietismus, zumal in der Entstellung eines engherzig-fanatisierten Inspirationsdogmatismus, genau das, was er vor Generationen als Unkirche und toten Lehrsatzdünkel bekämpfte. Die bedeutendsten süddeutschen Vertreter einer positiven, aus Liebe zur wahren Kirche Jesu stammenden Kritik, Bengel und der (kaum als Pietist zu bezeichnende) Oetinger, waren Anwälte eines geistlichen, nicht eines buchstabenhaften, Schriftverständnisses; einer demütig-liebenden, nicht einer stolz-separatistischen Gemeinschaft; einer reformatorisch geprägten, aus Gnade gerechtfertigten, nicht einer selbstgerechten, weltverdammenden Lebensform des Glaubens. Müller hat in seiner hervorragenden Porträtskizze von Johann Albrecht Bengel das universale, geniale, heilsgeschichtliche (nicht „heilstatsächliche“!) theologische Werk als ein behutsam exegetisches, durch Sprachkenntnis und Konkordanzwissen fundiertes Auslegungsverfahren erwiesen. Vor der Klammer ist, groß geschrieben, das Verbum Dei Generalvorzeichen; in der Klammer stehen Schriftglaube und Herzensvertrauen paritätisch beisammen; hinter der Klammer – keine theologia gloriae, sondern die Vergebung der Sünden. Das Ganze ist in eine göttliche Ökonomie der Zeiten eingefügt, die Auferstehung atmet und Hoffnung verkündigt, aber nicht eigensinnige Konstruktionen eines Fahrplans (der nie stimmt) zumutet. Bengel hat seinen „Ordo temporum“ einen Versuch genannt, die Epochen der Selbstoffenbarung Gottes, in möglichst genauer Beachtung biblischer Anhaltspunkte, „nachzudenken“. Er hat dem Leser nichts davon verbindlich gemacht; und wenn er erlebt hätte, daß seine respektable Schau der „Bundesbeschlüsse“ Gottes, mit der erhofften (nicht behaupteten!) Wiederkehr Christi im Jahre 1836 ein Irrtum war, so hätte er an sich selbst Kritik geübt und nicht heimlich die Uhr um fünf Minuten zurückgestellt. Reife Stille des Charakters, maßvolle Erzieherweisheit und ein „dauerhaftes Gefühl von der Wichtigkeit der unsichtbaren und ewigen Dinge“ (um hier eine eigene Formulierung zu benutzen) weisen ihn als einen der größten Schwaben aus. Der Vergleich mit der lutherischen Kraft und der Reich-Gottes-Sehnsucht Johann Sebastian Bachs war von Ernst Müller natürlich nicht musikalisch,

sondern theologisch gemeint. Er trifft einen richtigen und wichtigen Charakterzug Bengels und ist dem Autor zu Unrecht getadelt worden. Auch Bengel, dessen Geist und Frömmigkeit heute als Selbstempfehlung schwäbischer Solidität ausgebaut werden, durfte zu Lebzeiten beleidigende Zurücksetzung ernten, weil er seiner kirchlichen Behörde für eine Tübinger Professur zu liberal erschien. Den überschwenglichen Auswüchsen Herrnhutischer Jesu-mystik entgegnete er nüchtern: „Man muß nicht allezeit an Jesu Tisch sitzen und Gnadenblicke verspeisen wollen.“ Müller hat den Forscher, Pädagogen und Seelsorger (der als Prediger nicht ebenso bedeutend war) aus der Einheit des wachen Gelehrtenverständes und des spekulativ-meditativen Herzens verstanden und darin zwei Grundelemente schwäbischer Mentalität getroffen.

Die Auseinandersetzung Ernst Müllers mit der modernen Theologie galt vor allem ihren beiden Hauptrichtungen: Karl Barth und Rudolf Bultmann. Er hat die dialektische Denkweise dieser beiden, in je verschiedenem Zugang zum Paradox der Offenbarung, respektiert und ihr Verbindendes mehr betont als ihr Gegensätzliches. Dies mit Recht, denn beide sind dem Erbe der Reformation verpflichtet und treiben eine Theologie des Kreuzes. Mit dem leider allzufrüh verstorbenen, hochbegabten jungen Stiftsrepetenten Wilhelm Link disputierte er über Entmythologisierung und existentielle Interpretation, um ein für allemal zu verstehen, daß Bultmann, in kritischem Anschluß an die konsequente Eschatologie Albert Schweitzers, Jesu Botschaft streng eschatologisch auffaßte. Die hereinbrechende Gottesherrschaft ist aus dem Zeitverständnis und dem Weltbild, in das sie eingefügt ist, zu befreien, um hiedurch gerade erst recht ihren Entscheidungscharakter zu gewinnen. Das durch Jesu Verkündigung geschenkte neue Selbstverständnis ist das Geschenk des Glaubens, kein psychologisches Selbstbewußtsein; die Grundsachverhalte menschlicher Existenz, die sogenannten Existentialien Heideggers, sind lediglich formale Kategorien, aber nicht Verkündigungsinhalte christlicher Predigt. Die Gefahr der liberalen Tradition (Baur und Strauß), aus dem Evangelium zeitlose Idee zu machen, ist gebannt durch eine streng geschichtliche Auffassung der Offenbarung, als Anrede und Aufruf an den Menschen, personal und verantwortlich zu existieren, also gegenüber dem Evangelium keinen Zuschauerstandpunkt einzunehmen, vielmehr zu hören und zu gehorchen. Verstehender Glaube ist eigentliche Bestimmung des Menschen.

Was kennzeichnet in allen Entwürfen, Würdigungen

und Porträts die Art der Beschreibung? Eben das, was von den schöpferischen Geistern selbst zu lernen war: Seinsfrage und Wertfrage säuberlich zu unterscheiden, d. h. stets zuerst nach dem zu fragen, was ist, alsdann nach dem, was es bedeutet. Das heißt aber: ursprüngliches Verstehen einzuüben durch Beobachtung von Text und Aussage, das Meisterwerk auf die ihm angemessene Weise zu befragen – eine Intensität des Sich-hinein-Denkens bis zur Verwandlung in den Gegenstand. Wir nennen es: Wahrnehmung des Historischen in geschichtlichem Verstehen und aktueller Interpretation. Respekt vor dem Text, aber selbständiges Erfassen seines Sinnes. Wem es so auf die Wahrheit der Vorgänge und Zusammenhänge ankommt, auf Originalität und Individualität, der hat unter Bornierten und Uniformierten keinen leichten Stand. Der Konflikt mit dem totalitären Schwachsinn des Dritten Reiches konnte nicht ausbleiben; Ernst Müller verlor, beim Verbot der unabhängigen Presse, 1933 seine Stellung und arbeitete, unter großer wirtschaftlicher Bedrängnis, als freier Schriftsteller bis zum Jahre 1945. Der engstirnige Eigensinn hat aber nicht bloß politische, er hat gelegentlich auch religiöse Erscheinungsformen. Das Lokalpatriotische gewisser schwäbischer Hausdichter, das Betulich-Undistanzierte und Selbstgerechte der musterfrommen Zionswächter war und ist unserem Jubilar ein Greuel. Dieser Stickluft sind einige der besten Söhne Württembergs auf Nimmerwiedersehen davongelaufen. Genuin schwäbisch ist solche Atmosphäre nicht. Etwas Vulkanisches verbirgt sich vielmehr darin und ein uraltdemokratisches Element der Aufbäumung gegen Despotentyrannie.

Hier wäre ein eigenes Kapitel liberal-politischer und sozial-kritischer Einstellung zu schreiben, aus der einige hundert Leitartikel und Kommentare Ernst Müllers hervorgegangen sind; nicht immer zur Freude schwäbischer Gemütlichkeit. Widerspruch und Gegenwort haben ihn darin nur befestigt. Er war allemal noch freier und kühner als seine Antipoden; wohl auch weiträumiger im Denken, durch eine ausgesprochen künstlerische Ader und Begabung. Wer mochte der Feuilletonist sein, der flüssig und elegant, gelegentlich sarkastisch und brillant, Theater-, Schauspiel- und Konzertberichte verfaßte, das Deskriptive mit dem Normativen überzeugend verband und für die Galerie musikalischer Genien, von Schütz über Bach und die Wiener Klassiker bis zu den Romantikern, ja von Wagner, Bruckner, Strauß bis zu Hindemith und Schönberg, die Maßstäbe werkgerechter Wiedergabe zu setzen verstand? Heute ist es keine Indiskretion mehr, Herrn Karl Haldenwang unsere

Bewunderung auszusprechen für sein Talent, Musik ins Wort zu fassen. Viele Kunstberichte (von den Referaten über Museen und Ausstellungen gilt das nicht weniger) sind, wegen ihrer stofflichen Information und stilgeschichtlichen Gesamtschau, über den Tag hinaus aktuell geblieben. Das gilt besonders für den Bereich der mittelalterlichen Architektur.

Als Mitarbeiter von Adolf Mettler machte Ernst Müller Untersuchungen über die Regel des hl. Benedikt, in ihrer Bedeutung für die liturgische Ordnung in den Cluny- und Hirsauer Bauten. Er verfaßte eine Monographie (mit Ikonographie) über die Hirsau-Niederlassung Neckartailfingen. Er inventarisierte die frühesten Steinkirchen der Merowingisch-Karolingischen Zeit im Südwestraum (alles erschienen in „Schwäbische Heimat“) und erforschte den Zusammenhang der großen Klostergrüter des Mittelalters mit dem Kirchengut der evangelischen Kirche in Württemberg. Die Würdigung beispielhafter Vergangenheit und ihrer epochalen baulichen Zeugnisse war jedoch nicht Selbstzweck, als fiele das Schaffen der Gegenwart etwa gänzlich ab, beim Vergleich mit früherer Zeit. Das Zeitgenössische kam daneben durchaus zu seinem Recht, und mancher Leser fragte sich, wie der intime Kenner der Romanik zugleich einem Picasso, Otto Dix, Willy Baumeister und Kandinsky gerecht werden könne? Ernst Müller hat sich in Fragen der Kunst stets bereitwillig engagiert und auf die jeweilige Thematik von Werk und Autor konzentriert; er hat sich aber nicht zwingen lassen, auf eine Richtung, eine Periode zu schwören. Wer zwischen den Zeilen zu lesen vermochte, konnte merken, daß eine diskrete Verteilung der ästhetischen Gewichte schon auch mitvollzogen wurde. Aber die Sache selbst hatte, aus dem Bewußtsein aller Urteilsbedingtheit, Vorrang vor der persönlichen Bewertung. Wer selbst vom Handwerk Ahnung hat – und wir bestritten ja im „Schwäbischen Tagblatt“ ein Jahrzehnt lang gemeinsam den Musikbericht –, der mußte je und dann lächeln über die Tadelsfrage: „Wie kann man über Wagner und Verdi sprechen, gar noch in positivem Sinn, wenn man zu Bach ein Verhältnis der inneren Bindung hat?“ Und ob man das kann! Man muß es eben können. Jedes Zeitalter, auch silberne Klassik und was noch darunter ist, wurde von ihm in seinem Eigenrecht anerkannt; freilich nicht solche Jahre, sei's unter jenem Kaiser oder jenem Wieheißterdochgleich, die eben schlechterdings nichts aufzuweisen hatten.

Landschaft und Kunst, abseits steriler Blut-Boden-Mystik, aus ihrer Einheit zu verstehen, dazu bedarf

es der einfachen und deshalb so schwierigen Wahrnehmungsfähigkeit; sie ist die entscheidende Voraussetzung nachschaffenden künstlerischen Vermögens, das Heinrich Wölfflin als selten bezeichnete: „Es ist durchaus nicht natürlich, daß jeder sieht, was da ist.“ Ein guter und sonnenheller Tag bescherte uns, vor Jahren, das Vergnügen gemeinsamer Fahrt, quer durch Schönbuch, Alb, Verwerfungsgebiet am Schwarzwaldrand, Baar und Bodensee-Ufer. Da war es ein sonderliches Vergnügen, zur Erläuterung vielfältiger Landschaft aus dem Mund des exakten Kenners, ein geologisch-theologisches Reisekolleg zu hören, wie's Stadelmann oder Eckermann anno dazumal aus Goethes Bemerkungen und Notizen zur Postfahrt vernahmen. „Dort ging der junge Dichter in die Dorfschule; hier machte der einstmals berühmte und streitbare Theologe seine Spaziergänge; und in jenem Haus amtierte das technisch-astronomische Naturgenie, einsam und ohne von sich reden zu machen.“ Ich dachte an zwei andere, allerdings weit überragende Wanderfreunde: Justinus Kerner und Ludwig Uhland, wie sie im Jahre 1805 (Ernst Müller hat es im Vorwort zu seiner Uhland-Ausgabe liebenswürdig nacherzählt) „durch herbstlich gefärbten Wald auf einem Höhenzug in der Nähe der Stadt Tübingen“ gemächlich marschieren und aus Kerners Entzücken der Ausruf laut wird: „Gesegnetes Württemberg!“

Im Januar 1961 hat ihm die Evangelisch-theologische Fakultät der Johannes-Gutenberg-Universität in Mainz „auf Grund seiner Verdienste um die Förderung der Theologie in Erforschung, Darstellung und Interpretation von Problemen, Persönlichkeiten und Epochen der Kirchen- und Geistesgeschichte“ den Doctor theologiae honoris causa verliehen. Es ist dem derzeitigen Prorektor der Alma Mater Moguntina eine Ehre und Freude, sich dieses Tages zu erinnern und dem schaffensfrohen „munteren Greis“ noch viele Jahre geistiger und körperlicher Frische zu wünschen; dankbar für das, was er so vielen Menschen gab; ein wenig neugierig auf das, was er noch schreiben wird. In meine Hölderlin-Ausgabe („Studien zur Geschichte seines Geistes“) schrieb er die Widmungsworte, die mir zum freundlich-strengen Antrieb geworden sind:

Musae et rationi in Spiritu captis dedices opus tuum futurum: Der Muse und der prüfenden Vernunft, im Geiste vereinigt, mögest Du Dein künftiges Werk übereignen. Geist und Kunst sind die ersten Gratulanten zum Ehrentag Ernst Müllers in der Landschaft seiner schwäbischen Heimat.

Gepflegte Landschaft

Von Helmut Schönnamsgruber

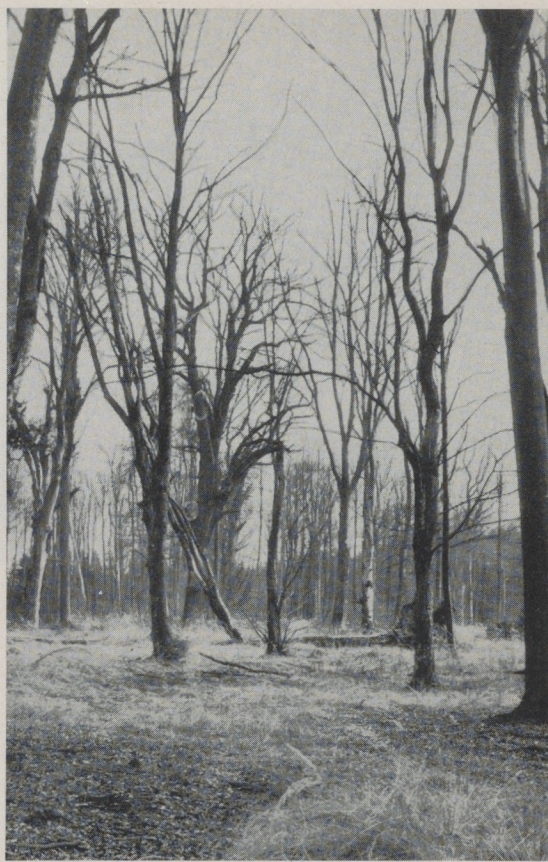
Einleitung

In den vielen Jahren seiner Tätigkeit als Herausgeber des Schwäbischen Tagblattes hat sich Ernst Müller darum bemüht, das Interesse seiner Leser auf die Landschaft um Tübingen und weit darüber hinaus zu lenken. In vielen Artikeln, die sich besonders mit dem Werden und der Geschichte unserer Heimat befaßten, berichtete er über manche Sorge um die künftige Entwicklung, gab Anregungen, brachte konkrete Vorschläge und förderte damit das Verständnis für Naturschutz und Landschaftspflege.

Wenn wir unsere heutige Landschaft und ihr Entstehen unter dem Einfluß der landschaftsformenden Kräfte kritisch betrachten, so fällt auf, daß erst in neuerer Zeit der Mensch als Gestalter und Verbraucher der Landschaft eine wesentliche Rolle spielt. Nur wenige Restflächen zeigen, was von Natur aus vorhanden wäre, sie legen Zeugnis davon ab, welche Pflanzengesellschaften sich ohne Einfluß des Menschen oder vom Menschen nur geringfügig verändert ausgebildet haben. Beispiele hierfür sind unberührte Hochmoore, Schutthalden, Felsköpfe, schwer zugängliche Schluchten, See- und Meeresufer, Binnendünen, Schotterflächen in großen Flüssen und Auwälder am Rande solcher Ströme.

Der Großteil unserer Heimat wurde vom Menschen umgestaltet, die einst weithin geschlossenen Wälder wurden gerodet, meist nur noch auf wenig fruchtbaren Böden blieben Reste stehen, die ihrerseits häufig durch Maßnahmen der Forstwirtschaft in naturferne oder naturfremde Forste umgewandelt wurden. Allerdings ist in den letzten Jahren, besonders unter dem Einfluß der Standortserkundung und des wachsenden Verständnisses für ökologische Zusammenhänge ein Trend zu naturnäherer oder besser standortgerechter Bewirtschaftung der Waldungen erkennbar. Das ist deshalb zu begrüßen, weil gerade in der Umgebung größerer Städte die zunehmende Freizeit immer mehr Menschen dazu veranlaßt, Erholung im Walde zu suchen. Die Forstverwaltung unseres Landes bemüht sich seit Jahren mit großem Erfolg darum, Einrichtungen zu schaffen, die vielfältige Erholung im Walde ermöglichen. Als Beispiel hierfür darf der Schönbuch als wichtiges Naherholungsgebiet im Herzen Württembergs genannt werden (Abb. 1).

In manchen Teilen unserer Heimat ist eine andere



1. Naturschutzgebiet „Eisenbachhain“ beim Einsiedel im Schönbuch

Entwicklung zu beobachten, die eng verknüpft ist mit Rationalisierungsmaßnahmen der modernen Landwirtschaft. Weite Flächen werden nicht mehr landwirtschaftlich genutzt, weil sie zu steile Hanglagen aufweisen, die einen Maschineneinsatz unmöglich machen oder weil ihre Böden, sei es mangels ausreichender Nährstoffversorgung, sei es wegen ungünstiger Wasserversorgung – zu trockene oder zu nasse Standorte – oder wegen ihrer Flachgründigkeit keine ausreichenden Erträge bringen. Diese „Grenzertragsböden“ nehmen auch deshalb an Umfang erheblich zu, weil viele Nebenerwerbs- oder Feierabendbetriebe eingegangen sind. Man kann hier von einer echten „Sozialbrache“ sprechen; früher in der Landwirtschaft beschäftigte Menschen haben in der Industrie neue Arbeitsplätze gefunden, erzielen höhere Verdienste als einst und können oft trotz besten Willens infolge ihrer körperlichen Beanspruchung im Beruf am Feierabend oder am Wochenende nicht noch zusätzlich Landwirtschaft betreiben.



2. Landwirtschaftlich kaum mehr genutzte Flächen im Alb tal unterhalb Herrenalb

Die Landwirtschaft muß, soll sie auf dem europäischen Markt konkurrenzfähig bleiben, alle Anstrengungen unternehmen, um die Landschaft auch weiterhin ertragreich nutzen zu können. Flurbereinigung, Aussiedlung, Dorfsanierung, Mechanisierung, Veredlungswirtschaft, Sonderkulturen, genossenschaftliche Vermarktung erfordern große Aufwendungen. Die Prognosen für das Jahr 2000, wie sie etwa von der Europäischen Kommission in Brüssel gegeben wurden und die vor allem eine erhebliche Zunahme der Betriebsgrößen bei gleichzeitiger Verminderung der Zahl der Betriebe vorsehen, können nicht ohne Einfluß auf das Aussehen unserer Landschaft bleiben. Freilich hat es keinen Zweck, nun romantisierend dem Vergangenen nachzutrauern und zu bedauern, daß die bunte Vielfalt kleinparzellierten Landes immer mehr den Großflächen von Einzelkulturen weichen muß. Es bleiben zwangsläufig gerade durch diese Rationalisierungsmaßnahmen so viele Restflächen übrig, die, wenn sie nur entsprechend gestaltet und gepflegt werden, ein abwechslungsreiches Landschaftsbild erhalten.

Eine entscheidende Frage ist aber dabei offen: Wer soll die Flächen pflegen, aus denen sich die Landwirtschaft zurückzieht, und wer soll die finanziellen Aufwendungen tragen, die zwangsläufig entstehen müssen? Es gibt verschiedene Möglichkeiten, wie man zu einer Lösung kommen kann. Einmal könnte man an staatlich subventionierte „Landschaftspflegehöfe“ denken, mit Spezialgeräten ausgestattet, die – ähnlich wie in Österreich und in der Schweiz – auch steile Lagen und nasse Stellen pflegen können. Das würde aber zweifellos sehr hohe finanzielle Zuwen-

dungen erfordern, denn ein Ertrag kann bei solchen Pflegemaßnahmen nicht erwartet werden. Ein zweiter Weg führt über die Gewährung von „Mähgeldern“ zum Ziel, er setzt aber voraus, daß in der Landschaft überhaupt noch Landwirte vorhanden sind, die eine solche Pflege übernehmen können (Abb. 2). Auch der Einsatz von Lohnunternehmern ist denkbar, die zum Beispiel zwischen Heuet und Ernte freie Arbeitskapazitäten aufweisen. Die Forstverwaltung hat bei Maßnahmen der Landschaftspflege außerhalb der Wälder schon seit einigen Jahren mitgewirkt, neuerdings ist diese Amtshilfe durch einen Erlaß des Landwirtschafts- und des Kultusministeriums geregelt worden. Für alle diese Maßnahmen sind aber erhebliche Mittel im Haushalt des Staates und der Gemeinden erforderlich.

In manchen Fällen, besonders in Naturschutzgebieten, müssen aber Pflegemaßnahmen zu ganz bestimmten Zeiten während der Vegetationsperiode durchgeführt werden. Außerdem sind häufig Spezialgeräte notwendig, etwa für Streuwiesen oder sehr steile Hänge, die nur von fachlich dafür besonders geschulten Kräften bedient werden können, also von Pflegetrupps, wie wir sie im Rahmen unserer mehrjährigen Pflegemaßnahmen mit Erfolg eingesetzt haben. Damit soll keine Konkurrenz für Land- und Forstwirtschaft entstehen, sondern wir wollen ergänzend zu deren Bemühungen um die Landschaftspflege solche Standorte erhalten, die für die Wissenschaft besondere Bedeutung besitzen oder wegen ihrer überragenden Erholungsfunktionen pflegebedürftig sind. Im folgenden sei deshalb ein Bericht über die Arbeit der letzten Jahre gegeben.

3. Grindenflächen
beim Schliffkopf
mit vordringender
Fichte



Pflegemaßnahmen in Naturschutzgebieten

Otto Feucht, Richard Lohrmann, Hans Schwenkel und Walter Schoenichen haben schon vor Jahren auf die Gefahren hingewiesen, die entstehen können, wenn Naturschutzgebiete, die Zeugnisse menschlicher Wirtschaftsformen darstellen, ohne Pflege sich selbst überlassen bleiben. Walter Schoenichen prägte dafür den Begriff des „experimentellen Naturschutzes“.

Viele unserer württembergischen Naturschutzgebiete sind Beweise für einstige Wirtschaftsformen, es mag nur an die Hardte, etwa das Irrendorfer Hardt, an einmündige Hochwiesen, zum Beispiel am Irrenberg und Zellerhorn, an ehemalige Weideflächen in Schwarzwaldhochlagen (am Schliffkopf, Abb. 3), an Weidewälder und Schafweiden (im Greuthau beim Lichtenstein), an Streuwiesen (im Federsee- und Eriskircher Ried) erinnert werden. Mit ihrer Unterschutzstellung, also dem Konservieren und Fernhalten jeglichen menschlichen Eingriffs, ist die Aufgabe des Naturschutzes nicht erfüllt, es müssen gezielte Pflegemaßnahmen, die jährlich oder in größeren Abständen erfolgen sollen, durchgeführt werden.

Dem jeweiligen Schutzzweck entsprechend müssen solche Pflegemaßnahmen gründlich vorbereitet werden. Für die Erhaltung wertvoller Pflanzen- und Tiergemeinschaften spielt der richtige Zeitpunkt beim Mähen eine entscheidende Rolle. So muß zum Beispiel bei Orchideen unbedingt die Samenreife abgewartet werden. In Vogelschutzgebieten muß das Brutgeschäft beendet und die Jungen müssen flügge geworden sein. Deshalb ist eine eingehende wissenschaftliche Untersuchung nötig, die zunächst eine Be-

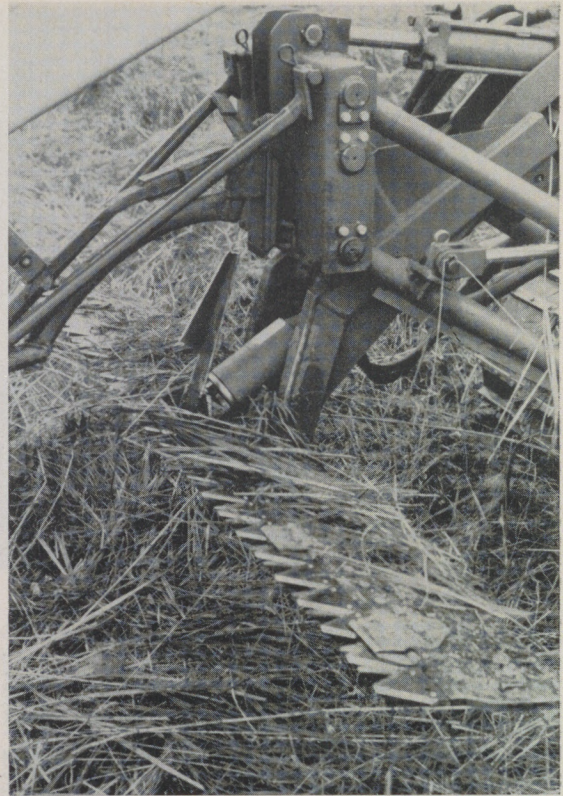
standsaufnahme ergibt. Häufig kann für Pflanzengesellschaften – und aus ihnen abgeleitet auch für bestimmte Biotope – das Luftbild eine gute Hilfe bringen. Baum- und Gebüschgruppen, die später bei der Festlegung der zu pflegenden Flächen als Orientierungshilfe wichtig sind, kann man auf solchen Aufnahmen besonders bei einer stereoskopischen Betrachtung gut erkennen. Außerdem vermitteln sie – im Vergleich zu späteren Aufnahmen – einen guten Überblick über den Erfolg von Pflegeeingriffen und lassen erkennen, wie schnell z. B. die Wiederbewaldung und Verbuschung vor sich geht.

Vor Beginn der Pflegearbeiten sollten Dauerquadrate ausgewählt werden, die typische Ausschnitte des Naturschutzgebietes aufweisen. Sie müssen im Gelände verpflockt werden und sind in eine Karte einzutragen, damit sie später wieder aufgefunden werden können. Erfolg oder Mißerfolg von Pflegemaßnahmen kann so gut beurteilt werden. Es ist klar, daß für diese Frage auch Flächen auszuscheiden sind, die eine ungestörte Entwicklung zeigen, also sogenannte „Nullquadrate“, und die nicht gepflegt werden dürfen.

Der Mangel an Arbeitskräften und Geldmitteln zwingt dazu, Pflegemaßnahmen möglichst rationell durchzuführen. Außerdem sollte sehr sorgfältig überlegt werden, wo gearbeitet werden muß, um recht verschiedenartige Gebiete zu erfassen und gleichzeitig sicherzustellen, daß gezielte Pflegeeingriffe auch in Zukunft regelmäßig erfolgen können. Es kann sich auch nicht darum handeln, nur um der Statistik willen möglichst große Flächen zu erfassen, lieber weniger, aber sorgfältig, als mehr und nachlässig pflegen ist



4. Spezialmähergerät „Ratrac“ im Einsatz



5. Mähbalken mit Hydraulik am „Ratrac“

6. Bergen des „Ratrac“ durch die Bundeswehr (links)

unsere Aufgabe. Eine gute maschinelle Ausrüstung ist unerlässlich, sie sollte dem jeweiligen Einsatzzweck angepaßt sein und bei jedem Wetter und bei schwierigstem Gelände gute Leistungen erbringen.

Unsere Erfahrungen in den letzten Jahren zeigten, daß manche „Kinderkrankheiten“, besonders bei neu-entwickelten Geräten, zu überwinden waren (Abb. 4). Die üblichen Mähgeräte zum Beispiel sind den starken Anforderungen, wie sie seit Jahren nicht mehr gemähte Flächen stellen, meist nicht gewachsen. Es darf zudem nicht vergessen werden, welche körperlichen Leistungen bei Pflegemaßnahmen verlangt werden, hier muß ich unseren Naturschutzwarten und den vielen freiwilligen Helfern ein besonderes Lob aussprechen.

Den Anfang mit größeren Pflegearbeiten machten wir im Naturschutzgebiet Federsee, wobei sich unser Naturschutzwart Rolf Mahr hervorragende Verdienste erwarb. Unter schwerstem persönlichem Einsatz und mit großem Einfühlungsvermögen in die verschiedenen Biotope hat er mit anfangs technisch unzulänglichen Maschinen, einem leichten Schlepper mit Mähwerk und einem drillingsbereiften Einachsmotormäher im schwierigen Streuwiesengelände gearbeitet und trotz dieser Schwierigkeiten erhebliche Flächen, die als Balz- und Brutplätze seltener Vogelarten eine wichtige Rolle spielen, freigehalten. Früher holten die Landwirte der Federseegemeinden regelmäßig im Spätsommer und Herbst die Streu, heute ist diese Art der Pflege kaum mehr aktuell, weil die moderne



7. Alte Weidebuche im „Greuthau“ nach der Freistellung



8. Weidebuchen-„Nachfolger“ im Greuthau

Art der Aufstallung – mit Schwemmentmistung zum Beispiel – nur noch wenig Streu erfordert, das Getreidestroh reicht hierfür vollkommen aus.

Seit zwei Jahren ist im Naturschutzgebiet Federsee (und in anderen Riedgebieten Oberschwabens und des westlichen Bodensees) ein Spezialraupenfahrzeug in Erprobung und im Einsatz, das aus einem Fahrzeugtyp zur Pflege von Skipisten im Gebirge von der Züricher Firma Dr. Schleuniger und Co. entwickelt wurde und das bei uns unter härtesten Bedingungen seine Bewährungsprobe bestanden hat (Abb. 5). Mit Hilfe dieses „Ratrac“ gelang es, große Flächen zu mähen, die bisher nicht bearbeitet werden konnten, so zum Beispiel bis nahe an den Anwuchs, also bis zum Schilfgürtel um den Federsee. Der geringe Auflagedruck der breiten Gummi-Gleisketten ermöglicht auch das Befahren von stark anmoorigem Gelände. Ein Mähbalken vor dem Fahrzeug bringt eine gute Pflegeleistung. Anfang Februar dieses Jahres schien es allerdings, als ob dieses wertvolle Gerät für uns verlorengehen würde. Ein plötzlich einsetzendes Tauwetter hatte den Untergrund einer Fläche an der Seekircher Ach derart aufgeweicht, daß das Rau-

penfahrzeug, das zum Materialtransport zur Beobachtungsstation verwendet worden war, einsank. Nur mit Hilfe der Bundeswehr, die Pioniere und einen Hubschrauber einsetzte, gelang es, das Raupenfahrzeug zu bergen (Abb. 6). Hierfür soll auch an dieser Stelle dem II. Korps in Ulm ein besonderer Dank ausgesprochen werden.

Ebenfalls seit einigen Jahren führen wir Pflegearbeiten auf Grundstücken durch, die dem Schwäbischen Heimatbund gehören und am Irrenberg auf der Balingen Alb und am Spitzberg bei Hirschau liegen. Über zwanzig Jahre lang war auf großen Flächen am Irrenberg nicht mehr gemäht worden, es hatte sich ein zäher Filz aus Gräsern und jungen Holzpflanzen gebildet, manche Stellen waren außerdem geradezu übersät mit Ameisenhaufen, wie sie gerade auf solchen Hochwiesen auftreten, die ungepflegt sind. Mit dieser Verfilzung und Verbuschung geriet manche Kostbarkeit der Albhochwiesen in Gefahr. Freiwillige Helfer, in diesem Sommer vom Deutschen Jugendbund für Naturbeobachtung (DJN), sorgten für das Abräumen der Flächen, die mit zwei Einachsmotormähern der Firma Agria gemäht worden waren.

Damit ist die reiche Flora konkurrenzfähiger geworden und die Pracht der Mähder hat wieder zugenommen.

Am Spitzberg sind es vor allem Robinien, die dank ihrer ungeheuren Vitalität fast jede andere Vegetation unterdrücken und damit gerade das vernichten, was hier an Besonderheiten der Flora geschützt werden soll. Zugleich werden dabei auch die Lebensräume verschiedener Tiere eingeengt, die hier teils als Vorposten, teils als Relikte anzutreffen sind und von denen die „Spitzberg-Monographie“ umfassend berichtet. Einfaches Abhauen der Robinien, wie es vor einigen Jahren wiederholt durchgeführt wurde, brachte – wie zu erwarten war – keinen bleibenden Erfolg. Die Robinien schlugen, vor allem aus Wurzeln, vermehrt aus und es blieb keine andere Wahl, als spezielle Mittel auf der Basis wuchsabtötender Stoffe einzusetzen und damit die Stümpfe frisch abgeschnittener Sprosse zu bestreichen. Hierbei haben uns Angehörige des DJN vielfältige Hilfe geleistet. Besonders günstig war, daß ein diesjähriges Naturschutzlager dieses Bundes auf dem Spitzberg durchgeführt werden konnte. Über dieses Lager und seiner Ergebnisse wird im nächsten Jahr in dieser Zeitschrift berichtet werden. Heute aber sei unserem Naturschutzwart Hans Schmid und den Mitgliedern des DJN-Lagers ein herzlicher Dank für ihre Arbeit ausgesprochen.

Im Naturschutzgebiet „Greuthau“ dienen unsere Pflegemaßnahmen der Auslichtung von Wacholderheiden und dem Schutz der alten Weidbuchen (Abb. 7). Jeder Besucher dieses wichtigen Ausflugsziels kann sich selbst davon überzeugen, was geschieht, wenn nicht pflegend eingegriffen wird. Um die heutigen Waldstücke, deren Standorte einst nur mit wenigen Weidebuchen überstellt waren, breitet sich mit großer Geschwindigkeit ein Heckensaum, vor allem aus Gehölzen, die gegen den Verbiß durch Schafe geschützt sind, aus. Besonders Schlehen, Weißdorn, Rosen spielen hierbei eine Rolle. Nun sind solche Waldsäume in der Landschaft erwünscht, sie bieten besonders im Frühjahr und Herbst prächtige Bilder, außerdem bilden sie wichtige Lebensräume für manche gefährdete Tierart. Aber hier im Greuthau verstellen sie den Blick auf wesentliche Elemente dieses ehemaligen Weidewaldes, auf die stattlichen Weidebuchen. Natürlich werden manche solcher Säume erhalten bleiben müssen, das ist schon der Vielfalt der Landschaftsbilder wegen nötig.

Schaut man diese Buchen aber heute näher an, so erkennt man rasch, wie gefährdet sie sind. Ihr Schicksal ist besiegelt, wenn es nicht gelingt, sie von ihren

Bedrängern, menschlich gesprochen, von ihren eigenen Kindern zu befreien. Oft kreisrund sind sie längs des Kronentraufes von unzähligen jüngeren und älteren Buchen umgeben, die die Krone des Mutterbaumes zum Absterben bringen. Deshalb haben wir begonnen, durch Pflegehiebe gerade diese schönen alten Buchen wieder freizustellen.

Etwas anderes soll aber gleichzeitig erreicht werden, nämlich die „Ersatzbeschaffung“ für Weidebuchen, die wegen ihres Alters zwangsläufig einmal ausfallen müssen. Deshalb stellen wir bestimmte Gruppen junger Buchen, die häufig stark vom Schaf verbissen sind, frei und erziehen damit das „Ausgangsmaterial“ für künftige Weidebuchen (Abb. 8).

Besonders auffallend sind im Greuthau die – von der natürlichen Verbreitung dieser Holzart aus gesehen standortsfremden – Fichten. Auf der Freifläche erwachsen, rundum tiefbeastet, zum Teil mit Absenkerbildungen und Tochterstämmen aus den unteren Ästen, bereichern sie das Landschaftsbild (Abb. 9). Wir werden nur dort pflegend eingreifen, wo zu große Fichtenbestände auftreten.

Zur Schwäbischen Alb gehören in besonderem Maße die Wacholderheiden, die seit langem als Schafweiden genutzt wurden. Mit ihrer eigentümlichen Vegetation, ihren markanten Baumgestalten in Säulen- und Kegelform, den Silberdisteln im Herbst und dem kurzen Rasen erfreuen sie jeden Besucher. Der Rückgang der Schafhaltung brachte eine starke Vermehrung der Wacholderbestände, die sich an manchen Stellen so dicht zusammenschlossen, daß ein Eindringen fast unmöglich wurde (Abb. 10). Hier haben wir pflegend eingegriffen und versucht, das typische Bild wieder zu schaffen, das diese Landschaft prägt und zum anderen dem Schäfer die Möglichkeit zu geben, solche Teile wieder stärker mit Schafen zu befahren und damit zu erhalten.

Pflegebedürftig sind auch Teile der Grindenhochflächen des Nordschwarzwaldes, vor allem am Schliffkopf. Früher als Weide, besonders von Baiersbronn aus, genutzt, dienten sie nach der Einführung der Stallfütterung zur Futter- und Streugewinnung. Viele Jahrzehnte hindurch wurden diese „Bockserflächen“, die ihren Namen vom häufig vorkommenden Borstgras = Bocksergras haben, an Interessenten verpachtet. Heute will niemand mehr Streu oder Futter von dort oben holen. Große Flächen tragen ausgedehnte Latschenbestände, aber die Latschen werden vielfach von der überall vordringenden Fichte bedroht, in deren Schatten sie allmählich absterben.

Da es sich um ein wichtiges Ausflugsziel handelt, kommt noch als weiteres Argument hinzu, daß die

9. Senkerbildung bei Fichten im
Greuthau mit Tochterstämmen



10. Geschlossene
Wacholderbestände
im Greuthau

11. Aushieb aufkommender
Fichten am Schliffkopf





12. Pflege von Wacholderbeständen bei Onstmettingen mit dem Reinigungsgerät

Fichten die Aussicht nach allen Richtungen versperren. Deshalb wurden in den letzten Jahren gerade auf dem Schliffkopf und in seiner Umgebung ausgedehnte Pflegemaßnahmen unter Mitwirkung der Forstämter und mit vielen freiwilligen Helfern durchgeführt (Abb. 11). Der Schwarzwaldverein und die Bergwacht Schwarzwald mögen stellvertretend für alle genannt werden, die hier Vorbildliches leisteten.

Selbstverständlich werden nicht alle Teile der Grinden gepflegt. Die Natur soll sich auf den meisten Flächen nach ihren eigenen Gesetzen entwickeln können. Es wird ein Fichtenwald mit einzelnen Tannen, Forchen, Vogelbeeren und Birken aufkommen, die Legforchen werden zum größten Teil verschwinden. Vielleicht kommt es an manchen Stellen, an denen die Entwässerung einstiger Hochmoore nicht zu radikal durchgeführt wurde, auch wieder zu erneuter Moorbildung und später zum Absterben der Fichtenwälder.

Wir stehen erst am Anfang solcher Pflegeeingriffe in Naturschutzgebiete, viel Arbeit ist noch zu leisten

und manche Maßnahme wird sich erst in Jahren auswirken. In manchen Fällen müssen wir noch Erfahrungen sammeln, aber unsere Aufgabe ist klar erkennbar: mitzuhelfen an der Erhaltung dieser Kostbarkeiten unserer Heimat.

Pflegemaßnahmen in Landschaftsschutzgebieten

Große Teile unserer heimischen Landschaft sind wegen ihrer Schönheit und natürlichen Eigenart unter Landschaftsschutz gestellt. Das bedeutet, daß sie von Verunstaltungen freibleiben sollen, daß aber die bisherige land- und forstwirtschaftliche Nutzung ohne Behinderung durchgeführt werden kann. Was geschieht aber, wenn der Landwirt diese Flächen sich selbst überläßt, wenn ehemalige Weinberge nicht mehr bewirtschaftet werden oder wenn keine Schafe mehr auf die Weideflächen der Schwäbischen Alb getrieben werden?

Die Landschaft verwildert, Gebüsch, Hecken und lichte Wälder entstehen, die Entwicklung geht in unserem Klima fast überall in Richtung Wald. Soll man hier große Mittel einsetzen, um eine solche Entwicklung aufzuhalten, lohnt es sich überhaupt, hierfür Geld aufzuwenden?

Es war schon eingangs die Rede davon, daß der Anteil der Freizeit ständig zunimmt, daß immer mehr Menschen am Feierabend und zum Wochenende in die freie Landschaft streben, weg vom Lärm der Siedlungen. Es genügt nicht, obwohl auch das eine wichtige Aufgabe unseres Themas ist, Grünanlagen in den Siedlungen zu schaffen oder Grünzonen um die Verdichtungsgebiete zu legen. Gerade die Landschaftsschutzgebiete geben die Möglichkeit zu vielfältiger Erholung. Es kommt weniger darauf an, sie „schön“ zu gestalten, sie sollen ihre charakteristische Prägung zeigen, aber hierzu ist manche Pflege notwendig.

Die Fülle all der Maßnahmen, die in unseren Landschaftsschutzgebieten durchgeführt werden muß, kann heute nur skizzenhaft dargestellt werden. Besonders die Schafweiden auf der Schwäbischen Alb und die Wiesentäler im Bereich des oberen Neckars und des Schwarzwaldes werden in diesem und in den nächsten Jahren gepflegt. Geschieht nichts, so wachsen diese Flächen zu und das bisher abwechslungsreiche Bild der Landschaft verarmt. Bei Onstmettingen am Salenberg (Abb. 12) und im Digelfeld bei Hayingen, sowie auf der Gemarkung Mehrstetten wurden große Wacholderheiden gereinigt. Motorsägen, spezielle Reinigungsgeräte und Motormäher waren im Einsatz, auch unser Unimog hat sich bei

diesen Arbeiten sehr bewährt. Während der Semesterferien hatten wir dabei wirksame Unterstützung durch Studenten der Universität Tübingen. Ohne diese Hilfe hätten wir kaum das große Arbeitsprogramm bewältigen können.

Im Jahre 1970, das zum Europäischen Naturschutzjahr erklärt wurde, werden wir weitere Beispiele für solche Pflegemaßnahmen geben. Auch die staatlichen Forstämter haben ausgedehnte Pflegeeinsätze vorgesehen. Deshalb ist es notwendig, ein Zeitprogramm aufzustellen und die einzelnen Pflegearbeiten nach ihrer Dringlichkeit zu ordnen. An Arbeit wird es in nächster Zeit nicht fehlen, wohl aber an den notwendigen Arbeitskräften und mit Sicherheit auch am Geld.

Es ist klar, daß wir nicht alle die Gebiete erhalten können, die uns erhaltenswert erscheinen. Deshalb rechnen wir auch damit, daß unser Beispielgeben zur Nachahmung anregt, daß sich Landkreise und Gemeinden, besonders in Fremdenverkehrsgebieten ermuntern lassen, ebenfalls etwas zu tun (Abb. 13). Denn eine ungepflegte, verwilderte Landschaft läßt sich, um es ganz deutlich zu sagen, schlecht an Urlauber und Erholungssuchende „verkaufen“. Vielleicht könnte, ähnlich der Kurtaxe eine „Landschaftspflegeabgabe“ gerade in Erholungsgebieten, in „Bilungszentren des Fremdenverkehrs“ dazu beitragen,

die Pflegeaufgaben zu erleichtern. Dankbar sind wir allen freiwilligen Helfern für ihre uneigennützigte Mitarbeit bei solchen Maßnahmen. Wir hoffen auch in Zukunft auf weitere Unterstützung.

Jeder von uns kann aber ganz entscheidend etwas für eine gepflegte Landschaft tun, wenn er auf Wanderungen, bei Spaziergängen und anlässlich von Autofahrten die Landschaft sauberhält. Wie viele Waldränder, Parkplätze, Schutzhütten, Wander- und Spazierwege gleichen heute einem etwas in die Länge gezogenen Müllplatz. Es sollte selbstverständlich sein, hier Ordnung zu halten und auch andere, die oft nur gedankenlos etwas wegwerfen, an diese notwendige Ordnung zu gewöhnen. Denn niemand ist gerne bereit, für andere aufzuräumen, deshalb sollte man schon den Anfängen wehren!

Eine gepflegte Landschaft, eine Landschaft, in der man sich wohl fühlen kann und sich erholen kann, ist eine Aufgabe für uns alle. Nur durch Zusammenarbeit aller, sei es Land- und Forstwirtschaft, privater und amtlicher Naturschutz, seien es Straßenbau, Wasserwirtschaft und Baubehörden, können wir das Ziel erreichen, unsere heimische Landschaft anziehend und wohnlich zu erhalten. Pflegemaßnahmen sind dabei nur ein kleiner, aber wichtiger Beitrag, und die Mittel, die hierfür erforderlich sind, sind gewiß nicht unnütz ausgegeben.



13. Abfuhr von ausgehauenen Wacholderbüschen im Greuthau

Aufnahmen 1–5, 7–11 Schönnamsgrober / 6, 12, 13 Schmid



1. Das „Dachswiesle“. Blick vom Norden zum Filstal

Unsere Naturschutzgebiete

4. Das „Dachswiesle“ auf dem Hinteren Zwerenberg bei Gruibingen

Von Oswald Rathfelder

Mit Aufnahmen des Verfassers

Der Schwäbische Heimatbund hat nach längeren Verhandlungen das „Dachswiesle“ oberhalb Gruibingens mit Hilfe eines namhaften staatlichen Zuschusses von zwei Landwirten erworben. Die von Wald umschlossene Hochwiese (Abb. 1) liegt auf einer Schulterterrasse des stark durchfurchten Albtraufes des oberen Filstales. Ihre Entstehung verdanken wir der größeren Widerstandskraft der geschichtlichen Weißjura- β -Kalke gegenüber den Erosionserscheinungen. Zwar bildet dieser geologische Schichthorizont nicht wie auf weiten Teilen der Südwestalb den Felsenkranz des Albtraufes, da über ihm noch weitere Weißjura-schichten (γ und δ) erhalten sind, doch ist die β -Terrasse inmitten der Albhänge des oberen Filstales immer wieder erkenntlich.

Solche „Einebnungen“ sind seit jeher landwirtschaftliche Inseln im sonst geschlossenen Buchenhangwald. Sie werden überwiegend als Weideland genutzt. Bei tiefgründiger Bodenbedeckung ist, wie beim Dachswiesle, auch eine Wiesenbewirtschaftung möglich, allerdings oft nur in der einmähigen Form der charakteristischen „Mäder“. Solche nicht gedüngte Hoch- oder Bergwiesen zeigen eine Pflanzenwelt, die in ihrem Formenreichtum zu den liebenswerten Besonderheiten der Schwäbischen Alb zählen. Leider sind z. Z. diese Heiden- und Hochwiesen durch die Aufgabe der Landwirtschaft, durch Aufforstung oder durch einen sich selbst ansetzenden Anflugwald besonders gefährdet und bedürfen unseres besonderen Schutzes.



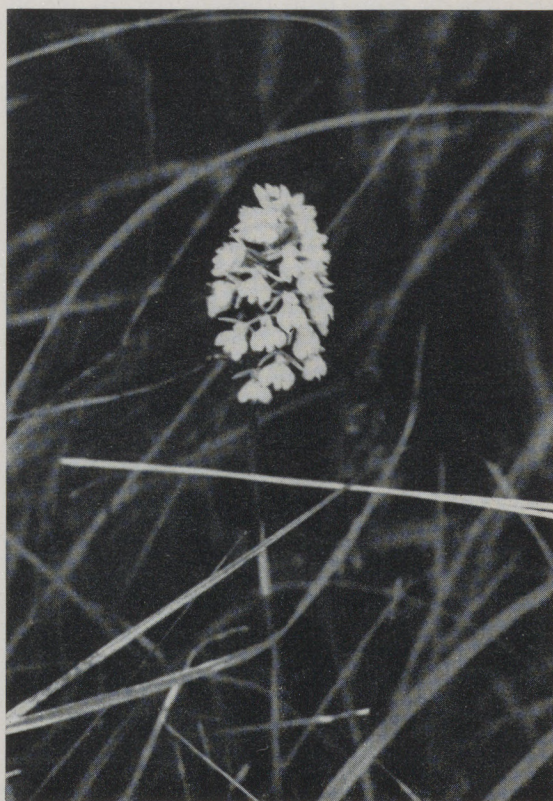
2. Mücken-Händelwurz



3. Blütenähre der Mücken-Händelwurz



4. Aufblühende Pyramiden-Orchidee



5. Weißblühende Pyramiden-Orchidee



6. Pflegemaßnahmen mit einem Einachsmäher auf der Heide des Oberen Leimberges

Anstelle der saftigen Wiesengräser der gedüngten und zweimal gemähten „Ohmdwiesen“ finden wir vor allem die Berg-Trespe (*Bromus erectus*), die als massenbildende Leitpflanze der umgebenden Pflanzengesellschaft den Namen „Brometum“ gegeben hat. In einer Vegetationstabelle (R. Schmidt) finden wir auf dem Dachwiesle in einem 100 m² großen Aufnahmequadrat folgende Begleiter:

Den Schafschwingel (*Festuca ovina*),
 die Fiederzwenke (*Brachypodium pinnatum*),
 das Zittergras (*Briza media*),
 das Wiesenlabkraut (*Galium molugo*),
 die Knautie (*Knautia arvensis*),
 die Vogelwicke (*Vicia eracca*),
 die Wiesenplatterbse (*Lathyrus pratensis*),
 das Wollige Honiggras (*Holcus lanatus*),
 den Wiesensalbei (*Salvia pratensis*),
 den Glatthafer (*Arrhenatherum elatius*),
 das Purgierlein (*Linum catharticum*),
 den Kriechenden Hauhechel (*Ononis repens*),
 den Knollenhahnenfuß (*Ranunculus bulbosus*),
 den Spitzwegerich (*Plantago lanceolata*),
 den Feldthymian (*Thymus pulegioides*),
 die Brunelle (*Prunella grandiflora*),
 den Klappertopf (*Rhinanthus alectorolophus*),
 das Mausohr-Habichtskraut (*Hieracium pilosella*),
 den Weißklee (*Trifolium repens*),
 die Wiesenflockenblume (*Centaurea jacea*),

die Rundblättrige Glockenblume (*Campanula rotundifolia*),
 die Kleine Bibernelle (*Pimpinella saxifraga*),
 die Taubenskabiose (*Scabiosa columbaria*),
 die Schafgarbe (*Achillea millefolia*),
 den Dornigen Hauhechel (*Ononis spinosa*).

Im Sommer treten vor allem die 3 gelbblühenden Schmetterlingsblütler: der Wundklee (*Anthyllis vulneraria*), der Hornklee (*Lotus corniculatus*) und der Hufeisenklee (*Hippocrepis comosa*), hervor.

Für Pflanzenkenner besitzt aber das Dachwiesle noch eine außergewöhnliche Sonderheit. Wie in der benachbarten Orchideenheide auf dem Oberen Leimberg (vgl. Rathfelder, „Die Anacamptisheide auf dem Oberen Leimberg“, Schw. Heimat Heft 1/1968) finden wir neben der Großen Händelwurz (*Gymnadenia conopsea*) (Abb. 2 und 3) auch eine ganze Anzahl der sonst äußerst seltenen Pyramiden-Orchidee (*Anacamptis pyramidalis*). Ihre wohlriechenden rubin- bis purpurroten Blüten bedecken zwar nicht wie dort gruppenweise die Magerwiese, sondern stehen einzeln eingestreut im übrigen Pflanzenbestand. Die dichtblütige Blütenähre kommt auf dem bis 25 cm hohen graziilen Stengel ganz besonders gut zur Geltung (Abb. 4). So wie die *Anacamptis* nach Hegi in seltenen Fällen (bis jetzt nur in der Schweiz nachgewiesen) Bastarde mit der wohlriechenden Händelwurz (*Gymnadenia odoratissima*) bilden kann, so ist auf dem Dachwiesle die Sonderheit einer Albino-



7. Abgemähtes Teilstück der Heide auf dem Oberen Leimberg

form (weißblühend) der Pyramiden-Orchidee zu verzeichnen (Abb. 5). Daneben ist als „Bindeglied“ zwischen Rot und Weiß eine rosarote Blütenähre zu finden.

So wenig der Name „Hochwiese“ oder „Bergwiese“ wegen ihrer Meereshöhe den Reichtum der Pflanzenwelt bedingt, so wenig hat eine allgemeine Nährstoffarmut die Bezeichnung „Magerwiesen“ für die Mäder geprägt. Im Gegenteil ist auf diesen Halbtrockenrasen meist ein überdurchschnittlicher Nährstoffgehalt nachgewiesen. Der vorhandene kohlen saure Kalk wirkt zudem einer Versauerung und Auslaugung entgegen. Entscheidend für den Fortbestand der Magerwiesen ist die Vermeidung jeglicher Düngung. Deshalb war es so wichtig, die Umwandlung des Dachswiesles in eine Viehweide zu verhindern, was nur durch den Ankauf erreicht werden konnte. Jetzt kann durch ein zeitlich festgelegtes Mähen ein wesentlicher Einfluß auf die Auslese der Pflanzenarten genommen und deren Reichtum nicht nur erhalten, sondern vielleicht sogar gesteigert werden. Da der Boden der meisten Magerwiesen von sich aus Wald trägt, wird durch die Sensenarbeit auch einem sich von selbst ansetzenden Anflugwald entgegengewirkt. Wie notwendig diese Pflegemaßnahmen sind, zeigt das benachbarte Beispiel der Anacamptisheide, die in ihrem Gehölzanflug an manchen Stellen zu ersticken droht. Dort konnte auf dem Eigentum des Schwäb. Heimatbundes durch einen Pfelegrupp der Bezirksstellen unter

Mitwirkung der Gemeinde Gruibingen und freiwilligen Helfern einer zu starken „Verdickung“ des Bewuchses entgegengewirkt werden (Abb. 6 und 7).

Als Beitrag für das Europäische Naturschutzjahr 1970 bemüht sich die Bezirksstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Nordwürttemberg zusammen mit dem Regierungspräsidium als Höherer Naturschutzbehörde, die Zahl ihrer Naturschutzgebiete zu verdoppeln. Das „Dachswiesle“ wird dabei eines dieser neuen Schutzgebiete sein. Wir hoffen, daß mit Hilfe der dann geltenden Schutzverordnung das Dachswiesle einer der den Pflanzenfreund so begeisternden Mäder bleibt, über die schon R. Gradmann in seinem Pflanzenleben der Schwäbischen Alb sagt: „Was die Mäder zu Lieblingen aller Blumenfreunde und zu wahren Wallfahrtsorten macht, das ist die Fülle schönblühender, zum Teil seltener Gewächse, die sich unberechenbar bald da bald dort in ihren Bestand mischen.“

R. Gradmann, Das Pflanzenleben der Schwäbischen Alb, 1950. – G. Hegi, Illustrierte Flora von Mitteleuropa, 1931. – O. Rathfelder, Bedrohtes Landschaftsbild um die Gosbacher Kreuzkapelle. Schwäb. Heimat 1960, Nr. 1. – Ders., Schutzwürdige und schutzbedürftige Landschaft zwischen Rosenstein, Hohenstaufen und Wasserberg. Jahresheft für Karst- und Höhlenkunde, Heft 6 1965. – Ders., Unsere Naturschutzgebiete: 3. Die Anacamptisheide auf dem Oberen Leimberg bei Gruibingen. Schwäb. Heimat 1968, Nr. 1. – Ders., Die Alb zwischen Randecker Maar und Jusi – Aufbau, Schutz und Pflege. Schwäb. Heimat 1968, Nr. 2. – Ders., Die Landschaft im Landesentwicklungsplan. Schwäb. Heimat 1968, Nr. 4.



Herzogin Anna von Württemberg

Aufnahme Württ. Landesmuseum

Zur Schwäbischen Bildnismalerei des frühen 16. Jahrhunderts

Von Werner Fleischbauer

Ein vor wenigen Jahren unter alten Beständen des Württembergischen Landesmuseums aufgespürtes Bildnis eines jungen Mädchens aus dem frühen 16. Jahrhundert verdient wohl bekanntgemacht zu werden. Lange rötlich-blonde Haare umrahmen das ovale Gesicht mit seinen etwas kleinen Augen. Das modische weiße, zum Teil auch grau-weiß damaszierte Kleid ist mit reichen breiten Goldborden gesäumt. Eine schwere goldene Halskette mit Anhänger fällt auf die Brust herab. Der schwärzlich-braune

Hintergrund trägt die Aufschrift: *Anna Herzogin zu Württemberg*. Das junge Mädchen ist somit die 1513 geborene und 1530 verstorbene Tochter von Herzog Ulrich und Schwester von Herzog Christoph. Sie blieb nach Ulrichs Vertreibung aus dem Lande im Jahre 1519 bis zu ihrem Tode bei ihrer Mutter Sabina, die häufig in Urach wohnte. Eine Miniatur in dem von Herzog Ludwig von Württemberg 1585 dem Erzherzog Ferdinand von Tirol für seine Bildnissammlung geschenkten Stammbüchlein (Wien,



Herzogin Maria von Braunschweig

Aufnahme
Landesbildstelle Württemberg

Österr. Nationalbibliothek ser. nov. 2634) gibt das Tafelbild samt der Inschrift genau wieder, es wird also damals noch im Besitz des Herzogshauses gewesen sein.

Das Bildnis, das wenig individuelle Züge erkennen läßt, muß dem Lebensalter des jungen Mädchens nach um 1520 gemalt sein – nach der Kleidertracht kaum später. Die gedämpften Farbtöne, auch des Karnates, die stille Haltung der geschlossenen, ruhigen Konturierung und auch der physiognomische Typus lassen das ansprechende Bildnis als die Arbeit eines Malers erscheinen, der eng mit dem Ulmer Maler Bartholomäus Zeitblom zusammenhängt.

Zwei künstlerisch hervorragende Zeichnungen, die bis 1945 im Besitz des Grafen Hans von Wilczek in Schloß Seebarn in Niederösterreich gewesen sind

(Handzeichnungen Alter Meister aus der Albertina u. anderen Sammlungen, herausgeg. von J. Schönbanner und J. Meder, Wien, Nr. 445 und 462 „Sächsischer Meister um 1520“: ausgeschnitten und erneut aufgeklebt), sind durch Aufschriften aus späterer Zeit, wohl aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, als die Bildnisse der Herzogin Sabina von Württemberg, der Gattin von Herzog Ulrich und der Herzogin Maria von Braunschweig, einer Stiefschwester des Herzogs gekennzeichnet. Maria, geboren 1496, wurde 1515 mit Herzog Heinrich d. J. von Braunschweig-Wolfenbüttel verheiratet, der sie aber bald wieder verließ „desswegen dess sie nicht schön wehre“ (Thöne, F., Wolfenbüttel, Zeit u. Glanz einer alten Residenz, München 1963, S. 38) und durch einen in ganz Deutschland übel besprochenen Skandal



Herzogin Sabina von Württemberg

Aufnahme
Landesbildstelle Württemberg

mit einer Hofdame der Herzogin Maria, Eva von Trott, berüchtigt wurde.

Die Zeichnung der Herzogin Sabina zeigt die Fürstin mit einem großen Federbarett und Golddrahthaube und Pelzkragen in einer Wendung gegen rechts. Der sehr lebendige Kontur, die geschwellte Linie des Nasenrückens, der leicht zugespitzte kleine Mund und der sehr bestimmte, selbständige Blick aus dem Bild heraus auf den Beschauer geben dem Bildnis den sehr unmittelbaren Ausdruck einer durchaus individuellen Physiognomie und Charakterisierung. Die Herzogin Maria ist als junges Mädchen dargestellt mit einem Klappenbarett, unter dem die offenen Haarflechten bis auf die Brust herabfallen. Sie blickt ruhig vor sich hin, die Gesichtszüge zeigen nicht die persönliche Prägung und Belebung wie die der Her-

zogin Sabina, der reifen Frau. Die offenen Haare, die Haartracht der Jungfrau, legen die Entstehung der Zeichnung der Gräfin – nicht Herzogin von Württemberg, wie die spätere Aufschrift angibt – auf die Zeit vor ihrer Heirat im Jahre 1515 fest. Die Tracht der Herzogin Sabina, besonders der große Hut und der Stehkragen des gefältelten Hemdes mit seinem Kräuselrand, läßt es kaum zu, die Bildniszeichnung in die Jahre vor 1530 anzusetzen. Dabei sind beide Zeichnungen bestimmt aus derselben Zeit und von der Hand desselben Künstlers. Vermutlich sind beide Zeichnungen als Gemälde ausgeführt worden. Zwei derbe getuschte Miniaturen aus dem späten 16. Jahrhundert in einem Stammbuch des Tübinger Schlosshauptmanns Nikolas Ochsenbach (Schlosshauptmann ab 1596, † 1626) (W. Landesbibliothek HB. XV. 5)

Elisabeth aus der „Heimsuchung“
des Talheimer Altars



geben die beiden Zeichnungen ganz genau wieder. Doch Zeichnungen könnten kaum so bekannt werden, als daß Ochsenbach sie als Vorlage für sein Stammbuch hätte finden können. So wird man für die Stammbuchbildchen Gemälde, wohl im Besitz des Herzogshauses, als Vorlage anzunehmen haben, und die beiden Zeichnungen als Vorzeichnungen für die Bilder betrachten können.

Der Maler der Zeichnung der Herzogin Sabina war, worauf mich schon im Jahr 1930 der damalige, unvergessene Direktor des Stuttgarter Schloßmuseums, Dr. Hans Buchheit, aufmerksam gemacht hat, der Meister der Gemälde des Talheimer Altars im W. Landesmuseum, der Meister von Meßkirch. Diesem ist mit Sicherheit nun auch die andere Zeichnung, die der Gräfin Maria, zuzuweisen. Auf den Tafeln des Talheimer Altares sehen wir dieselben fülligen, weichen Gesichter, den tief in die Wangen

eingebetteten kleinen Mund, die kugelig modellierten Augen und sogar auch denselben Schnitt der Augenlider. Die eigenartigen, knorpeligen und gebogenen Ohrmuscheln finden sich genauso auf allen Bildern des Meßkircher Meisters.

Es ist merkwürdig, daß von den beiden, gleichzeitig entstandenen Zeichnungen die eine, die der Herzogin Sabina, um oder nach 1530 entstanden sein muß, daß die Zeichnung der Braunschweiger Herzogin aber diese noch als junge Gräfin von Württemberg darstellt. Dem Zeichner muß ein Bildnis der Gräfin aus deren jungen Jahren als Unterlage gegeben worden sein. Wer, um 1530, den Auftrag für Zeichnungen und Bilder gegeben hat, ist schwer zu klären, sicher weder Herzog Ulrich noch die Herzogin Sabina, eher noch der junge Herzog Christoph, der mit seiner Mutter verbunden geblieben und mit dem Sohne der Herzogin Maria, Herzog Julius, befreundet war.



Nordbahnhof Stuttgart im Schnee. 1899. Skizze Öl auf Pappe. 45×61 cm. Erster Schneebahnhof des Künstlers.

Die Eisenbahnbilder von Hermann Pleuer (1863-1908)

Von Hermann Baumhauer

Die Galerie der Stadt Stuttgart nahm den 100. Geburtstag von Hermann Pleuer und Otto Reiniger zum Anlaß, vom 25. Januar bis 1. März 1964 die zwei bedeutendsten schwäbischen Impressionisten mit einer Gedächtnisausstellung zu ehren. Ihrer Eröffnung schickte Dr. Ernst Müller, Tübingen, einen Vortrag voraus, in dem er die Motive und Strebungen der „naturalistischen Wirklichkeitswut“ analysierte, die in den achtziger Jahren des letzten Jahrhunderts auch die jungen Stuttgarter Maler ergriff.

Hermann Pleuer, am 5. April 1863 in Schwäbisch Gmünd als Sohn eines Stahlgraveurs geboren und schon am 6. Januar 1911 in Stuttgart gestorben, gilt als die selbständigste und kraftvollste schwäbische

Künstlerpersönlichkeit dieser wirklichkeitsbesessenen Generation. Die Gemälde der genannten Galerie, der Staatsgalerie Stuttgart, des Museum Folkwang in Essen und vieler privater Sammlungen bestätigen dies. Den eindringlichsten Eindruck von Pleuers harter Auseinandersetzung mit der Gegenstandswelt ermöglicht jedoch die Sammlung Reinhard Freiherr Koenig-Fachsenfeld in Fachsenfeld, Kreis Aalen. Ihr Pleuer-Bestand umfaßt nicht nur beinahe 100 Gemälde, sondern auch rund 450 Handzeichnungen aus den Jahren 1883 bis 1908, ein unschätzbare Dossier, dessen spontane Skizzen und sorgfältigste Studienblätter die persönlichsten Fingerzeige geben zum Verständnis dieses so seltsam verschlossenen, lange hartnäckig be-



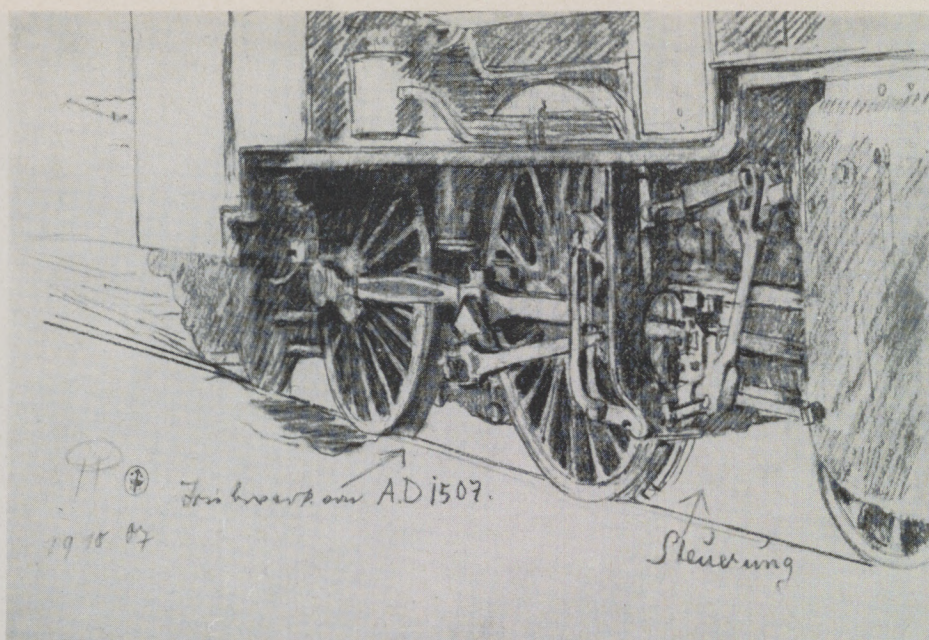
Stuttgarter Hauptbahnhof am Abend 1908. Öl auf Leinwand. 104×138,5 cm. Ausstellung 1908/09 im New Yorker Metropolitan-Museum. Galerie-Direktor Max Dietz schreibt über das Gemälde anlässlich der Gedächtnis-Ausstellung in Stuttgart 1911: „Am Ende des Lebens feiert Pleuer in den spätesten Bahnhofsbildern wahre Orgien von Licht.“

fehdeten und unbeirrt ringenden Malers, der in Franz Freiherr Koenig-Fachsenfeld seinen nicht weniger unbeirrbarren Mäzen hatte. Die folgende, auf den Fachsenfelder Stücken und Archivalien und mündlichen Berichten des Bruders des Künstlers, Prof. Richard Pleuer (1869–1960) beruhende Studie, die Herrn Dr. Müller als einem jahrzehntelangen Interpreten schwäbischer Kunst gewidmet ist, gilt Pleuers bekanntestem Motivkreis: der Eisenbahn.

Hermann Pleuer hat als „Der Maler der Eisenbahn“ viel postumen Ruhm erfahren. Hätte der Frühverstorbene die Begründungen dafür gehört, hätte er wohl zuweilen nachsichtig gelächelt, denn das Rühmen galt vornehmlich dem Kolumbus einer neuartigen Gegenstandswelt, anstatt dem Entdecker von unbekannten malerischen Bereichen. Pleuer war alles andere als der Rhapsode des rollenden Materials der königlich-württembergischen Eisenbahnverwaltung.

Er war Maler und nichts anderes. Er war es so sehr, daß er zuweilen klagte, mit seiner malerischen Begabung fühle er sich geradezu gestraft, weil er „einfach überall alles nach dem einen Gesichtspunkt sehe, ob es malerisch sei oder nicht“.

Pleuer hat sich von Jugend auf gern auf Bahnhöfen aufgehalten. Er liebte die Präzision von Uhren und Motoren und bastelte gelegentlich selbst eine Dampfmaschine. So hat er gewiß auch mit offenen Augen die technische Entwicklung beobachtet, die damals durch die Wirksamkeit der Daimler, Benz und Bosch und durch die rasche Industrialisierung des Stuttgarter Raums das Leben so gründlich veränderte. Trotzdem treten in den Skizzen dieses zeitnahen Beobachters Eisenbahnmotive erst nach 1896 auf, und seine zwei ersten beiden Eisenbahnbilder, „Einfahrt in den Stuttgarter Bahnhof bei Dämmerlicht“ (1896, Fachsenfeld, 26 × 34) und „Stuttgarter Güterbahnhof“



Lokomotive AD 1507. Bleistift und schwarze Kohle 22×32 cm. 1907

(1896, Fachsenfeld, 45 × 65) tragen dasselbe späte Datum. Warum erhellen die Bilder selbst: es kommt ihnen auf neuartige malerische Werte an, nicht auf die Abschilderung eines längst mit Interesse beobachteten gegenständlichen Bereichs.

Da ist das Grau, dem sich schon der Maler der frühen Interieurs und Figurenbilder auf die Spur gesetzt hatte. Das Grau, dessen Tonspiele zwischen Schwarz und Weiß er als „Nachtmaler“ mit der Hartnäckigkeit eines Besessenen verfolgt hatte, bis die Mondscheinächte und das Freilicht des Tages ihm die geheimnisvolle Farbigkeit ihrer Tonpartituren entschleierte hatten: das Vibrieren und Fluten, das Aufsteigen und Verdämmern von Farb- und Tonzusammenhängen. Mächtig und allgegenwärtig vermehrte sich dieses geliebte Grau in der Welt der Dampfmaschinen. Es hockte als hartes Dunkel in den Hallen und Schuppen, wenn das Tageslicht in sie hineinstieß. Es klebte wie rußiges Pech an den Kleidern der Arbeiter, die Kohlsäcke zum Tender schlepten oder Maschinen reparierten, es weste nebelhaft zwischen den Pfeilern und Passanten in den Bahnhofshallen und verströmte sich mit den schweren Dampf- wolken anfahrender Lokomotiven an die Häuserfronten neben den Gleisen. Das allesdurchdringende Grau, das den Wohllaut der Farbe tötet und dennoch

fähig ist, ihn wie aus Tiefen aufleuchten zu lassen, und das allgegenwärtige, vom Licht erzeugte Gespinnst farbiger Töne, das auch dem härtesten Dunkel und der nüchternsten Verrichtung einen Hauch Schönheit verleiht, sie wurden und blieben nun Pleuers malerische Motive bis an sein Lebensende. Bahnhöfe, aus- und einfahrende Züge, Schienen und Dampf- wolken waren hierfür nur die geeigneten Medien.

Nur? Das einschränkende Wörtchen ist gewiß genau zu nehmen, wenn man den Maler vor der Überschätzung eines damals neuartigen Bildinhalts in Schutz nehmen will. Aber da sind die Zeichnungen! Großartig hingeschriebene Augeneindrücke aus dem Hellschwarz der Betriebswerkstätten, der Hallen, der Bahnsteige, Bildideen in knappster, unmittelbarster Konzeption. Rasche, auf präzise Form bedachte Bewegungsnotizen von Arbeitern in allen denkbaren Haltungen begleiten sie. Und dazwischen immer wieder peinlich genaue Detailzeichnungen von Maschinenteilen, Schienenläufen, Weichen, Kupplungen, Wagentüren. Oft wird das gleiche, in genauer Draufsicht erfaßte Objekt drei-, viermal mit anderen Objekten kombiniert – Zeichnungen einer realistischen Entdeckerfreude, die nicht verleugnen will, wie sehr sie fasziniert ist von dieser so unendlichen vielfältigen Arbeitswelt.

Kein Zweifel, das Auge, das um des Malens willen sich auf die Bahnhöfe begeben hat, die Hand, deren große Formerfahrung dort unermüdlich und souverän nach allen Dingen greift, und die Kraft der farbigen Bildvorstellung, die aus dieser Maschinenwelt eine so unerwartet reiche Nahrung empfängt, sie erfüllen mehr und mehr auch Pleuers Herz mit dem Erlebnis einer magischen Macht. Einer realen magischen Macht dieser neuen Zeit! Platzheischend läßt sie die stählerne Ungetüme, die aus abendlich besonnenen Stadthintergründen kommen, dem Standort des Betrachters entgegendonnern. Schienen bohren sich in die Nacht, stählerne Perspektiven einer ins Grenzenlose drängenden Dynamik. Lichter schillern wie Drachenaugen, leuchten bunt wie Lampions, Kohlschlepper werden zu Zyklopen, Mechaniker zu Titanen, und wenn die Sonne sinkt, schleppen sich die Waggon zum Güterbahnhof heim wie müde gewordene tolpatschige Enten. „Romantik des technischen Zeitalters“, wie man bald sagen wird; Mythos einer neuen, in ihrem Wesen geschauten technisch-menschlichen Wirklichkeit, wie man zutreffender sagen sollte. Es war eine pionierhafte Leistung Hermann Pleuers, sie für die Kunst entdeckt zu haben.

„Die besten dieser Eisenbahnbilder gehören damit zum Echtesten und Stärksten, was der Impressionismus bei uns geschaffen hat, eben weil sie mehr als bloße Impressionen, weil sie Sinnbilder eines Erlebnisses sind“, urteilte Otto Fischer 1925. Noch aus dem Abstand der Jahre wirkt diese Sinnbildhaftigkeit überzeugend. Das mag verwundern. Denn unser „Erlebnis Eisenbahn“ ist doch wohl sehr verschieden von dem der fortschrittsbegeisterten Zeit Pleuers. Überdies entwickelten sich, als Pleuers letzte, von seiner Mitwelt noch als revolutionär empfundene Eisenbahnbilder entstanden, aus der Saat der Manet und Cézanne bereits jene neuen Bildkriterien, die dem Bildgegenstand nur noch untergeordnete Wichtigkeit zuerkennen. Wenn sich trotzdem, obwohl wir unserer Zeit zugehören wie Pleuer der seinen, diese Sinnbildhaftigkeit auch uns Heutigen mitteilt, so nur darum, weil sie auf Pleuers wichtigsten Bildern nur mittelbar aus dem Gegenstand gewonnen ist. Was uns überzeugt, ist die Beobachtung, daß Pleuer sie aus rein bildnerischen Mitteln erarbeitet: aus dem elementaren Gegeneinanderströmen schwerer opaker Farbmassen und transparenter farbiger Töne, aus der Spannung von statischen und dynamischen Komponenten und aus einem großzügig in Szene gesetzten Spiel von Rhythmen, die die Fläche in Atem halten wie „eine laute, donnernde, wilde und prächtige Musik“ (Theodor Heuss). Diese mit frischen, brei-



Betriebswerkstätte. Kohle. 33,5 × 25 cm. 1899

ten Pinselhieben in Takt gehaltene Musik, dieses souveräne Modulieren über die Fläche hin, dazu das Vermögen, einer Farbform-Vision trotz gegenständlicher Bindungen konsequent zu gehorchen, sie sind es, die uns diese Bilder immer noch nahe sein lassen. So erscheint die Phase des „Eisenbahnmalers“ wie die Summierung aller Erfahrungen, die der „Nachtmaler“ der Grauwerte und der „Mondscheinmaler“ der koloristischen Lichtspiele sich für die Kunst der Fläche erarbeitet hatte. Sie erscheint zugleich als Erfüllung und Auflösung seines unbedingten Wirklichkeits- und Wahrhaftigkeitswillens. Denn sie ließ ihn als einen Maler von Geblüt schließlich erkennen, daß die Realität des Kunstwerks nicht in Abhängigkeit von der dinglichen Realität verwirklicht werden könne, sondern nur parallel zu ihr aus rein bildgesetzlichen Mitteln. Überblickt man Pleuers Entwicklung bis zu dieser Stufe, so bedauert man noch heute, daß der Tod ihm den Pinsel entwand zu einem Zeitpunkt, als Adolf Hoelzels Stuttgarter Wirken auch für die schwäbische Kunst neue Türen aufstieß.

„Das Urphänomen dem absoluten Geist“

Eine Freundschaftsgabe Goethes an Hegel

Von Karl Schumm

Ende des vorigen Jahres (1968) wurde dem Schiller-Museum Marbach ein Trinkglas gestiftet, das durch seine Vorbesitzer zu den eigenartigsten Gegenständen gehört, die dort aufbewahrt werden.

Goethe schenkte dieses Glas dem Philosophen Hegel. Es war eine Freundschaftsgabe; der Ältere dankte damit dem Jüngeren für die Bereitwilligkeit, mit der er seine Forschung über die Farbenlehre unterstützte.

Der älteste Sohn des Philosophen, Karl Hegel, erbte das Glas von seinem Vater. Karl Hegel (1813–1901) war Historiker, Professor in Rostock und Erlangen. Seine Veröffentlichungen gehören noch heute zu den Werken, die für die stadtgeschichtliche Forschung unentbehrlich sind. In sorgfältigen Editionen gab er die „Chroniken der deutschen Städte vom 14.–16. Jahrhundert“ heraus (35 Bände) und seine Hauptwerke: „Städte und Gilden der germanischen Völker im Mittelalter“ (1891) und „Die Entstehung des deutschen Städtewesens“ (1898) zeichnen sich durch eine gründliche Bearbeitung der dabei benutzten Urkunden aus. Es waren vor allem wissenschaftliche Gesichtspunkte, nach denen er vor seinem Tode (1901), den der Familie Hegel erhalten gebliebenen Nachlaß des Philosophen ordnete. Die für die Wissenschaft wichtigen Bestände führte er den Universitätsbibliotheken zu, damit sie weiterer Forschung zugänglich blieben; die mehr zur Familie gehörenden Gegenstände und Schriftstücke blieben bei derselben. Die Erben Karl Hegels waren:

1. Anna H., geb. 1851, gest. Göttingen 1927, Gattin des Mathematikers Felix Klein in Göttingen, gest. 1925.
2. Luise H., geb. 1853, gest. München 1924, Gattin des Physikers Eugen Lommel in München, gest. 1899.
3. Maria H., geb. 1853, unverheiratet, gest. 1929 in Berlin.
4. Georg H., geb. 1856, gest. 1933 in München, Kgl. bayerischer Oberst.
5. Sophie H., geb. 1861, unverheiratet, gest. 1943 in Göttingen.
6. Sigmund H., geb. 1863, Geh. Regierungsrat in Berlin.

Es entsprach der wissenschaftlichen Gesinnung Karl Hegels, daß er das Glas seinem Schwiegersohn, dem

Physiker Eugen Lommel, noch zu seinen Lebzeiten übergab. In dessen Obhut verblieb es nun weiterhin, sorgfältig verpackt in der alten Umhüllung, mit dem zum Abdecken benutzten dunklen Seidenflor und dem Widmungszettel Goethes: „Dem Absoluten empfiehlt sich schönstens zu freundlicher Aufnahme das Urphänomen.“

Der älteste Sohn Lommels, Felix, Mediziner, ordentlicher Professor an der Universität Jena, geb. 1875, erbte wiederum das Glas von seinem Vater. Um es sicher aufzubewahren, brachte er es während des Zweiten Weltkrieges nach Vilsbuch bei Wolfratshausen, wo sein Sohn ein landwirtschaftliches Gut besitzt. Aber auch dorthin kam der Krieg mit seinen Folgen, das Glas wurde von Plünderern aus der Hülle genommen, aber als unscheinbar liegen gelassen; doch gingen dabei die alte Verpackung, der Seidenfleck und die Widmung Goethes verloren. Felix Lommel fühlte sich, in Sorge um die Erhaltung seines in jahrzehntelanger Arbeit aufgebauten Werkes, verpflichtet, in Jena zu bleiben. Erst als er beinahe das 90. Lebensjahr erreicht hatte, verlangte es ihn die Landschaft seiner Jugend wiederzusehen und hier die ihm noch verbleibenden Jahre zu verbringen. Er starb in seinem 93. Lebensjahr in Endorf am Chiemsee. Noch kurz vor seinem Tode machte er sich Gedanken darüber, wo das Glas am sichersten und zweckmäßigsten aufbewahrt werden könnte, wenn er nicht mehr wäre, und so fand der Vorschlag, es nach Marbach zu geben, seine volle Zustimmung. Deshalb übergab nach seinem Tode seine Witwe Frieda Lommel das Glas dem Schiller-Museum, wo es als Denkmal der Verbindung zwischen zwei Großen des europäischen Geisteslebens, Goethe und Hegel, einen besonderen Platz einnimmt.

Goethes Verhältnis zu Hegel wurde schon oft untersucht und dargestellt. Es würde zu weit führen in dem vorliegenden Aufsatz darauf einzugehen. Der neuen Ausgabe der Briefe Hegels („Briefe von und an Hegel“, Sämtliche Werke Band XXII–XXX) ist zu entnehmen, daß im Januar 1795 Hölderlin Hegel begeistert seinen Besuch bei Goethe schildert: „Bruder! es ist der schönste Genuß unseres Lebens, so viel Menschlichkeit zu finden bei so viel Größe!“ (Briefe I S. 19.) Von 1801 ab war Hegel an der Uni-



Aufnahme Graeber

versität Jena und kam so in persönliche Berührung mit Goethe. Dieser betonte zwar wiederholt seine Abneigung gegenüber der spekulativen Philosophie, doch durch das Eingehen Hegels auf Goethes umstrittene Farbenlehre war die Grundlage dafür gegeben, über die Beschäftigung mit der Natur zu einer Verständigung zu kommen. Es wurden herzliche Briefe geschrieben und gegenseitige Grüße durch Besucher übermittelt. In den Tagebüchern Goethes ist unter dem 24. Mai 1821 ein Absendebrief vermerkt: „Herrn Professor Hegel nach Berlin mit einem getriebenen Glas.“ Es ist dies der Tag, an dem das heute in Marbach aufbewahrte Glas an Hegel geschickt wurde. Erst am 2. August bedankt sich Hegel für das

Geschenk. Der Brief gehört zu den lebendigsten Briefen, die Hegel geschrieben hat (Briefe II, S. 275). „... das wohlverpackte schöne Geschenk also ist unversehrt angekommen und ich habe mich nicht genug ergötzen können...“ In seiner humorvollen Art deutet er die Widmung: „Weil doch einmal das Glas beim abstrakten Phänomen der Farbe eine Hauptrolle spielt, so ist schon an und für sich das Trinkglas ein so viel vergnüglicheres Stück von Apparat, als der dreieckige Glasprügel [das Prisma]. Auch die Phänomene der abgeleiteten Farben treten so annehmlich hervor, wenn wir *dazu* schreiten, das Trinkglas seine spezifischere Bestimmung mit dem verschiedenfarbigen Wein erfüllen zu lassen. So instruktiv von je ein

Glas Wein gewesen, so hat es nun durch Euer Excellenz Wendung hieraus unendlich gewonnen... Und zum Schlusse erlauben Euer Excellenz mir noch einen herzlichen und dankbaren Trunk aus dem Kelche nicht nur des Glaubens, sondern auch Sehens für jetzt und im Voraus auf den 28 ten d. (Monates) [Goethes Geburtstag] auf Ihre Gesundheit...“

Hegel empfiehlt im Oktober desselben Jahres seinen Schüler Leopold von Henning an Goethe. (Leopold von Henning [1791–1866] studierte in Heidelberg und Jena Jura, wurde Kriegsfreiwilliger 1815, nach Referendarjahren in Königsberg und Erfurt studierte er ab 1818 bei Hegel in Berlin, wurde hier Privatdozent, 1825 außerordentlicher Professor, 1835 Ordinarius. Er gab in der von den „Freunden des Verewigten“ bearbeiteten Ausgabe der Werke Hegels die Logik heraus.) Goethe schreibt über diese Unterstützung an Zelter am 19. 10. 1821: „Von Prof. Hegel, der meiner Farbenlehre günstig, mir darüber geistreiche Worte meldet, habe soeben einen Schüler Doktor Henning gesprochen, welcher gleichfalls für diese Lehre entzündet, manches Gute wirken wird.“

Das Glas ist schon mehrfach beschrieben worden. Goethe hatte Versuche mit gleichartigen Gläsern gemacht und beschreibt ein Einzelglas folgendermaßen: „In der neueren Zeit, wo die Glasmalerei wieder sehr löblich geübt wird, habe ich auf Wiener und Karlsbader Trinkgläsern dieses herrliche Phänomen in seiner größten Vollkommenheit gesehen. Am letzten Ort hatte der Glasmaier Mattoni den guten Gedanken gehabt, auf einem Glasbecher eine geringelte Schlange mit einer solchen Lasur zu überziehen, welche, bei durchscheinendem Licht oder auf einen weißen Grund gehalten, hochgelb, bei aufscheinendem Licht und dunklem Grunde aber das schönste Blau sehen läßt. Man kann sogar durch eine geringe Bewegung, indem man das Gelbe zu beschatten und das Blaue zu erheilen weiß, Grün und Violett hervorbringen. Möge der Künstler dergleichen viel in Bereitschaft haben, damit Badegäste sowohl als Durchreisende sich mit solchen Gefäßen versehen können, um dem Physiker ernstlich an die Hand zu gehen und zum Scherz sowohl Junge als Alte ergötzlich zu überraschen. Hier erscheint ein Urphänomen, setzt natürliche Menschen in Erstaunen und bringt die Erklärsucht zur Verzweiflung.“ (Farbenlehre, Insel-Verlag Leipzig, S. 506.)

Karl Hegel beschreibt das Glas: „Ein zierliches, gelbfärbtes Trinkglas, worin ein Stück schwarzes Seidenzeug steckt, welches das Gelb des Glases als Blau erscheinen läßt.“

E. Lommel (Deutsche Revue, 1895) beschreibt Ein-

zeiheiten: „Auf dickem, am Rand gerieften Boden, erhebt sich in schöngeschweiffter Linie der nach oben hin erweiterte Becher von farblosem Glase, in der Mitte umgürtet von einem 2 cm breiten Bande jenes gelben Schmelzes und zwei schmälere solchen Bändern ober- und unterhalb des mittleren. Die gelben Bänder sind von goldenen Linien begrenzt, der obere Rand des Glases ist vergoldet, und eine goldene Zickzacklinie umzieht den gerieften Fuß. Innerhalb eines jeden der schmalen Bänder verläuft in der dünnen gelben Schicht eine zarte Wellenlinie, welche das farblose Glas durchschimmern läßt. Die ungefärbten Zwischenräume, welche das breite Mittelband von den schmalen Bändern trennen, sind mit goldenen Kränzen geziert. Um das Mittelband selbst rankt sich eine goldene Rebenguirlande mit Trauben. Vor dem dunklen Hintergrund der schwarzen Seide erscheint bei Beleuchtung mit Tages- oder Sonnenlicht das Gelb des Glases als herrliches Blau; bei Lampenlicht... zeigt sich der blaue Schimmer nur schwach.“

Es ist nicht überliefert, daß Hegel Versuche mit dem Glase gemacht hätte. Wir wissen aber, daß er es seiner „spezifischeren Bestimmung“ nach, wie er dies in dem humorvollen Dankesbrief vom 2. August 1821 formuliert, benutzte. Schon vor diesem Dankesbrief wissen wir durch eine Mitteilung von Zelter an Goethe, daß Hegel am 8. 7. 1821 erneut die Bestimmung vollzogen hat: „Vorgestern haben wir aus dem herrlichen Urglase, welches du Hegeln geschickt hast, aller Urseelen Gesundheit getrunken.“ Die Geburtstage der beiden, Goethes und Hegels, wurden ja immer im engsten Freundeskreise herzlich begangen und da Hegel am 27. und Goethe am 28. August ihren Festtag begingen, feierte man oft über Mitternacht hinaus, von einem Tag zum andern. Die menschlichen Bindungen der beiden festigten sich in dem letzten Jahrzehnt, das ihnen noch geschenkt war. Der Höhepunkt der beiderseitigen Begegnung ist der Tag, den Hegel in dem Brief an seine Frau vom 17. 10. 1827 schildert (Band III, S. 203). Hegel war zu Besuch bei Goethe in Weimar: „Wir sind als alte treue Freunde ohnehin nicht auf dem Fuße der Beobachtung, wie er sich zeige oder was er gesprochen, sondern kordat [ein Lieblingswort Hegels, das ein zwangloses und besonders herzliches Einvernehmen ausdrückt] zusammen und nicht um des Rühmens und der Ehre willen...“

Zum Quellenmaterial: Briefe von und an Hegel, Band I–IV. – 1952–1960. Meiner Hamburg. – Goethes Gespräche, herausgegeben von Biedermann. 1889–1896. Biedermann Leipzig. – Briefwechsel zwischen Goethe und Zelter. Reclam Leipzig. – Nachlaß Karl Hegels.

Aus dem bäuerlichen Tagewerk in Württemberg

im Rahmen der geschichtlichen Entwicklung

Dreschen, Träppen, Walzen und Mähen

(nach persönlichen, örtlichen Erkundungen seit 1910)

Von Max Lohß

mit 17 Abbildungen, Skizzen und einer Wortkarte

Von großer kulturgeschichtlicher Bedeutung sind die verschiedenen *Drescharten und Dreschgeräte*. Zwei Arten des Dreschens sind bereits vom Hackbau her bekannt: das Ausschlagen mit Stöcken und das Austreten durch Menschenfüße. Beide Arten sind dann auch im Pflugbau allgemein verbreitet und mehr oder weniger vervollkommen worden. Vgl. bei Peßler-Seedorf (m), der Dreschstock (S. 19, Abb. 42) als Flegel, u. a. in Nordholland (1934) noch im Gebrauch. Meyer-Lübke (f) berichtet (1909) ähnliches für die franz. Schweiz, Süditalien, Sizilien (S. 228/9 mit Abb.). Statt des Austretens durch Menschenfüße tritt nun im Pflugbau, wo man gelernt hat, seine großen Haustiere zu Arbeitsleistungen heranzuziehen, das *Austreten* durch diese (Rinderarten vor allem). So ist es bekannt aus dem alten Ägypten (Abb. 1), Babylon, Palästina u. ö., wie auch bei den alten Germanen, und heutzutage wird es noch geübt in Ungarn, Mazedonien, in der Türkei, in Innerasien, Afghanistan, Vorderindien, Indonesien (Batak), Hinterindien und Ostasien (China). Diese Art des Dreschens wird sich also bereits mit dem ältesten primitiven Pflügen über den ganzen Pflugkulturkreis (altweltliche Hochkulturen) verbreitet haben (vgl. bei Werth [g], S. 210/11 und P. Leser [h]). Davon berichtet auch schon das Alte Testament tierfreundlich (5. Mos. 25, 4): „Du sollst dem Ochsen, der da drischtet, nicht das Maul verbinden“; vgl. Calwer Bibel-Lexikon, 2. Aufl. (1893) Ackerbau, S. 17, Fig. 15, Dreschen und Träppen mit 3 Ochsen, S. 18: Dreschwagen und -walze, 4. Aufl. (1924) S. 13, Abb. 9, Tenne in Palästina: auf freiem Felde, mit Steinen eingefasste Tenne; über das ausgebreitete Getreide fährt ein Junge auf einem Dreschschlitten hinweg; in einer andern Ecke werden die Körner durch Ochsen und ein Pferd ausgetreten. – Der griechische Bauer drosch die Garben auf eigens präpariertem Feld (k). Ochsen stampften die Körner aus den Ähren. Homer umschreibt den Vorgang (f) mit den Schlachtrossen des Achilleus (Ilias XX, 495), die stampfend des Reiters harren:

„Wie wenn ein Mann ins Joch breitstirnige Stiere gespannt,
Weiße Gerste zu dreschen auf rundgeebneter Tenne.
Leicht wird zermalmt das Getreide vom Tritt der
brüllenden Rinder.“

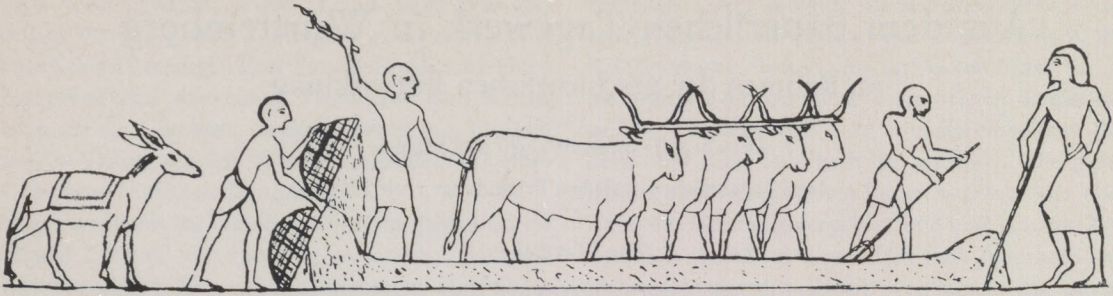
Auch Xenophon spricht vom Austreten des Getreides durch Tiere (Ok. 18, 3), desgleichen Varro für die Rö-

mer. Und so bis heute (f, 1909) in der russischen Steppe, dem Balkan, Italien, Sardinien, Spanien, Portugal, der großen Walachei. Andere Völker wie Ägypter, Karthager u. a. bedienten sich schon geringelter Walzen oder Dreschschlitten, wie sie ähnlich um die Jahrhundertwende noch in Bosnien u. a. im Gebrauch waren. Dreschen in Iran mit Dreschschlitten, mit 2 Walzen. Vgl. hierzu aus Südfrankreich: 2 konisch geformte, glatte Steinwalzen werden hintereinander von je 1 Pferd gezogen im Kreis herum, über das ca. 10 cm hoch ausgelegte Korn; der Bauer steht inmitten und hält die Zugtiere je an einem Seil; so noch bei Montpellier i. J. 1946/7; nach Aussage eines Spätheimkehrers. Diese alten Drescharten wurden aber auch bei uns im Südwesten und Südosten des Landes noch zu Anfang unseres Jahrhunderts ausgeübt.

1. *Träppen*. Man hat geträppt in der Scheuer (trebten dr Schiir) mit den Ochsen; später (1900) kamen „Walzen“ auf (s. u.), so in Breitenbach bei Aichstetten (b. Leutkirch); so auch mit dem Roß in Ochsenhausen; das Korn (Dinkel = Vesen = veasa) wurde zunächst $\frac{3}{4}$ m hoch aufgelegt und dann durch Träppen zusammengetreten und ausgedroschen (vgl. Schw. Wb. 2; 320, träppen 2) oder *Ausreiten*; g'ritta mit Roß oder Ochsen, Leutkirch; Oberwolfertsweiler; ausgeritten (usg'ritta): Rohrdorf i. Allg. Treten oder Reiten; eine Drasch Gerste (geaschda, reida) Boos b. Saulgau.

2. *Walzen*. Früher mit Flegel gedroschen (mit pflegel drescht), dann mit Walzen, bezeugt aus Schwenningen a. N. (Abb. 2), Tuttlingen (bis 1920), Dunningen, Mühlhausen (b. Rottw.), Aufhausen, Sulgau (Schramberg); auch Leutkirch (eine Zeitlang); Eendingen (Balg. seit 1880); fr. Walze; später mit Dreschmaschine (zeitw. „maschhe'ne're“), Dotternhausen (Rottw.).

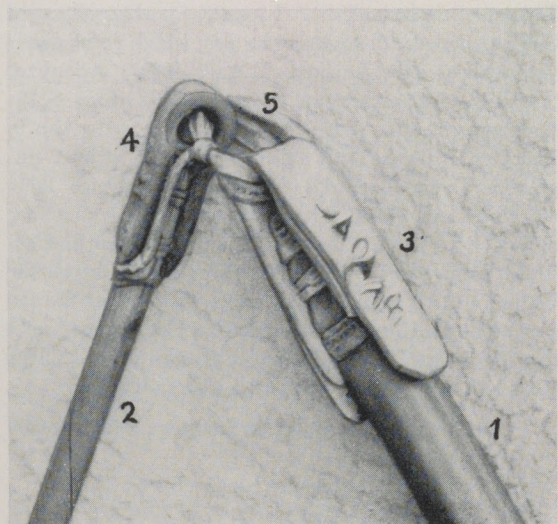
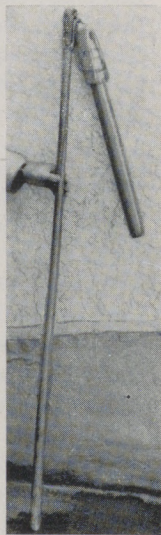
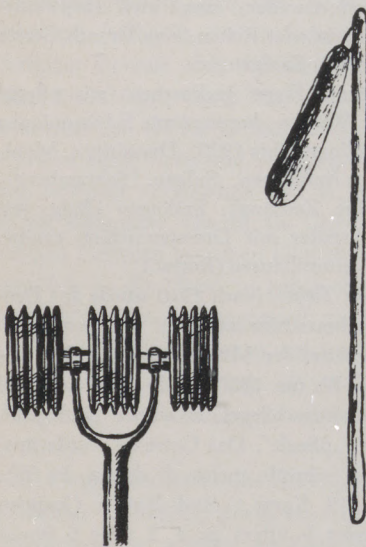
3. *Dreschen mit dem Flegel*. Nach 1910 wurde das Dreschen mit der Dreschmaschine auch bei uns immer allgemeiner. Heute arbeitet der Mähdrescher auf den Feldern noch schneller. Bis um 1900 wurde aber noch viel gedroschen mit dem Dreschflegel; es wurde „geflegelt“, d. h. „g'flegt“ bzw. „pflegt“. Das Getreide wurde ausgelegt in der Tenne (schwäb. meist: dr denna; im W.: „s'denn, s. Beitr. S. 19, Karte 1) und dann in Gruppen von zumindest 2 oder 3, öfters zu 4, 5 oder 6 (meist 2 x 2 oder 2 x 3), die einander gegenüberstanden, ausgedroschen. Der Takt mußte streng eingehalten werden, für Anfänger nach bestimmten Merksprüchen, wie etwa



1. Dreschende Ochs in Altägypten

bei 3 Dreschern gegen stibitzende Spatzen, also „spatzen-scheuchig“: friß Roßdreck; bei 4: Kraut und Spätzle; bei 5: d’Katz hot koin Zipfel. Eberhardt (q) gibt noch weiter an: bei 2 Dr.: Strumpfsack; bei 4 Dr.: Suppen-schlappen; bei 5: Schultes, du Zipfel; bei 6: d’Katz hot Suppe’ g’schlappet (Tübg.). Wir Älteren haben dieses taktmäßige Schlagen und Klappern der Flegel noch heute in den Ohren und haben bei unseren Nachbarn selber gerne auch noch mitgedroschen. Dieser Flegeldrusch setzte im Spätherbst ein und zog sich weit in den Winter hinein von frühmorgens bis abends. Immer wieder wurden erneut Garben vom „Oberleng“ (Beitr. S. 26–32) herabgeworfen und in 2 Lagen ausgebreitet, jeweils Ähren gegen Ähren. Heute ist dieser Taktschlag verstummt, und der treffliche Wilh. Bomann (s) meint in seinem „Bäuerlichen Hauswesen und Tagewerk“, es sei ein Stück ländlicher Poesie und Eigenart verlorengegangen. Aber auch in der bäuerlichen Arbeit gibt es eben keine sentimentale Romantik.

Der *Dreschflegel* (Abb. 3) hat 2 Hauptteile: 1. den eigentlichen Flegel oder das „Haupt“ aus hartem Buchenholz; 2. den Stecken zur Handhabung des Flegels; er ist etwa 1 1/2 m lang und auch aus gutem Holz, das durch den Gebrauch ganz glatt wird. An beiden Teilen ist an ihrem oberen Ende eine Kappe (Hut) aus dickem Schweinsleder umgestülpt und mit „Nähriemen“ befestigt, so daß oben eine Ose frei bleibt; durch diese ist als Verbindung beider Teile ein kräftiger Riemen doppelt geschlungen (Unterband, fränk. Mittelband). Mir wurde noch bezeugt, eine primitive Art der Verbindung von Haupt und Flegelstiel: durch jedes dieser Teile am oberen Ende ein Loch gebohrt und durch dieses das Unterband gezogen; dafür galt die vereinzelte Bezeichnung „Bockschella“ (nach einer alten Notiz aus Öhrg. um 1910); wie hier im N. des Landes, so wurde mir diese primitive Verbindung auch bezeugt aus dem SW (Dunningen/Rottw.). Vgl. dazu Meyer-Lübke (f) S. 234, Abb. 26: engadinischer Flegel. Aus ders. Abhandlung:



2. Dreschwalze, Schwenningen 1910. 3. Dreschflegel: links primitive Form; daneben die bis zum Beginn des 20. Jh. gebräuchliche Form; rechts die Einzelteile: Verbindung von „Haupt“ (1) und Stecken (2); 3 und 4 „Hut“ mit Nähriemen; 5 Unterband (Mittelband)



4. Bauer mit Dreschflegel

„Dieser zweiteilige Flegel ist ganz eigentlich das Dreschwerkzeug Mitteleuropas: Romanen, Germanen, Slawen kennen ihn, ob auch die Griechen, bleibt noch zu untersuchen.“

Die oben beschriebene Normalform des Flegels ist schon deutlich zu sehen auf vielen alten Darstellungen (Abb. 4, 5), z. B. auch auf Dürers „Anbetung der Dreifaltigkeit“ v. J. 1511; s. Wätzoldt, Abb. 104 und 106). Dieses altherwürdige Dreschgerät ist heute bereits Museumsstück geworden. Da und dort hängt es noch im Winkel einer Scheuer, und es mag vorkommen, daß ein älterer Bauer nach alter Väter Sitte damit noch etwas Saatgut ausdrischt: ab-pflegeln für schöne Samenfrucht (a'pflegle' fir scheane' Sa'o'frucht), Rattenharz (b. Lorch).

Wortform: der schriftsprachlich gewordene Anlaut Fl ist nur in einem Drittel von Württemberg üblich, und zwar vorwiegend im einstigen Jagstkreis, also im Fränkisch-Hohenlohischen, Krs. Gmünd, Göppingen, Flußgebiet der Fils, Blaubeuren, Ulm. Im übrigen Württemberg durchweg „Pflegel“. pf/fl-Grenzverlauf s. Karte.

Fränkische Wortformen: flechl (Steinbach, Hall), flechl (kurzes - e -) Öhringen); fleichl (um Gerabronn); Sonderform von auswärts: dreschfeil (Günzbach, Elsaß). Im Mittelland Normalform pflegel, im Süden p'leggl (Tuttlingen, Schwenningen a. N. u. ö.).

Vgl. Schwäb. Wörterb. 2, 1555/7. Wortgeschichtlich ist vielleicht auszugehen von lat. flagellum, ein altes deutsches Wort ist *Drischel* (von dreschen); heute noch bayrisch-österreichisch; mir bezeugt aus Rainsdorf bei Fürth.

Eine andere deutsche Bezeichnung ist *Dresch-Schlegel*; mir bezeugt aus Frimmersdorf (über Neustadt/Aisch bei Nürnberg); *Dresch-schlechl* Aichsfeld bei Würzburg; *Mensengesäß* (Landkrs. Alzenau/Unterfranken); *Neuendorf* (bei Gemünden/Main); *Mosbach* (Baden).



5. Dreschende Bauern. Kupfer von D. Hopfer, 16. Jh.

Bezeichnungen der Einzelteile (s. Karte)

1. Das Haupt

Im Hauptgebiet: Flegel-haobt; Pflegel-haobt. Im Nordwesten umgelaute: Häupt; ha'ebt: im Gebiet von Maulbronn, Pforzheim, Neuenbürg, Weil der Stadt, Leonberg, Ludwigsburg, z. T. Waiblingen, Backnang, Marbach. Einige Orte nahe der Wortgrenze mit -ha'elt: Stetten am Heuchelberg, Frauenzimmern, Hausen o. d. Enz, Gemmrigheim, Sulzbach a. d. Murr, Lutzenberg, Haubersbronn, Aichelberg, Rommelshausen, Warmbronn, Münklingen, Birkenfeld.

Fränkisch/hohenlohisch: flechl-haobt: Geifertshofen, Löwenstein, Rieden b. Hall, Kappel b. Öhrg., Appensee a. d. Jagst, Bronnholzheim und Beuchelbach (Crailsh.), Nesselbach (Gerabr.);

Flegel-Hopt, im Osten; flegl-hobbt: Neresheim und dabei: Fleinheim, Steinweiler; Bopfingen und dabei: Kirchheim a. Ries, Kerkingen und Trochtelfingen.

Pflegel-Hopt, größeres Gebiet im SW um Freudenstadt, Sulz, Oberndorf, Rottweil, Spaichingen.

pflegl-hobbt: Besenfeld, Pfalzgrafenweiler, Kälberbronn, Durweiler; pfleggl-hobbt: Tuttlingen und s'östl. von Meßstetten: Heinstetten, Schwenningen/Bd.; Immenstaad, Sipplingen.

Vereinzelt häpt, häbht: Altbürg (Calw).

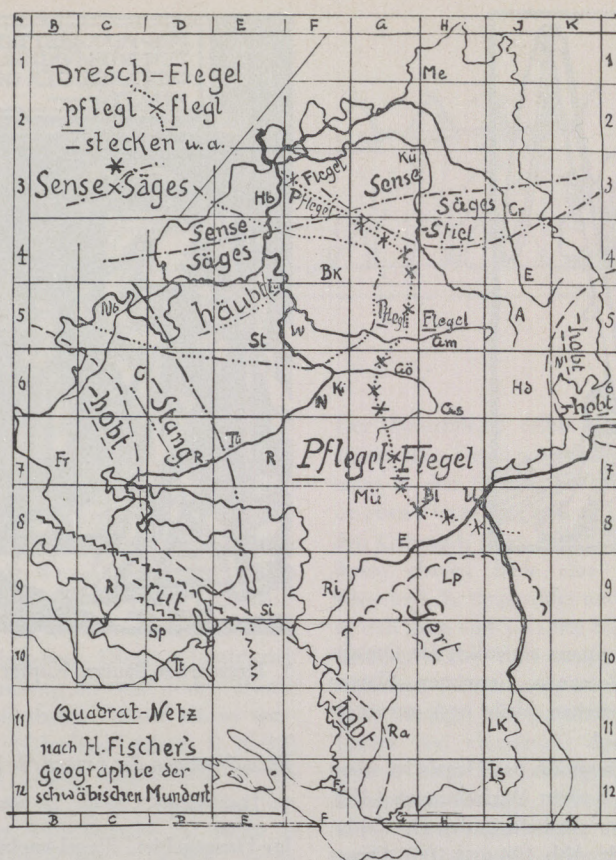
Schlegel-hept, schlechl-heebt: Mosbach/Bd.

Vereinzelt: Klüpfel; Dresch-flechl mit klipfl: Pfizingen bei Mergenth.

2. Der Flegel-Stecken u. a. Bezeichnungen

a) Stecken

schdägge': Welzheimer Wald, Backnang, Waiblingen; Hengen (b. Urach) u. a.



schdägg' Wankheim, Trailfingen u. a.

schdä'ag: Belsen, Ringingen, Burladingen, Münsingen;
Immenstaad, Hangnach bei O'Reitnau
(b. Bodensee).

schdogge' (offen wie in schwäb. er hot = hat): Dettingen/Erms, Glems, vereinzelt:

schdiage': Sipplingen; schdeggn: Raindorf.

b) *Stange*

schdang': Gebiet um Calw und weiter südlich: Nagold, Horb, Rottenburg, Balingen, Sulz, Oberndorf; Bondorf, Remingsheim, Gärtringen, Nufringen, Spielberg, Rohrau, Freudenstadt, Hossingen, Leidringen, Tübingen u. a.

c) *Stiel*

Zusammenhängendes Gebiet im Fränkisch-Hohenloischen.

flechl-schtiel: Appensee, Jagstheim, Hausen (Hall), Geifertshofen; Bibersfeld, Kappel (Ohrg).

fleisch-schtiel: Creglingen, Nesselbach (Gerabr.), Rieden (Hall), Beuerlbach (Crailsh.).

typisch fränkisch-hohenlohisch die zweisilbige Form
schtiela: Brettheim und Bartenstein (Gerabr.), Neubronn
(Mergenth.).

Der Oberteil des Stiels mit den starken Einkerbungen bezeichnet als „Dockele“, 'sdogge'la: Pfitzingen, Gaggstadt, Brettheim.

d) *Rute*

Im Südwesten (anschl. an b); Gegend von Schiltach, Rottweil, Spaichingen.

Pflegel-Rute; pfleggl-rue't: Schiltach, Sulgau, Dunningen, Zepfenhahn, Frittlingen, Schwenningen a. N., Tuningen, Böttingen, Tuttlingen; Neuenstetten bei Villg. (Bd.). Abseits dieses Gebiets: Zell-Riedle Offenbg.); O'Rotweil (Kaiserstuhl); vereinzelt: rü'e't: Niederschopfheim (Offenbg.).

e) *Gerte*

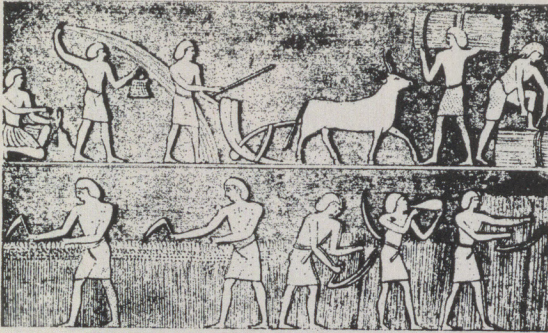
Oberschwaben und Allgäu.

pflegl-gerde': Wangen i. A., -girde': O'Wolfertsweiler, Breitenbach b. Aichst. (Leutk.), Steinbach b. Waldsee; -girt: Rohrdorf i. A., Göttlishofen, -geht: Biberach, Attenweiler; Orsenhausen, Bußmannshausen (Lauph.).

Abseits dieses Gebiets: Zell-Riedle (Offenbg.); O'Rot-Iттenschwand (Wiesental/Bd.).

3. Hut u. a.

a) hue't; Bez. erklärlich, da das um das Ende von Haupt und Stecken gestülpte, kräftige Schweinslederband so-



6. Ägyptische Ackerbauarbeiten um 2000 v. Chr.
Flachrelief im Britischen Museum

zusagen „aufgesetzt“ ist. Der Hut am Stecken ist etwas enger und kleiner, daher gelegentlich Bez. als Stecken-Hütte (-hie'tle): Köngen u. a. Sonstige Form: hue't; ausnahmsweise ist der Hut am Haupt gelegentlich auch aus Eisenblech; es wird unterschieden vom Stecken-Hut, der am Haupt als pflegl-hue't (Pfrondorf u. ö.).

b) *Kappe*. Häufiger im Süden: kabb' (e': Berg) (Ravbg.); Dunningen, Schiltach, Schömburg; O'Wolfertsweiler; Sipplingen, Maulburg, Ittenschwand (kchabbe').

Doch auch im Norden: Kappel (Ohrg.).

c) *Haube*; d'Haub': Reichenbach (Gm)

d) *Haus*, pflegl-haus: Betzweiler (Obdf).

Zur Befestigung des Hutes am Haupt und oberen Flegelende dient der *Nähriemen*.

im Mittelland: nähre'ame'; na'erä'e'm: Bondorf, Belsen, Kiebingen, Remmingsheim; näh-rie'me': Olbronn, Kappel (Ohrg); -rihme': Immenstaad.

4. *Unterband*, im fränkischen dafür *Mittelband*.

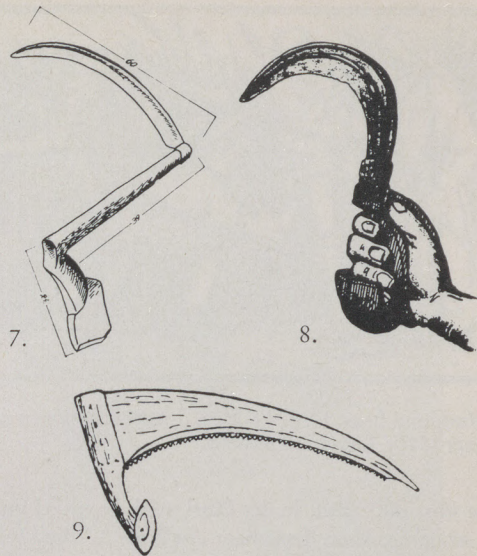
a) *onderband* bzw. -ba't: Hohenstaufen; Langenau; Bondorf; onderba': Belsen; Wortformen ohne -d im NW: Gerlingen (Leonbg.); 's'unner-bann': Olbronn, Zaisersweiher (Maulbr.); sFG S. 63; F. A. 19.

b) *Mittelband*; so bez. „weil in der Mitte von Stecken und Haupt“; mittel-band: Kappel (Ohrg.); ebenso Löwenstein, Bibersfeld, Öhringen; -mittel-ba't: Kerkingen. vereinzelt; Aufhenkling; uhfhenkleng: Dürrenmettsteten/Sulz; erklärlich, da hiermit der Flegel aufgehängt wird.

Mähgeräte

1. Die Sichel

Das wichtigste Erntegerät ist die *Sichel*. Die ältesten Spuren dieses Gerätes fanden sich aus der Nacheisenzeit bei den wichtigsten frühen Dorfbewohnern, den Natufiern, von denen man Funde insbesondere in Eynan, im oberen Jordantal und in Jericho, der ältesten Stadt der Welt (beim Nordende des Toten Meeres, ununterbrochen seit fast zehntausend Jahren besiedelt), gemacht hat; darunter *Feuersteinsicheln*, häufig mit dem charakteristischen Glanz, der vom Schilf-, Gras- oder Getreideschneiden stammt.



7. Kniesense – 8. Bronzesichel von Mörigen – 9. Ägyptische Sichel. Holz mit eingesetzten Fliehähnen

Vom Neolithikum an wurden in der frühen vordynastischen Periode in Altägypten sowohl Weizen wie Gerste angebaut. Von Fajum (südl. von Gise) sind hölzerne Sichel mit Feuersteinklingen als Schneide und eine Art *Dreschflegel* erhalten geblieben (alte Welt; S. 124). Außerordentlich interessant und aufschlußreich für die Geschichte des Ackerbaus sind die farbigen *Wandskulpturen* in den Grabstätten der Begüterten insbes. in Sakkara bei Memphis. Am bekanntesten ist wohl das Grab des Großgrundbesitzers Ti, der auf den Gruftwänden seiner großartigen Grabstätte seine Vorliebe für den Ackerbau durch erstaunlich lebenswahre Darstellungen zum Ausdruck bringen ließ (2600 v. Chr.).

Auf dem oberen Bild sehen wir, wie gesät, gepflügt und Garben gebunden werden (Abb. 6). Auf dem unteren wird Korn geschnitten; die beiden Mäher schneiden mit nur wenig gekrümmten Sichel; die 5 Erntearbeiter aber haben lange, weit ausgeschweifte Mähgeräte, die man schon eher als Sensen bezeichnen möchte; man beachte, daß zweimal zwei hintereinander Arbeitende in genau gleicher Stellung dargestellt sind; der mittlere hält sein Gerät am Stiel unterm Arm und trinkt aus einem schlauchartigen Gefäß. Die Sense wurde ja immer als eine vergrößerte Sichel aufgefaßt; der Stiel der hier dargestellt ist freilich ziemlich kurz und erinnert an die sog. Kniesense bei Bomann S. 137 Abb. 119 A, dort genannt Sie, Sichte; vgl. hiezu in Peßlers Handbuch der Volkskunde, Bd. 2, S. 13 Abb. 24; Arbeit mit dem Sichtet (s.), auch Sichte (w.) genannt, und sz. verwendet in der Heide, Ostfriesland, Westerland u. ö. auch in Holland (Abb. 7).

Bei Steensberg (c) finden sich auch Abb. von Sichel aus der Steinzeit, die beim Gebrauch geschäftet werden mußten, Sichel aus der Bronze- und Eisenzeit bis zum Sieg der



10. Ruth und Boas. Hans Holbein d. J. Illustrationen zum AT (um 1525). Gezähnte Sicheln!



11. Bäuerliches Werken. Holzschnitt aus Steinhöwel, Boccaccio, bei Johann Zainer, Ulm, 1473. Gezähnte Sichel in der Hand des Schnitters!

Sense über die Sichel. In der Bibel wird die Sichel mehrfach schon im Alten Testament erwähnt: 5. Mos. 16, 9; 23, 26; Jes. 2, 4: „... da werden sie ihre Schwerter zu Pflugscharen und ihre Spieße zu Sicheln machen ...“, also die Sichel als Symbol des Friedens; desgl. Mich. 4, 3 und Joel 4, 10; 4, 13; „Schlaget die Sichel an, denn die Ernte ist reif“, NT: Mark. 4, 29; Offb. 14, 14–16.

Im Altertum bediente sich der Schnitter der *gezähnten* Sichel (s. Blümer, Röm. Altertümer 1911, S. 558), wie sie Krüger (o. S. 81) aus neuerer Zeit (1927) noch für die iberische Volkskultur bezeugt. Die Abb. 9 (ägypt. Sichel) kündigt diese Form einigermaßen schon an; aus dem Mittelalter gibt es zahlreiche Beispiele gezählter Sicheln; so auch Abb. 10 (Ruth und Boas von Holbein) und Abb. 11.

Folgen wir nun dem Bericht einer wackeren „Ahne“ aus Langenau bei Ulm: Bis um 1875 wurde alles Getreide nur mit der Sichel geschnitten (Abb. 12). Die Sense (säage's) wurde dann zuerst nur für Haber und Gerste verwendet; wer das „Korn“ (Dinkel) damit mähte, galt als faul (der Faulenzer tue't s'koara mit dr Säage's mähja, dees ischt joh a Send!). Auch anderwärts wurde betont, daß man bis Anfang des 20. Jh. (1905) das „Gottesbrot“ nur mit der Sichel geschnitten habe; so nach Angabe einer alten Frau aus Ölbronn. Auf einem der schönsten Gemälde der Staatsgalerie in Stuttgart, der „Mittagsrast bei der Ernte unter dem Apfelbaum“ von Theodor Schüz (1830–1900; gemalt 1861) sieht man nur Sicheln als Mähgeräte. Als dem Verfasser um 1930 in einem Remstalort ein besonders stattlich und schön geladener Erntewagen auffiel, den er dann fotografierte, freute sich der Bauer über das Lob der prächtigen Ladung und meinte, „so, sieht mr'sch, daß i des Korn noch altem Brauch no' mit dr Sichel gschnitte' han?“ Heute ist die Getreideernte nicht mehr gefühlsbetont; der Mähdrescher macht allgemein schnelle und kurze Arbeit. Hingegen wurde bei meinen Aufnahmen an Ort und Stelle im ganzen Land (ab 1909) von damals befragten älteren Leuten als Mähgeräte fast immer an erster Stelle noch die Sichel genannt.

Zurück nach Langenau. Man war in jener Gegend mit ihrem ominösen Namen „im faulen Strich“ doch sehr fleißig; sie hatte oft und viel selber mitgeholfen, und es war so bis um 1882/83; wie auch anderwärts (Beisp.: Leutkirch, Schnitterinnen kamen aus dem Illertal; auch aus dem Wieslautal zogen früher manche auswärts) kamen zum „Schneide“ auch hier geübte Mäher von auswärts; hier die sog. „Herbstweber“ (Herbscht-Wä'aber). Diese blieben, bis Michaelis (Micheele, 29. Sept.), denn „d'Ehret hot so lang dauret“. Im Winterfeld stand Korn und Roggen; im Sommerfeld Gerste, Haber; Weizen kam erst später auf. Bei der Arbeit teilte man den Acker ein in „führige Beete“ (fihliche Bett'), deren jeder 30–40 solche haben konnte. Der „Vormann“ (foarma') hat ein Meter breites Beet bearbeitet („mit-gnomme"); daran machten die Herbstweber weiter; hernach der Knecht (knä'acht), dann die Tagelöhnerinnen (dagle'ane'rne'), dann die Mägde (d'mähgd), dann ein „Mädle“ und ein „Bua“, schließlich d'Bäure. Alle hatten eine besondere Arbeit zu verrichten: Schneiden, Auf-sammeln, Garbenbänder legen, Binden mit dem „Bind-nagel“ (beht-nahgl), die Garben aufladen, auf dem Wagen richtig auflegen, nach sog. „Gelegen“ (g'lehg) sauber aufrechen; die Länge vom Acker hieß „g'wand“. – Von 1/25 bis um 9 h (na'ena) wurde ununterbrochen gearbeitet; dann gab's Pause; „s'Brot esse“ bis zehna; 12–1 h „zum Esse 'ho'em“; die Männer gingen gleich wieder fort (d'mand glei' wiehdr furt). Um 6 h war Feierabend, und der „Vormann“ hat die Sichel hingelegt (dr'voama-hot d'Sichel na'gla'et).

2. Die Sense

Die Sense hat zwei Hauptteile:

1. die eisengeschmiedete Sense selbst,
2. die hölzerne Stange mit 2 Griffen, allgemein bezeichnet bei uns als „Worb“ (s. u.).



12. Getreideernte in Langenau: Das Korn wird mit der Sichel geschnitten

Die Größe der Sense wechselt je nach Bedarf; Männer bevorzugten schwerere, breitere und längere, Frauen und Jugendliche dagegen leichtere Sensen. Der Breitenteil (r) heißt Hamm' (d. 'hamm). Wer mähen lernt, bekommt zu hören: „Du mußt auf d'Hamma drucke!“, denn hier muß das Gerät glatt auf dem Boden schleifen, damit die Spitze (l) leicht freischwebt beim Schneiden. Die Hamme hat unten, hinten einen kleinen, eisernen Vorsatz, die sog. „Warze“; diese wird oben im Worb eingesteckt in das „Warzenloch“. Befestigt wurde die Sense früher mittels eines eisernen Rings, der den in das Warzenloch eingesteckten Teil der Hamme und den oberen Teil des Worbs umschloß; lief dieser konisch aus, dann genügten zur Befestigung einige Hammerschläge von oben nach unten auf den Sensenring; häufig bediente man sich aber auch eines kleinen Holzkeils (Speidel); Welzheimer Wald und öfters; dafür: d'bisse: Biberach, Leutkirch u. ö., der zwischen Ring und Worb eingeschlagen wurde. Diese ältere (umständlichere) Art wurde später (um 1910) allgemein abgelöst durch die einfachere Befestigung mittels einer Schraube. Abends konnte man früher in den „Geschäften“ (Erntezeiten; d'Gschafta; d. h. Heuet, Ernte, Öhmd) hören, wie vor den Bauernhäusern oder Scheuern die Sensen für den folgenden Tag geschärft, d. h. „gedängelt“ ('denglt) wurden (s. Schw. W 6, 2; 49; germanische Wurzel dang = schlagen). Am Dangelstock mit dem Dangelhammer (Abb. 17). In größeren Bauernhöfen gab es in den „G'schafta“ besondere Dängler, später dagegen eine rasch arbeitende Dängelmaschine mit Triebel, die einen

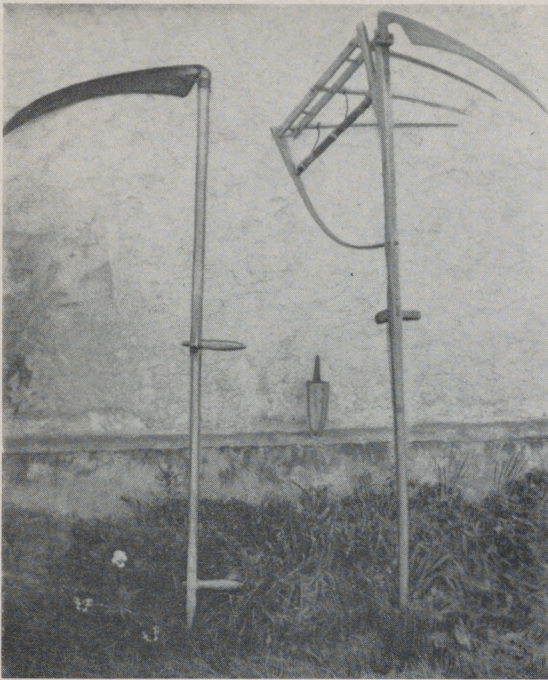
Höllenkraich machte, während die Schläge (allegretto giocoso) des Dängelns nicht unangenehm verhallten. Zeitweilig gab auch ein Schmied (falls vorhanden!) der Sense wieder eine erneute Schärfe. Beim Schneiden mußte die Sense immer wieder geschärft, d. h. gewetzt (g'wetzt) werden mit dem Wetzstein, den der Mäher in einem Gürtel eingehenkt bei sich trug im wassergefüllten „Kumpf“.

Wetzvers:

„Der Watz ist gut, der Watz ist gut, auf meiner
Ahne Wies';
Ond wenn se kommt, ond wenn se kommt,
no gibt se mir en Pris.“

Gehandhabt wurde die Sense mittels zweier Griffe am Worb; etwa an dessen Mitte die rechtwinklig zugerichtete eine Handhabe für die rechte Hand, am unteren Ende ein Griff für die linke Hand (Abb. 13). Die sprachschöpferisch überaus regen Mundarten unseres Landes haben auch hier, wie im ganzen landwirtschaftlichen Bereich, eine Fülle von Bezeichnungen hervorgebracht.

Um das Getreide beim Schneiden leichter umlegen bzw. „anlehnen“ zu können, wurde am oberen Teil des Worbs ein hölzernes Bögle oder ein größerer Bogen, zunächst aus Holz, befestigt. Je nachdem wurde dieser überzogen von einem Lumpen, einem Tuch oder auch einem Drahtgitter, später in einschlägigen Geschäften samt Worb und Sense käuflich. Daneben war gebräuchlich (je nach der Getreideart) der sog. „Haberrechen“; hinter der Sense an einem Holzgestell befestigt: 3, 4 oder 5 lange hölzerne



13. Sense und Haberrechen; zwischen beiden der Kumpf für den Wetzstein

„Zähne“ (Abb. 13). Man beachte, daß beim „Bögle“ und beim „Haberrechen“ der zweite, der untere Handgriff fehlt, da man beim Kornschneiden den Worb, je nachdem verschiedenartig drehen können mußte.

Das schriftsprachliche Wort „Sense“ wurde und wird bei uns nur in der halbmundartlichen Form Sens' gebraucht. Die echte Mundart dagegen kennt im Schwäbischen nur „Säges“ mit vielerlei Wortformen. „Sense“ gilt allein im fränkisch-hohenlohischen. Beiden Wortformen liegen zugrunde aus dem Althochdeutschen: *segansa*, *seginsa*, *segensna*; im Mittelhochdeutschen treten dann die Formen auf: *segens(e)*, verkürzt *sense*.

1. Sense.

sense' in den fränkisch-hohenlohischen Mundarten, nördlich von Freudenstein, Zaisersweiher (Maulbr.), Flein (b. Lauffen), Löwenstein, Maienfels, Bronnholzheim (Gerabr.).

sensche': Althausen (Mergenth.); Dörrenzimmern, Stachenhausen (Künzelsau) s. F. A.; K. 20; *s* im In- und Auslaut wird sch.

Außerhalb: *d'sens*: Zellriedle, Kork; Talfröschen; *d'sensn*: Raindorf (Fürth); *sansa*: Neuendorf; Mensengesäß (U'Fr.).

2. Säges.

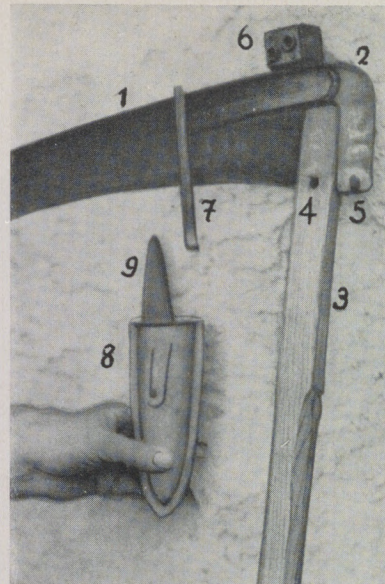
sä'age's, im Hauptgebiet; daneben: *säge'se'*: Lienzingen; Bernau, Albrechtsbrugg.

sä'agis: Freudenstadt, Schiltach, Gaugenwald, Altheim. *sägis*: Schluchsee, Bläsiwald; U'Schopfheim.

säggis: Sulgen, Aichhalden; Eendingen, Seebrohn.

sägge'se': Mühlacker, Cleebronn; Wiernsheim; Illmensee.

säge'se': Adelshausen; O'Rotweil; Maulburg.



14. Die Einzelteile der Sense: Das Sensesblatt (1) ist abgeschraubt und liegt mit der „Hamme“ (2) auf dem „Worb“ (3); in das „Warzenloch“ (4) wird die „Warze“ (5) der Sense eingesteckt und mit dem Schraubenkopf (6) befestigt, indem das Gewinde mit dem Schlüssel (7) angezogen wird. – Unterhalb der Kumpf (8) mit dem Wetzstein (9)

säge'ts(e'): Weil der Stadt; Gerlg. Münkgl./Lbg.; Schönberg.

sahge'tse': O'Dornach (b. Basel).

säche's: fränkisch; so in Geifertshofen, Eutendorf, Bibersfeld, Jagstheim (Crailsh.).

3. *Einzelform von auswärts*: Eine Sense = a Maje' (also: eine Mähe!); Günsbach/Els.; vgl. dazu: mähen = maje': Sulgau, Seebrohn. –

Das rechte Ende des breiten Teils der Sense heißt:

Hamme.

d'ha'mm oder *d'ha'mme'*: Welzheimer Wald u. ö.; außer der weibl. Form auch männlich: *dr ha'mme'*: Freudenstadt, Schiltach, Leidringen; Bondorf, Glems, Kiebingen, Wankheim; Eendingen; Bartholomä; Tannhausen, Löwenstein; Frauenzimmern; Willsbach; Kappel (Öhrg.).

Frühere Befestigung der Sense mit einem Eisenring (s. o.); *sä'age'se'-rehng*: Welzh. W. u. ö. Dort ab 1910 einfachere Befestigung mittels *Schraube* (schrauf), s. o.

Worb

Lautformen: *worb* × *warb*; *worb* mehr im O. u. S.O.: Öhrg., Dopfg., Allgäu u. ö.; *warb* mehr im W.: Filder; Böblg., Münsgr., Urach; Sulz u. ö. vgl. Schw. Wb. 6, 1; 957.

Worb, *worb* (dunkles -o-): allgemein; wahrb. Bernau/Bd.

worf: (-o-, w. o.): Gagstadt, Brettheim; Raindorf (Fürth); Talfröschen; Mensengesäß; *dr wurf*: Neuendorf. Der kurze Stift (Warze) bei der Hamme (*dr ha'mme'* mit *dr wahrts*: Freudenstadt), *wahrtse'-loch*: Hauptgebiet; *wattse'-*: O'Bettringen; oder auch „Zapploch“.

Sensengrube; d'sens-grue'bn: Störzelbach (Bay.); Treuchtlingen.

Die beiden *Handhaben* am Worb haben mitunter gleiche, anderwärts aber auch verschiedene Bezeichnungen. Wir unterscheiden für die rechtwinklige der rechten Hand: 2, die einfache für die linke Hand: 3.

1. Hand-hebet;

ha'dhe'be't; Mehrzahl: -hehbe'de': Langenau u. ö.; -hehbe': Nördlingen u. ö.

2. Für 3: Heft; 's'heft; Burgholz (Wz. W.) u. ö.

3. Krücke (meist für 2).

Schwäbisch ohne Umlaut: d'Krugge'; unterschieden: de kuhrts, de lang-: Pflummern; Orsenhausen (Lauph.); Erbach/Ehg.

Mit Umlaut: d'krigge': Hausen (b. Geifertshofen).

Häufig auch in Verkleinerungsform: Krückle (kriggle): Löwenstein, Willsbach, Frauenzimmern, Bibersfeld; Wäldenbronn; Mühlacker; Kork/Bd.

4. Wirbel.

Für 2 und 3: Glems; Waldenbuch; Altheim, Freudenstadt, Besenfeld, Loßburg; Betzweiler, Leirdringen.

Für 2: Bebenhausen, Bondorf, Wankheim, Belsen, Vöhringen; Genkingen; Lustnau; Hengen.

5. Nagel.

Seges-N.; sä'e'ge's-nagel: Hochgreuth, Nattheim (für 2 und 3); Worbnägel: Tannhs. (Ellwg.); – fränkisch: Sengen-; sense'nouchl, Mehrz. -ne'ichl: Gaggstadt, Brettheim; zu „Nagel“ vgl. Wellnägel an der Wagenwelle. Vereinzelt.

6. Haken; 2 ho'age': Gründelhardt.

7. dr Schieber; schie'be'r; Seedorf.

8. dr Krätz (2: Schiltach).

9. Handjöchli (-jöchchli): Bernau/Bd.

Steensberg verweist (S. 243) auf ein i. J. 1579 in Straßburg veröffentlichtes Landwirtschaftsbuch mit der Anweisung: Haber muß mit der Sense geschnitten werden, wenn der Roggen und die Gerste mit der Sichel bereits geschnitten worden sind. Und ferner: Im Jahr 1601 schreibt Johannes Coler im „Hausbuch“ von Habersensen, während hingegen die andern Getreidearten mit der Sichel geschnitten werden. Das 5. Kap. seines Werkes hat Steensberg überschrieben: Sieg der Sense über die Sichel; wir sehen, daß auch bei uns bis um die letzte Jahrhundertwende ein Nebeneinander beider Mähgeräte festzustellen ist, und daß damals ältere Bauern der ehrwürdigen Sichel, die einen sorgfältigen Schnitt des Getreides voraussetzt, eine pietätvolle Anhänglichkeit bewahrt haben. Wo man, wie im Hochschwarzwald, ungebrochenes Roggenstroh zum Dachdecken brauchte, war und blieb die Sichel sowieso bis in die neuere Zeit unentbehrlich (s. Bhs., Vogtsbauernhof, S. 67; 75; Abb. 45 – Schwäb. Heimat 1955, 5; S. 177).

Getreidemähen, Mähgeräte mit Sense.

Selbstverständlich ist das Zeitwort mähen in seiner gemeinschwäbischen Form mä'a×maje' im Mittelland und in den anderen Lautformen (s. Schw. Wb.) auch bei uns gebräuchlich. Und doch ist das örtlich besonders und eigentlich übliche Tätigkeitswort z. B. im Welzheimer Wald anders. So sagte ein befreundeter Altersgenosse (v. Jg. 1888) in Burgholz nie anders als „Korn ra'do'a“



15. Bauer mit Haberreehen im Gespräch mit dem Nachbarn

oder „ahre'do“ (also herab-tun; s. Schw. Wb. 3, 1440) ebenso sind beachtlich die gleichbedeutenden Tätigkeitswörter: korben (bei f); trudeln (bei b); khe'atse' (bei i); worben (worwe'): Rieden (Hall).

Außerdem wurde landauf und -ab, je nach der zu mähenden Getreideart unterschieden zwischen 1. „anlehnen“ und 2. „schmeißen“ oder „g'heien“; s. Schw. Wb. 3, 192/4. Für Art 1 war eine zweite Person nötig, die dann ihren Armvoll“ der am stehenden Korn angelehnten, abgemähten Halme abnahm und geordnet in „Mahden“ (mahde') angereiht ablegte (schön und deutlich dargestellt von Pieter Bruegel d. Ält. in seiner „Kornernte“). Bei Art 2 hat der Mäher selber um- und abgelegt (wie bei Bruegel). Vielfach wurden für Art 1 und 2 verschiedene Mähgeräte verwendet: so z. B. in Rattenharz (bei Lorch): zum (Hi)nan mähen (na'hmä'a) benützt man den Haberreehen (mit 4 Zähnen) für Brotfrucht (Dinkel, Roggen, Weizen), dagegen zum „Schmeißen“ (schmeisse') den „Patscher“ (s. u.) für Haber und Gerste.

In Burgholz (s. o.) beide Mäharten mit dem Haberreehen: Roggen und Dinkel werden „angelehnt“ (na'glo'ent), dagegen werden Haber und Gerste „g'schmissee“.

In Donnstetten (Uracher Alb): mit dem Haberreehen „nehm'i(dh) und g'hei und leg'selber“ (nemm i ond khe, ond leg'selber).

Aber s'Bögle zum Dagegenmähen (s'bögle zum drge'hge'mä'a).

In U'Schwarzach (bei Waldsee): zum Dr'gege'mähe' beim Roggen das Bögle; für die übrigen Getreidearten (bes. Dinkel = Vesen und Haber den Haberreehen (hier = G'schirr) zum „Davonmähan“ (drvoh-); es wird g'schmissee'!

Sense, daran Gestell mit 3, 4 oder 5 langen, leicht gebogenen „Zähnen“. Die folgenden Bezeichnungen gelten für dieses sachlich gleichartige, aber landauf, landab verschieden benannte Mähgeräte.



16. Miniatur aus einem deutschen Gebetbuch von 1500
(Nationalbibliothek Wien)

a) *Haberrechen* (Abb. 15).

„Rechen“ hier im weiteren Sinne; ursprünglich insbesondere zum Mähen von Haber, später auch für andere Getreidearten.

Im Hauptgebiet: Habr-räche': Welzh. Wald; Backnang, Remstal; Tannhs. Jagstzell (Ellw.); Nellingen (Alb); Kirchheim/Ries.

–rä'ache': Münsingen; –rochche': Laichg.; Erbach (Ehg.). Im Fränkischen: hahwr-räche': Geifertshofen, Randenweiler, Gaggstadt, Bibersfeld, Öhrig.

hawwr-: Flein b. Hall, Löwenstein; Eutendorf; Weinsberg; Frauenzimmern, Cleebronn.

b) *Haber-Geschirr*.

hahbr-g'schirr: Urach (zum 'na'hlo'ene'); desgl. Trailfingen, Gruorn; Neuhausen/Enz; Kusterdingen, Lustnau; Hengen, Eningen (Reutl.); Genkingen; Ringingen (5 Z.); zum „Wegmähen“; Seeborn (zum weg-maje'); Willmandingen (5 Z.; zum „Hinlegen“); Salmendingen; Kohlstetten, Plummern; Ennabeuren, Ennetach; Berg (Ravbg.); – habr-gschirr: Sipplingen; Illensee.

c) *Mäh-Geschirr*.

Mäh-gschirr: Gärtringen.

d) *Gschirr* (schlechtweg).

Leutkirch; O'Wolfertsweiler (zum „dr'vo'mä'e').

e) *Reff* oder *Haber-Reff*.

habr-räff; Stetten/Hz. (zum „Umlegen“); Diessen bei Bittelbronn.

räff: Wäldenbronn; N'Tenzlingen, Wankheim, Lustnau; Betzweiler, Gaugenwald, Mittlensweiler (b. Freudenst.); Schiltach, Loßburg, Seedorf, Leidringen, Waldmössingen, Mühlhausen (b. Rottw.), 5 Z.; Gr.'Böttlingen; Bildechingen; –'s rä'aff: Tieringen; Endingen (Hz); beidemale mit 5 Z.

f) *Der Korb*.

Hohenstaufen, Rechberghausen; Essingen, Möglingen, O'Böbingen, O'Bettringen, Hussenhofen; dazu das Zeitwort: korben, khorbe': Herlikhofen, Wißgoldingen u. ö.

Sense, allein mit Bogen; öfters aber ist diesem übergezogen ein Lumpen, Tuch oder später, fabrikmäßig hergestellt, mit Drahtgitter = Mucke'-fenster.

a) *Bögle*.

behgle: ohne Bezug (sonst „Patscher“, s. u.): Backnang; Essingen (zum ahnelo'ene'); Langenau, Blaubeuren, Mähingen; Nagold; Berg (Ravensbg.); Götlishofen; Leutkirch, Hangnach; O'Wolfertsweiler (zum d'r zue'mäh'e'). Bögli; 's bögli: Bernau (Bd.).

b) *Der Hudel*.

dr huddl: Loßburg (fr. mit altem Sack); Stetten/Hz., Tuttlingen (zum ahne'schla'); Endingen, Leidringen. – Dazu das Zeitwort: huddle'; pt. pt. g'huddle't: Belsen = mit dem Hudel mähen. – dr huddl: Mühlhausen bei Rottw.; Nordstetten (b. Villg); s. Schw. Wb. 3, 1851; auszugehen von H. = Lumpen.

c) *Der Patscher*.

batscher: Backnang; Asperglern; Glems, Köngen (zum nah'lo'ene'); Jagstzell, Gaggstadt, Appensee; Tannhs. (Ellw.), Kerkingen; Lenglingen; Kirchheim/Ries. Fliegenpatscher: fluige'-bätscher; Lenglingen.

Die Patsche; d/batsche': Balmertshofen.

Pantscher: bantscher: Weilheim u. T., Feldstetten u. ö.; Fliegen-P.: fluige'-bantscherr: Bräunigsheim (Geislg).

d) *Der Flügel*.

flihgel: Wolfshlugen; Gärtringen, Hildrizhausen; Wankheim, Gönningen; Linsenhofen; Kiebingen, Trillfingen; – dr flihchl: Bronnholzheim (Craillsh.) (mit Tuch); Windwendflihgl: Gärtringen (Herrenbg).

e) *Krabben-flügel*.

krabbe'flighl: Lustnau, Nufingen, Altheim; Rohrau, Seeborn (zum ahne'schlah'): Spielberg (Altensteig), Grüntal; Haiterbach/Schömburg.

f) *Gans-Flügel*.

ga'hs-: Plochingen, N'Tenzlingen; Gr.'Böttlingen.

g) *Der Anlehner*.

a'hlo'ene'r: Bermaringen, Nellingen (Blaub.); Schalkstetten; auch na'hlo'ene'r.

h) *Die Gaugel*.

d'ga'ogl: Dörrenzimmern (Nördlg); Störzelbach (mit Bogen und Zwillich). Bez. Amt Treuchtlingen (Bay.).

d'goggl (offenes o): Märzingen (b. Nördlg), mit altem Stoff bezogen, daher auch „Jammerlappen“.

i) *Die Köze*.

d'khe'ats (nasaliert): Göggingen und Börrat (Bal.; je 4 Z); Heuchlingen; s. Schw. Wb. 4, 660/1; dazu das Zeitwort khe'atse' = Korn-mähen, kho'are'mähje': Heuchlingen u. ö.

k) *Der Wedel* (wehd) Böblg.

l) *Windfuchtel*, –fuchtl: Zell/Riedle (Offenburg).

Wetzstein: im Mittelland: wets-schdo'e; fränk.: –schda'h: Schmellenhof b. Wüstenrot; Raindorf (Fürth); –schdäh'; Möckmühl.

Schleifstein: schlihf-schdähn: Kork/Bd.

Den Wetzstein trug jeder Mäher in einem im Gürtel (= Mahdergurt, mahdrguhr, Schalkstetten) eingehängten, wassergefüllten *Kumpf* bei sich. Dieser war früher meist aus Holz, öfters auch ein Kuhhorn; später aus Blech, unten mit einer Spitze versehen, damit er evtl. auch in den Boden eingesteckt werden konnte.

Mittelland: Khompf; khohpf: Schalkstetten; Gussenstadt, Auendorf u. ö.; fränk. Kumpf (Möckmühl u. ö.); khumb: Talfröschchen.

Wetzfaß: Pfützingen; Raindorf; Aichsfeld (b. Würzburg); wetsfohs: Rinderfeld. Futterfaß: fue'dr-faß: bes. zwischen Balingen und Spaichingen.

Steinfutter, schdoa-fue'dr: Meßstetten; Wetzsteinfutter, wets-schdoa-fue'dr: Ebingen.

Zum Dengeln der Sense setzte sich der Bauer auf den Dangelblock; in diesem steckte ein kleiner Ambos. Dangel-block zum dangle': Langenberg (Wz. W.); daneben auch Dangel-Stock: Burgholz/Wz. mit Dangelhammer (-ha'hmr): Schönberg. Dangel-Bock: Möckmühl.

Sichelhenke (Wz. Wald)

Ende August, wenn man auch das winterige Getreide daheim hat, gibt es zur Feier der Sichelhenke ein Festessen; dabei fehlen nicht die in Schmalz gebackenen, viereckigen und runden Küchle; größere runde heißen Pfannenbausch (pfanne'bauscht, Mz. -be'ischt); solche gab's auch in den „Geschäften“ (en de gschäfte'r), das sind: Heuet, Ernte, Ohmdet (dr hae'et, d'ähre't, dr ehmdet).

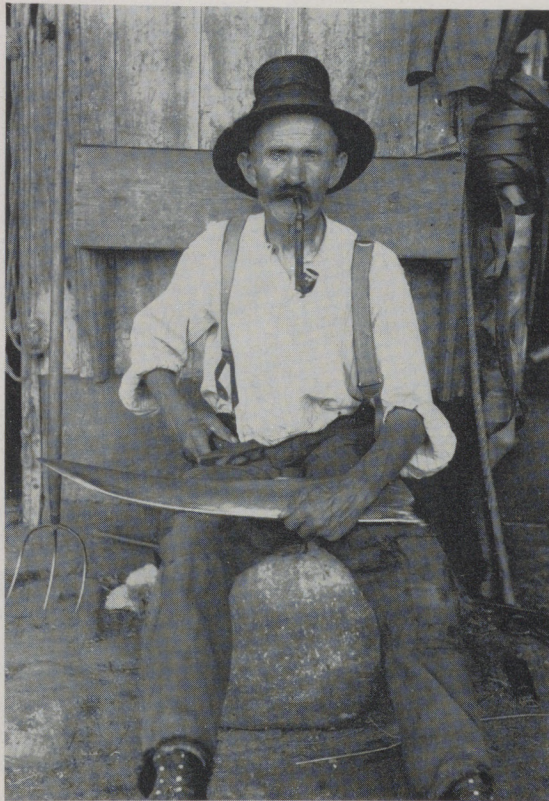
Flegelhenke (w. o.).

Wenn am Jahresende ausgedroschen war, hat man früher zur Flegelhenke geschlachtet = g'metzget, und zwar ein Mastkühle; dieses wurde zuvor sattsam gefüttert mit Süde (sihde, w.).

Schrifttum

a) H. Fischer u. W. Pfeleiderer, Schwäbisches Wörterbuch, Tübg. 1904–36, 7 Bde. = Schw. Wb. – b) H. Fischer, Geographie der Schwäb. Mundart, Tübg. 1895 = F. Ggr.;

Atlas dazu = F. Atl. – c) M. Lohß, Vom Bauernhaus in Württbg, Heidelberg 1932 = Bhs; – d) M. Lohß, Beiträge aus dem landwirtsch. Wortschatz Württbg's, Heidelberg 1913 = Beitr. – e) Axel Steensberg, Ancient Harvesting Implements, Kopenhagen 1943 = Steensberg – f) W. Meyer-Lübke, Zur Geschichte der Dreschgeräte, Wörter u. Sachen I, Heidelberg 1909 = Meyer-Lübke – g) Emil Werth, Grabstock, Hacke u. Pflug, Leonbg u. Stgt 1954 = Werth – h) Paul Leser, Entstehung u. Verbreitung des Pfluges (u. a.), Münster 1931 = Leser – i) Stuart Piggott, Die Welt aus der wir kommen, München 1961 = alte Welt – k) Joh. Schwendimann, Der Bauernstand im Wandel der Jahrtausende, Einsiedeln-Köln 1945 = Schwendimann – l) Adolf Bartels, Der Bauer, Jena 1924 – m) Wilh. Peßler, Handbuch der deutschen Volkskunde, Bd 2, Potsdam 1934; daraus: Arbeitsbräuche in der Landwirtschaft von W. Seedorf = Peßler-Seedorf – n) Rob. Forrer, Urgeschichte des Europäers, Stgt 1908 = Forrer – o) Fritz Krüger, die nordwestiberische Volkskultur, Wörter u. Sachen X, Heidelberg 1927 = Krüger – p) Matth. Murko, Zur Geschichte der Heugabel u. a., Wörter u. Sachen XII, 2, Heidelberg 1929 = Murko – q) Volkstümliche Überlieferungen in Württ, 1. Ausg. von K. Bohnenberger, 1904 fg., Neudruck besorgt von H. Dölker 1961, daraus Nr. 3 Landwirtschaft von A. Eberhardt, 1907 = Eberhardt – r) Anton Birlinger, Aus Schwaben, Wiesbaden 1874, 2. Bd = Birlinger – s) Wilh. Bomann, Bäuerliches Hauswesen u. Tagewerk, 3. Aufl. Weimar 1933 = Bomann.



17. Der Bauer auf dem Dangelbock

Die Reichsstadt Ulm als Sammelplatz des Schwäbischen Bundes zum Feldzug gegen Herzog Ulrich von Württemberg, 1519

Von Hans Eugen Specker

Ohne es nachdrücklich zu erstreben und im Grunde weniger initiativ handelnd als eher ihre Verpflichtungen gegenüber dem Schwäbischen Bund getreulich erfüllend, fiel der Reichsstadt Ulm dank ihrer geographischen Lage, ihrer politischen Stellung und wohl auch ihrer wirtschaftlichen Möglichkeiten eine zentrale Rolle bei den militärischen Vorbereitungen des überraschend und nicht von langer Hand geplanten Feldzugs gegen Herzog Ulrich von Württemberg zu. Der Schwäbische Bund, 1488 auf Betreiben Kaiser Friedrichs III. zunächst für die Dauer von acht Jahren beschlossen¹ und danach mehrfach verlängert, sollte der Wahrung des Landfriedens dienen, „dessen Unsicherheit nirgendwo im Reich stärker zu verspüren war als im staatlich zersplitterten deutschen Südwesten“². Ausdrücklich legte daher die 1512 – anlässlich der dritten Verlängerung des Bundes um weitere 10 Jahre – neu formulierte Bundesverfassung³ fest, daß die Mitglieder des Bundes „nichts unfruntlich gegen- und widereinander fürnehmen und üben, sonder ein jeder den andern bey dem gemelten landfriden und rechten bleiben lassen“ sollte und Zwistigkeiten ausschließlich vor Gericht ausgetragen werden dürften.

Um diese Forderungen durchsetzen zu können, verpflichteten sich die im Bund zusammengeschlossenen Stände „nach bestem vermögen“ und „als ob die sach unser jedes eigen wär“ zu gemeinsamer Hilfeleistung gegen gewalttätige Friedensbrecher. Als Grundsatz galt dabei, daß geraubtes Gebiet nach der Rückeroberung durch den Bund dem rechtmäßigen Herrn restituiert werden müsse, das dem Angreifer darüber hinaus abgewonnene Gut aber zum Ausgleich für die Kriegskosten als Beute anzusehen und aufzuteilen sei.

Die Durchführung dieser militärischen Aktionen sollte einem Bundesheer übertragen werden, für das die Fürsten im Kriegsfall 800 Reiter und 4500 Mann an Fußtruppen auszurüsten hatten; für die beiden übrigen Kurien des Bundes, die Prälaten, Grafen und Herren und die Reichsstädte wurden die aufzustellenden Kontingente auf 50 Reiter und 1000 zu Fuß bzw. 200 Berittene und 2900 Fußknechte festgesetzt.

Auf eigens einberufenen Versammlungen wurden diese Quoten dann auf die einzelnen Stände umgelegt, so z. B. am 22. Juli 1513 auf einem Städtetag in Ulm, auf welchem nächst Nürnberg, das zusammen mit Windsheim veranschlagt wurde, die Tagungsstadt mit 30 Reitern und 524 zu Fuß das höchste Kontingent unter den Reichsstädten auferlegt erhielt⁴. Auch die Bereitstellung von Wagen, die Kriegs- und Belagerungsgerät befördern sollten, wurde nach einem ähnlichen Schlüssel den Mitgliedern des Bundes zur Pflicht gemacht. Die Mobilisierung all dieser Truppen behielt sich die Bundesversammlung vor, die bei drohender Gefahr für eines der Bundesmitglieder durch die drei Hauptleute des Bundes – die Fürsten, die Prälaten, Grafen und Herren und die Reichsstädte stellten davon je einen – zur Beratung wirksamer Gegenmaßnahmen einberufen werden sollte. An die Spitze des Heeres sollte ein oberster Feldhauptmann treten, für welches Amt 1512 Herzog Wilhelm von Bayern vorgeschlagen und vom Kaiser, als dem mächtigsten Bundesmitglied, nach anfänglichem Zögern auch bestätigt wurde. Wie notwendig schließlich alle diese gegenseitigen Sicherheitsversprechen waren, belegen uns die in den Akten immer wiederkehrenden Klagen über „mutwillige Räuberei“ und Landfriedensbruch, von denen ein besonders krasser Fall nun herausgegriffen werden soll.

Herzog Ulrich von Württemberg, der bis zum Jahre 1511 dem Schwäbischen Bund selbst angehört hatte⁵, erfuhr am 19. Januar 1519 während der Trauerfeier für Kaiser Maximilian in Stuttgart, daß der württembergische Burgvogt auf der Achalm am Tag vorher in Reutlingen erstochen worden sei. Statt den Fall nun einem Schiedsgericht zu übertragen, wie es der 1505 mit Reutlingen vereinbarte Schirmvertrag vorgesehen hätte, ließ der Herzog die Sturmglocken läuten und zog gegen die Stadt. Die unmittelbar folgenden Ereignisse kennen wir aus einem am 21. Januar, nachmittags 3 Uhr, in aller Eile ausgefertigten Schreiben von Bürgermeister und Rat zu Reutlingen an den Ulmer Rat⁶: Dort wird berichtet, am Morgen gegen 7 Uhr hätten die Vögte von Urach

und Tübingen „mit iren amtsverwandten in merklicher anzal“ die Dörfer Betzingen und Gomaringen „unbewart und unentsagt wider den landfriden und insonder über die schirms aynung“ überfallen und die Bewohner zur Huldigung auf den Herzog gezwungen. Der Herzog rüste sich zur Belagerung der Stadt, deren Bürgermeister und Rat dringend darum bitten, dem Bundeshauptmann den Landfriedensbruch zu berichten und ihn um Hilfe anzurufen. Das Amt des Bundeshauptmanns für die Städte, das bis 1513 von Ulmer Bürgermeistern wahrgenommen worden war, hatte damals Bürgermeister Ulrich Arzt von Augsburg inne und an ihn wurde das Reutlinger Schreiben ohne Verzögerung weitergesandt. Nachts zwischen 1 und 2 Uhr – die genauen Uhrzeiten sind in den Korrespondenzen sorgfältig festgehalten – langte es bei ihm an. Seiner Aktivität waren jedoch zunächst Grenzen gesetzt, da sich seine beiden Mithauptleute (für die Prälaten und den Adel war es Hürnheim, für die Fürsten Wilhelm Guss von Gussenberg), die wegen der derzeit zu Augsburg tagenden Bundesversammlung in der Stadt weilten, während der Nacht nicht wecken ließen. Der Ulmer Rat gab unterdessen den Reutlinger Boten die Weisung, in ihre Stadt zurückzukehren und ihren Herren zu bestellen, „ein rat hab das volstreckt, darumb sy geschriben haben“⁷. Der Bescheid war wohl deshalb nur mündlich und in verklausulierter Form erfolgt, weil zu befürchten war, die Boten könnten unterwegs von württembergischen Truppen aufgegriffen werden.

Als erste Maßnahme gegen den herzoglichen Überfall schlug Ulrich Arzt in einem Schreiben an den Ulmer Rat vor, bewaffnete Reiter zur Unterstützung des bedrohten Reutlingens abzuordnen. Wäre das in der Eile nicht möglich, sollte man mit Fußtruppen in Württemberg einfallen und „brennen wo man kan; so dan sein (des Herzogs) volk das gewar werden und sehen, so wurden sy sich von Reutlingen thun“. Konkret wurde jedoch zunächst nur Weitbrecht Ehinger von Ulm am 24. Januar beauftragt, Erkundigungen über die Gründe für den Landfriedensbruch einzuholen. Noch einmal schrieb dann am 25. Januar der Rat zu Reutlingen geradezu verzweifelt nach Ulm, das Vorgehen Herzog Ulrichs gegen die Stadt sei „wider Gott, Ehre und Recht“, aber er habe ein „solich treffenlich geschutz“ und schieße so heftig, daß sie sich gegen ihn nicht lange wehren könnten. Einen Tag später beschloß die Bundesversammlung zu Augsburg, die Stände sollten sich zum Krieg bereithalten. Gleichzeitig wurde Ulm beauftragt, Möglichkeiten zu finden, den Reutlingern Nachricht zukom-

men zu lassen, „es were in frauen, munch, pfaffen, furlcut, cramer oder anderer verkerter gestalt“, um sie zum Ausharren zu ermuntern. Auf Bundeskosten sollte die Stadt Ulm ferner Kriegsleute, denen der doppelte Sold zu versprechen sei, in das belagerte Reutlingen bringen und weitere Städte, vor allem Esslingen, zu ähnlichen Unterstützungsaktionen anhalten. Ehe jedoch diese Pläne in die Tat umgesetzt werden konnten, erfuhr der Ulmer Rat am späten Abend des 28. Januar über den Ulmischen Amtmann zu Süßen und den Vogt zu Geislingen, Reutlingen sei am Nachmittag gegen zwei Uhr gefallen, der Herzog halte sich selbst in der Stadt auf. Diese Nachricht wurde in den folgenden Tagen durch weitere Berichte, unter anderem auch ein Schreiben der Reichsstadt Schwäbisch Gmünd, bestätigt und dabei in Erfahrung gebracht, die Reutlinger hätten dem Herzog huldigen müssen, der am 30. Januar die Stadt wieder verlassen habe, aber „niemann kan wyssen, wo er auß will“. Schon nach der ersten Kunde von der Belagerung Reutlingens, die sich – wie die Korrespondenzen ausweisen – mit Windeseile verbreitet haben muß, hatten die – weil von württembergischem Gebiet umschlossen oder unmittelbar an dieses angrenzend – sich bedroht fühlenden Reichsstädte begonnen, Vorbereitungen zu ihrer Verteidigung zu treffen. Der Ulmer Rat beauftragte, um nicht in Permanenz tagen zu müssen und trotzdem rasche Entscheidungen zu gewährleisten, bereits am 24. Januar den für „unvorhergesehene, dringende und geheime Fälle“ gewählten Ratsausschuß der „Fünfer“⁸ mit allen notwendigen Vorbereitungen für einen zu befürchtenden Krieg. Die „Fünfer“ gaben dann auch am 26. Januar die Herstellung von Pulver und Hakenbüchsen in Auftrag. Sie wiesen ferner die Zunftmeister an, die Ausrüstung ihrer Zunftmitglieder mit Harnisch und Wehr zu überprüfen und schrieben den Amtleuten des Ulmer Territoriums, in ihrem Sprengel gleichermaßen zu verfahren und zugleich dafür zu sorgen, daß die strategisch wichtigsten Orte „verschrant“ würden. Ähnliche Vorbereitungen trafen auch Esslingen, Giengen und Schwäbisch Gmünd, das am 25. Januar in Ulm 10 Tonnen Pulver und 20 Hakenbüchsen auslieh, aber ausdrücklich darum bat, diese unauffällig verpackt zuzusenden.

Trotz dieses schüchternen Versuchs zur Geheimhaltung blieben die in den Städten betriebenen Rüstungen dem Herzog nicht verborgen. Noch vor der Eroberung Reutlingens sandte er daher am 27. Januar aus dem Feldlager bei Pfullingen ein Schreiben an die Reichsstädte des Inhalts, er höre, daß sie wegen seines „notgedrungenen Verfahrens gegen Reut-

lingen“ sich wider ihn beratschlagten. Er hoffe dies zwar nicht, doch sollten sie ihm durch einen Boten ihre Einstellung zu erkennen geben⁹. Die Annahme dieses Schreibens wurde vom Ulmer Rat verweigert, da es adressiert war mit „den fursichtigen, ersamen und weisen den botschaften der reichsstett jetzo beieinander versamlet“, und der Rat den bloß mündlichen Auftrag des Boten, wenn die Bundesversammlung nicht in Ulm tage, möge das Schreiben dem Ulmer Bürgermeister ausgehändigt werden, nicht akzeptierte.

Tatsächlich tagte die Bundesversammlung damals noch in Augsburg, von wo aus Hauptmann Ulrich Arzt am 27. Januar Ulm darüber informierte, man habe sich auf eine „große hilfe“, wie sie „vormals im bundt nie furgenommen“ – gemeint war die Erhöhung der Kontingente auf das Doppelte – geeinigt und werde demnächst in Ulm den Krieg beschließen. Der Ulmer Rat und die „Fünfer“ zogen daraus die Konsequenzen. Zunächst schien es ihnen notwendig, durch nach Württemberg entsandte Kundschafter möglichst rasch, vollständig und genau über Truppenbewegungen und Rüstungen unterrichtet zu werden, um daraus die weiteren Pläne des Herzogs, über die zahlreiche Gerüchte im Umlauf waren, zu erschließen. Nicht jeder stellte sich für diese Späherdienste zur Verfügung und nicht alle, die sich dazu bereit fanden, hatten das erforderliche Geschick. Von den Kundschaftern, die Michel Berchtold, der Ulmische Amtmann zu Nellingen auf der Alb, entsandte, ist z. B. einer durch seine allzu treuherzigen Fragen allenthalben als Kundschafter erkannt und entsprechend behandelt worden. Eine ebenfalls von Nellingen aus beauftragte Kundschafterin, über die der Amtmann dem Rat schrieb, „sie ist mit zuchten vor euer ersamen weisheit (zu reden) ain offne oder gemeine frau“, die in Stuttgart in der Nähe des Hofes lebte, wußte lediglich zu berichten, es sei unter dem Hofgesinde die allgemeine Rede, man wolle vor Ulm ziehen „und sie reden Ulm und euch allen gemeinlich ibel, ir seyend vornen dran“. Aber neben diesen Beispielen verstanden es andere Kundschafter durchaus, Rüstungsvorbereitungen richtig zu deuten. Sie rechtfertigten die zahlreichen Anfragen, die fast alle Reichsstädte, aber auch oberschwäbische Prälaten und von den Fürsten Markgraf Casimir von Brandenburg an den Ulmer Rat nach dem Stand der Dinge richteten. Selbstverständlich war umgekehrt auch Herzog Ulrich bestrebt, sich über die Rüstungen im bündischen Lager auf dem laufenden zu halten. Wir kennen z. B. den Bericht des Burghauptmanns auf Helfenstein, der im „Mönch von Herbrechtingen“, dem

damaligen Pfarrer in Weiler ob Helfenstein, einen württembergischen Kundschafter vermutete.

Intensiv wurde seit Anfang Februar 1519 allenthalben die Anwerbung von Reitern und Fußknechten für das Bundesheer betrieben. Da der Rat es nach Möglichkeit vermeiden wollte, daß sich allzu viele Ulmer Bürger dazu meldeten, entsandte er den Ulmischen Hauptmann Hans Gregk eigens nach Ravensburg, um dort die Werbetrommel zu rühren. Gregk stieß dabei auf große Konkurrenz, denn in allen Städten und Flecken Oberschwabens suchten Hauptleute ihre Fähnlein aufzufüllen. Außerdem war es den um den Bodensee lebenden Untertanen von ihrer Obrigkeit bei Todesstrafe verboten worden, sich von fremden Herren anwerben zu lassen – eine Weisung, für die der Ulmer Rat Verständnis haben mußte, hatte er doch bereits am 26. Januar eine ähnliche Anordnung für das Ulmische Territorium getroffen. Trotzdem gelang es Hauptmann Gregk, eine beachtliche Anzahl von Landsknechten, denen übrigens nicht die Stadt-, sondern die Bundesfahne vorangetragen werden sollte, in Dienst zu nehmen. Der Ulmer Rat konnte sich sogar auf Bitten einiger kleinerer Reichsstädte und oberschwäbischer Prälaten bereit finden, deren Kontingente gegen Erstattung der Kosten mit aufzustellen. Seltenheitswert scheinen lediglich Büchsenmeister gegossen zu haben, um die man bis nach Straßburg schreiben mußte.

Für die Ausrüstung wurden in Nürnberg Geschütze, Kugeln und Harnische bestellt, wobei Nürnberg die Kugeln zwar nicht in der gewünschten Anzahl liefern konnte, statt dessen aber den Model zur Selbstfertigung übersandte. Schwierigkeiten gab es bei der Verteilung der Spieße an die Fußknechte. Da diesen 1 Ort eines Guldens für den Spieß von der Löhnung abgezogen wurde, waren sie mit Recht empört, als sich herausstellte, daß die Spieße zum Teil wurmstichig oder sonst schadhaft waren. Auch nachdem der Rat für Ersatz gesorgt hatte, war das Mißtrauen nicht ganz geschwunden, was sich etwa daran zeigte, daß nur ganz wenige freiwillig die etwas später gelieferten Harnische kaufen wollten.

Neben der militärischen Ausrüstung erforderte auch die Verproviantierung der sich immer zahlreicher in und um Ulm sammelnden Truppen sorgfältige Überlegungen. Zwischen 30- und 40 000 Brote konnten die Ulmer Bäcker täglich bereitstellen; das Einzugsgebiet für Fleisch mußte jedoch bis Augsburg und Nürnberg und das für Hafer bis ins Günz-, Mindel- und Illertal und bis nach Riedlingen ausgedehnt werden, was nicht ohne Auswirkungen auf die Preise blieb. Fremden Kaufleuten wurde allgemein gestattet, während

der Anwesenheit des Bundesheeres ihre Waren in Ulm ohne Einschränkung feil zu bieten. Daß das nicht ohne finanzielles Risiko abging, beweisen die Klagen der Wirte, bei denen die Söldner oft hoch in der Kreide standen.

Überhaupt scheint von der gewohnten Ruhe und Ordnung in den Ulmischen Städten und Dörfern während jener Wochen nicht mehr viel zu spüren gewesen sein. Vor allem in Geislingen, das bis zu 1000 Fußknechte zu beherbergen hatte, konnte erst die Einsetzung eines Profossee die Raufhändler wirksam einschränken. Besser scheint es in dieser Hinsicht in der Stadt Ulm bestellt gewesen zu sein, die darauf gedrängt hatte, an bündischen Truppen nur 2000 Reiter, darunter vor allem den Adel, aufzunehmen, die Wagenburg aber in angemessener Entfernung vor der Stadt zu belassen.

Seit dem 6. Februar tagte die Bundesversammlung in Ulm. Verstärkt kamen hierher nun die Berichte über den Ausbau der Befestigungen in den württembergischen Städten Kirchheim, Göppingen und Heidenheim, gleichzeitig aber auch die Bitten der Reichsstadt Esslingen um Abordnung einer starken Besatzung. Georg von Frundsberg, der sich im Namen der Bundesversammlung vor dem Ulmer Rat zum Anwalt Esslingens machte, erhielt allerdings die untertreibende Antwort, „ain rat hat ain klains herschaftlin, were mit kriegsleuten nit versehen“, jedoch gerne bereit, Esslingen mit Schießpulver und Geld zu unterstützen. Die Lage des Ulmer Rats war damals tatsächlich schwierig. Einander widersprechende Gerüchte ließen einen Einfall Herzog Ulrichs in Ulmisches Territorium für möglich erscheinen, weshalb der Rat schon am 4. Februar den Bewohnern des flachen Landes erlaubte, im Ernstfall in die Stadt zu fliehen. Der Besetzung der Tore wurde besondere Aufmerksamkeit gewidmet, Zunfangehörige, die nicht die vorgeschriebene Wehr besaßen, als abschreckendes Beispiel vorübergehend gefangengesetzt. Je stärker und zahlreicher jedoch die sich um Ulm sammelnden Truppen wurden, um so sicherer fühlte man sich in der Stadt und um so mehr ließ die Aufmerksamkeit nach. Immer häufiger mußte der Rat darauf drängen, daß die Wachen ihre Hauptbeschäftigung nicht im Trinken und Spielen sahen, sondern ihrer Aufgabe unter dem Tor nachkamen.

Anders sah es dagegen in den Ulmischen Ämtern aus. Zwar war man auch hier den umlaufenden Gerüchten gegenüber zu der skeptischen Ansicht gelangt, man dürfe „dem geschrai nit alweg glauben“, als aber ein Kundschafter am 5. März die Nachricht brachte, er hätte den Herzog, der „bleich und gel wie ain leich“

gewesen sei, bei Denkendorf und Königen mit 200 Reitern und 4000 Fußknechten auf dem Marsch nach Kirchheim gesehen, wurde die Wachsamkeit doch aufs höchste verstärkt. Man befürchtete, der Herzog wolle vor Geislingen oder den in aller Eile befestigten Helfenstein ziehen. Am 8. März wurde dem Geislinger Vogt zugetragen, Herzog Ulrich sei in Kirchheim aufgebrochen und ziehe mit seinem Heer auf Blaubeuren zu. Als dann vollends die Kunde kam, das herzogliche Heer bleibe die Nacht über in Laidingen, schlug der Vogt von Geislingen dem Ulmer Rat eilig und drängend vor, die günstige Gelegenheit zu nützen und dort einen Angriff zu wagen. Nur schwer scheint der Vogt die Enttäuschung darüber verwunden zu haben, daß die bündischen Truppen nicht eingriffen. Resigniert schrieb er am 10. März, die herzoglichen Truppen seien doch „gantz müd und naß gewesen“ und Geschütz und Pulver zum großen Teil im freien Feld stehengeblieben.

Unbehindert erreichte Herzog Ulrich am 9. März Blaubeuren, wohin ihm Eberhard von Reischach und Albrecht von Landenberg 12 000 Schweizer Söldner zuführten. Daß ihn diese, durch geschickt geführte Verhandlungen und hohe Versprechungen seiner Gegner bewogen, wieder verließen, ist bekannt¹⁰. Mit dem ihm verbliebenen Rest seiner Truppen konnte der Herzog keinen Angriff mehr wagen und schon am 16. März berichtete der Geislinger Vogt, der Herzog ziehe mit seinem Geschütz und den württembergischen Landleuten wieder über Laidingen nach Kirchheim zurück, die Schweizer lägen aber noch im Lager bei Blaubeuren. Wenige Tage später, am 22. März, konnte der Vogt auch den Abzug der Schweizer Söldner melden.

Als dann am 24. März die Bundesversammlung in Ulm beschloß, auf kommenden Samstag (26. März) Absage und Feindesbrief gegen Herzog Ulrich ausgeben zu lassen und darauf den Krieg zu beginnen, stand dessen Ausgang bereits fest. Am 28. März brach das Bundesheer aus dem Lager bei Langenau auf, eroberte rasch Heidenheim und den Hellenstein und zog, ohne nennenswerten Widerstand zu finden, weiter ins Filstal. Die Ulm zugedachte Sonderaufgabe, Blaubeuren und die Burgen Ruck und Gerhausen zu erobern, lehnte der Rat ab, da er nur zusammen mit den übrigen Bundesgliedern handeln wolle. Zu regeln blieben daher nur noch Nachschubfragen, solange die Truppen in der Nähe des Ulmer Territoriums operierten.

Für die Reichsstadt Ulm hatten die Vorbereitungen zu diesem Feldzug, zumal nach dessen rascher Beendigung, lediglich eine unruhige und wohl auch sorgen-

volle Episode bedeutet, die uns jedoch einen Einblick in Organisation, Aufgaben und Möglichkeiten des Schwäbischen Bundes erlaubt. Für das Herzogtum Württemberg war jedoch mit diesen Ereignissen zu Beginn des Reformationszeitalters ein bedeutsamer Abschnitt seiner Geschichte eingeleitet worden, der zumal auch für das Verfassungsleben des Landes¹¹ nicht ohne Wirkung blieb.

Hinweise auf Quellen und Literatur:

¹ K. Klüpfel, Urkunden zur Geschichte des Schwäbischen Bundes (1488–1533), Bd. 1, Stuttgart 1846, S. 39. –

² K. S. Bader, Der deutsche Südwesten in seiner territorialstaatlichen Entwicklung, Stuttgart 1950, S. 187. – ³ Abgedruckt bei J. Ph. Datt, De pace imperii publica, Ulm 1698, S. 382–400. – ⁴ Klüpfel, Bd. 2, Stuttgart 1853, S. 72. – ⁵ Ebd., S. 55. – ⁶ Stadtarchiv Ulm, A 1136. – ⁷ Dazu und für das Folgende: Stadtarchiv Ulm, Ratsprotokoll 1519, Fol. 264–313 und A 1136. – ⁸ Vgl. dazu K. Hanneschläger, Die freie Reichsstadt Ulm. Siedlungsentstehung und Verfassungsgeschichte bis zum Ende der Zunftverfassung 1548, Diss. jur. Tübingen 1956, masch. Ms., S. 212. – ⁹ Klüpfel, Bd. 2, S. 160. – ¹⁰ Ausführliche Schilderung bei Ch. F. von Stälin, Wirtembergische Geschichte, 1. Abteilung, Stuttgart 1870, S. 164–168. – ¹¹ Vgl. dazu W. Grube, Der Stuttgarter Landtag 1457–1957. Von den Landständen zum demokratischen Parlament, Stuttgart 1957, S. 108–174.

Aus württembergischen Forstordnungen

Von Willy Leygraf

Löblichem Brauch zu folgen, wollte der Verfasser diese hier vorgelegte Darstellung anknüpfen an eine Erörterung oder auch nur Nennung dieses oder eines verwandten Themas durch den zu feiernden Jubilar. Mag sein, dem Verfasser ist es gelungen, ein Gebiet zu finden, aus dem der so vielseitige Ernst Müller noch nichts publiziert hat, mag – wahrscheinlicher! – sein, der Verfasser hat immer noch nicht gründlich genug gesucht und ist also an eben dieser Vielseitigkeit des Jubilars gescheitert. Statt zitierenden Bezugs hier also nur dies: Dank für manche Stunde so anregenden wie lehrreichen Schmökerns, Lesens und Wiederlesens!

„Wiewol Wir vor etlich verschinen jarn, ausser ereischender notturfft, ein gemeine vorst vnd holtz ordnung wie es damit allenthalben in Vnserm Fürstenthumb Wirtemberg, gehalten werden soll, zum ernstlichsten fürnemen vnd ausschreiben haben lassen, befinden Wir doch, das dieselbig bey etlichen biß anher wenig volnzozen, vnd gantz varlessig gehalten worden ist, sonder auch die höltzer vnd wäld täglichen jelenger, je mehr, in beschwerlichen vnd schedlichen abgang geraten...“ So heißt es im einleitenden Abschnitt der – seit Reyscher¹ meist als die zweite bezeichneten – württembergischen Forstordnung von 1540. Kieß² hat darauf hingewiesen, daß es sich dabei eigentlich um eine fünfte Fassung der württembergischen Forstordnung handelt. Doch das kann hier außer Betracht bleiben, weil es im folgenden vor allem darauf ankommt, zu zeigen, welche Motive die Veranlasser und Verfasser der Forstordnungen bestimmten und wodurch diese die Anfänge sowohl planmäßiger Forstwirtschaft als auch überlegter Forstpolitik markieren. Aus dem gleichen Grund werden auch die weiteren Texte³ des 16. und beginnenden

17. Jahrhunderts in einer Form dargeboten, die dem heutigen Leser nicht allzu beschwerlich ist.

Es gehört zu den stereotypen Eingangsformeln der Forst- und Holzordnungen, daß die Wälder „in Abgang geraten“ seien und „dadurch in wenig Zeit merklicher Mangel an Holz“ sich ergeben werde. Und also erscheint auf den ersten Blick für die meisten Leser als Motiv des landesherrlichen Veranlassers der jeweiligen Forstordnung, er habe diese abfassen, erneuern oder neu bekanntmachen lassen, weil „... Wir solch Abgang, Mangel und Gebrechen, so nit allein Uns, sondern Unsers Fürstentums Wirtemberg Untertanen und Verwandten daraus erfolgt, vor Augen haben...“

Nun, bei genauerem Hinsehen erweist sich: so unmittelbar drohend, wie er dargestellt wird, war der Holz-mangel nicht – aufs Ganze gesehen. Ausgehauen und durch Weidebetrieb im Fortkommen behindert waren die Wälder in der Nähe der Siedlungen, der Dörfer, der Städte und Residenzen, nicht zuletzt auch im unmittelbaren Einzugsbereich der flößbaren Gewässer. Das ergibt sich schon aus der Anordnung, den Holzbedarf möglichst aus entlegenen Wäldern zu decken, die noch vorhandenen Bestände in günstiger Lage dagegen „auf den Notfall“ zu sparen. Die Einleitungsformel vom herrschenden oder drohenden Holz-mangel hat offensichtlich ganz bestimmte Funktionen: Sie soll die landesherrliche Fürsorge erkennbar machen und zugleich die Untertanen mit Nachdruck darauf hinweisen, wie wichtig und geradezu lebensnotwendig die Einhaltung der so eingeleite-

ten Bestimmungen sei. Die eigentlichen Gründe und Motive dürften dagegen etwas differenzierter gewesen sein. Die Forstordnungen erweisen sich bei näherer Betrachtung als Zeichen für die beginnende Entwicklung aus den mittelalterlichen Verhältnissen zur später im Merkantilismus kulminierenden Wirtschaftspolitik, zur geordneten Forstwirtschaft und – nicht zuletzt – zum Territorialstaat.

Zunächst einmal markieren die Forstordnungen den Übergang von der extensiven Nutzung (die man fast Exploitation nennen könnte) zur intensiven Produktions- und Vorratswirtschaft. Der Wald soll künftig nicht mehr lediglich Holz für den jeweiligen Bedarf des Landesherrn und der Untertanen liefern: der Landesherr will regelmäßige und möglichst hohe Einnahmen aus seinen Forsten erzielen. Hatte bis dahin der Wald weithin zur Deckung des Bedarfs gedient, jetzt sollte er direkt durch den Verkauf der Nutzungen und indirekt durch die Förderung holzverbrauchender Gewerbe eine Rente bringen. Dazu mußten aus dem Forstwesen die Reste mittelalterlicher Naturalwirtschaft beseitigt werden. Rechte und Gerechtigkeiten wurden überprüft und auf eine korrigierte Basis von Zins und Miete abgestellt, die Vergabe von Holz in Erfüllung der Gerechtigkeiten oder als Entlohnung wurde mehr und mehr eingeschränkt zugunsten des Verkaufs: „Es sollen auch weder Forstmeister noch Knechte niemandem an ihren Zehrungen kein Holz mehr geben, sondern alles Holz zu Geld anschlagen, verkaufen und auch dasselbige Geld durch den Forstmeister geantwortet werden, daß niemand sagen mög', das Holz werde in ander Weg, denn zu unserem Kammergut verkauft.“ Und in der unter Herzog Christoph 1552 erlassenen Forstordnung heißt es, wie übrigens auch noch in späteren Bestimmungen: „... sollen unsere Waldvögt, Forstmeister und Knecht davon ihnen selber ohne Befehl nichts bestehen noch genießen; alle Benutzung klein und groß, so sie bisher genossen haben, nichts ausgenommen, sollen ihnen fürhin gänzlich abgestrikt sein, sondern hinfüro solches alles und was Nutz tragen mag, in jedes Waldvogts und Forstamts Rechnung eingezogen werden; und soll sich ein jeder seines Solds, wie man sich mit ihm darum vertragen hat, begnügen lassen.“

Sehr genaue Anweisungen über das Aufmessen und Verkaufen des Holzes, für die Buchführung auf den Forstämtern, besonders über die urkundliche Verrechnung aller Einnahmen, lassen die Absicht erkennen, die Forstnutzung zu einem Bestandteil der gesamten Staatswirtschaft zu machen. (Eine Trennung

von Hofkammer und Staatshaushalt war allerdings noch nicht durchgeführt.)

Um den angestrebten Zweck zu erreichen – und weniger aus Gründen eines akuten Holz Mangels –, wurde die bis dahin weithin willkürliche Nutzung durch strenge Vorschriften geregelt; so war man vor allem darauf aus, einen möglichst großen Nutzholzanteil zu erzielen. Es sollte nicht mehr und vor allem nicht stärkeres Holz angegriffen werden, als für den jeweiligen Zweck nötig war. Für Brennholz und zum Zwecke der Köhlerei wurde zunächst auf Windfälle, Schneebrüche, abgängige Stämme und die Abfälle der Nutzholzgewinnung, auf die sogenannten Afterschläge, verwiesen. Und weiter heißt es: „Tannenholz, so zum Verkohlen, zu Rebstecken, Schindeln und in ander dergleichen Weg gebraucht wird, soll nit auf der Ebene oder an anderen gelegenen“ – also: gut erreichbaren – „Orten, da es zu besserem Nutzen gebraucht werden mag, verkauft werden, sondern allein in den Klingen und Tälern an solchen Enden, da man sonst mit der Fuhr nit wohl hinkommen mag. Damit kommt das ungelegen Holz auch zu nutz; und mögen die gelegenen Wälder desto besser zu anderer Notdurft gespart werden.“ Es sollte also im Zuge einer sparsamen Wirtschaftsführung das Holz so entnommen werden, daß es in jedem Falle den größtmöglichen Nutzen bringt. Aus diesem Bestreben sind auch all diejenigen Bestimmungen zu verstehen, die den einzelnen Gewerben den Bezug des von ihnen benötigten Holzes sicherstellen sollten – aber nur im Rahmen des unbedingt Notwendigen! Man muß bedenken, daß im 16. Jahrhundert das Holz als Brenn- und Rohstoff und als Material für viele Handwerke ungleich größere Bedeutung hatte als in späteren Zeiten. Die Steinkohlenlager waren noch nicht erschlossen und die Verwendung des Eisens hatte noch längst nicht die später selbstverständliche Ausdehnung erfahren. Die Art der Verwendung des Holzes und die Bearbeitungsmethoden bedingten außerdem einen wesentlich höheren Verbrauch: Die Balken der Häuser waren mächtiger, die Möbel schwerer; man arbeitete vielfach mit der Axt aus dem Vollen heraus. Dadurch war der Anteil des zum Brennholz fallenden Rests verhältnismäßig hoch.

Die Bestimmungen der Forstordnungen über das Werkholz dienten nun sowohl der Schonung und möglichst rücksichtsvollen Verwendung des Holzvorrats als auch der Versorgung aller Untertanen mit den benötigten Rohstoffen. Sie sollten deshalb die Entnahme von Holz aus den Wäldern sowohl dem jeweils angetroffenen Vorrat als auch dem Bedarf an-

passen. Für Werkholz galt dabei nur der Bedarf der eigenen Untertanen als Maßstab.

An eine systematische Förderung holzverarbeitender Gewerbe zum Zwecke des Exports wurde dabei noch nicht gedacht, als Rohstoff eines wertsteigernden Veredlungsgewerbes war das Holz noch nicht entdeckt. Lange konnten sich in den Forstordnungen Bestimmungen halten, die jeden Weiterverkauf von Holz und Holzprodukten verbieten. Dahin gehört auch diese Anweisung: „Wir wollen und befehlen auch, daß unsere Forstmeister, Waldvögt, Untertanen und Schirmverwandten niemand Holz zu Kohlen zu kaufen geben, er verspreche denn, dasselbige Holz zu verkohlen und die Kohlen nirgends hin, denn unseren Untertanen und Schirmverwandten zu ihrem Handwerk zu verkaufen oder zu freiem Feilkaufen auf die Märkte in Unserer Oberkeit zu führen . . .“

Besonders differenziert waren die Bestimmungen wegen des Bauholzes: Menge, Art und Ort des Einschlags sollten von den Forstbediensteten nach Prüfung von Berechtigung und Bedarf sorgfältig festgesetzt werden; das Holz mußte zu bestimmten Zeiten geschlagen, umgehend abgefahren und im nächsten Sommer verbaut werden. Wer es verbrannte oder verkaufte, verfaulen oder sonst verkommen ließ, wurde bestraft; in manchen Stücken wurden die Forstordnungen zu Bau- und Baupolizeiordnungen: „Welche in Unserem Herzogtum bauen und Holz dazu aus Unseren Wäldern haben wollen, denen soll nichts gegeben werden, sie bauen denn mit Rat, Wissen und Willen unserer Amtleut und Forstmeister. Es sollen auch unsere Forstmeister und Knecht in ihren Bezirken jährlich umreiten und mitsamt dem Gericht in jedem Flecken umgehen und besichtigen, daß Unsere Untertanen ihre Häuser und Scheuern in Ehren halten. Es sollen auch Unsere Waldvögt und Forstmeister zu den Gebäuden kein ander Holz geben, denn das die Eigenschaft und die Notdurft desselbigen Baus erfordert. Und dieweil das Tannenholz leichtlicher, dann das eichene zu bekommen, so soll man an den Orten, da das Tannenholz mag erlangt werden, zu Pfetten, Balken, Rechen, Riegel und anderem, vorab in der Trückne und dahin das Wetter nicht leichtlich fallen mag, das tannene Holz gebrauchen und das eichene sparen.“

Vorschrift über Vorschrift mahnt zur überlegten, möglichst nutzbringenden Verwendung des Holzes. Es ist verständlich, daß die Regelung des gesamten Forstbetriebs mit der Regelung von Verbrauch und Nutzung einsetzte. Hatte man in den früheren Jahrhunderten im Wald mehr oder weniger den nicht auszuschöpfenden Vorrat an Holz gesehen, der zur

Deckung des Bedarfs eines jeden dienen konnte: die Forstordnungen zeigen die Erkenntnis, daß im Wald über die Bedarfsdeckung hinaus ein wirtschaftlich verwertbarer Rohstoff produziert werden kann – und zwar mehr oder weniger gewinnbringend je nach den Produktionsmethoden. Das führte zu sehr konkreten Bestimmungen: „... soll das Holz nieder und auf dem Boden abgehauen und kein Stump oder Stock gemacht und gelassen werden, gleicher Gestalt in der Untertanen Wäldern. Zum anderen sollen die Haue in bestimmter Zeit abgehauen, gesäubert und geräumt werden, nit allein in Unseren Wäldern, sondern auch in Unserer Untertanen Wäldern.“ Auf die willkürliche und unregelmäßige Bedarfsdeckung, die planlos auf weiten Flächen die jeweils geeignet erscheinenden Stämme herausfemelte, folgte mit solchen Anweisungen eine flächenmäßig geordnete Nutzung einzelner Schläge.

Dabei handelte es sich nun durchaus nicht immer um Kahlhiebe. Schwächerer Jungwuchs verblieb ohnehin auf den Flächen; darüber hinaus schrieben die Forstordnungen vor: „So man einen Schlag verkauft, sollen die Eichen und berhaften Bäume allweg ausgenommen und nit verkauft noch abgehauen, damit dieselbigen zu Bauholz oder anderer Notdurft mögen gebraucht werden.“ Wenn allerdings dabei unter „berhaften Bäumen“ auch Wildobstbäume wie besonders wilde Apfel- und Birnbäume verstanden wurden, so dürfte dabei weniger an das zu erzielende Bauholz als an die Jagd, d. h. an die Ernährung des Wildes, gedacht worden sein und von Ort zu Ort in unterschiedlichem Maße auch an Waldweide und Eckerichnutzung.

Für die eigentliche Forstwirtschaft war dagegen eine andere immer wieder ausgesprochene Anweisung besonders wichtig: „In jeglichem Morgen sollen mit Fleiß aufgezeichnet werden die gerädesten und stärksten Raitel, am wenigsten sechzehn Stämm; und nit minder für und für zu jedem Hau dergestalt gehaet (d. h. gehegt, gebannt, geschützt) werden, also wenn einer oder mehr Stämm oder Bannraitel von den sechzehn Stämm abgehauen werden, soll allwegen die vorbestimmt Zahl wiederum erfüllt und ersetzt werden.“ Zugleich wurden Anweisungen gegeben, die das Ausschlagen der Laubholzstöcke begünstigen und die Wiederbegrünung fördern sollten: die Schläge sollten möglichst schnell und vollständig geräumt und dann gebannt – „gehaet“ – werden „so lang und so viel, bis sie dem Vieh wohl entwachsen“. Das heißt: der Weidebetrieb wurde für einige Jahre verboten, damit das junge Holz unbeeinträchtigt und gleichmäßig aufwachsen konnte. Dabei wird das Be-

triebsziel erkennbar: ein nicht sehr altholzreicher Mittelwaldbetrieb.

Auf die Dauer setzten sich auch Regelungen der Umrtriebszeit in einer frühen Art von Fachwerk durch:

„... Unser ernstlicher Befehl, daß Unsere Beamten alles Holz in gutem Hau fällen und sonderlich wohl in Acht nehmen sollen, daß die Wälder an einem Ort, da sich's am füglichsten schickt, angegriffen, ein Schlag nach dem anderen gemacht, und von Jahren zu Jahren also ohnaugesetzt fortgetrieben werde, damit, wenn man an das End des Waldes kommet, der erste und vorderste wiederum an die Statt gewachsen sei.“

Allerdings stammt diese Regelung aus dem 17. Jahrhundert, um gut ein halbes Jahrhundert haben wir damit über die Zeit der Forstordnungen hinausgegriffen. Aber schon in der von 1526 stammenden Fassung der württembergischen Forstordnung findet sich der Grundsatz, daß Nadelholzbestände zu durchforsten seien. Anderswo hatte man schon früher angeordnet, bei Bedarf an schwächeren Sortimenten besonders dicht stehende jüngere Nadelhölzer anzugreifen; hier ist dagegen zum ersten Male die Absicht einer Beeinflussung des künftigen Bestandes auf dem Wege der Durchforstung ausgesprochen: „... sollen unsere Forstmeister im Maien die überflüssigen Stangen zu Leitern und sonst verkaufen und heraushauen lassen; damit werden die Wälder licht und geläutert, und mag das übrige Holz, so ohne das erstickt und am Wachsen verhindert würd, desto besser fürschießen und aufwachsen.“

Auch das Problem der überalterten Bestände war den Verfassern der Forstordnungen bekannt. Solche Bestände waren besonders dort anzutreffen, wo über lange Zeit wegen der Jagd oder aus anderen Gründen ein Bann ausgesprochen und beachtet worden war. So heißt es in einer besonderen Schönbuch-Ordnung von 1581: „Als Wir auch berichtet werden, daß Unser Schönbuch wohl zum halben Teil im Bann liegt und etliche große Plätze jetzo sich als ungewächsig erzeigen, so wollen wir solche gebannten Plätze öffnen und in die Weid legen lassen und folgendes nach und nach Häu, soviel immer möglich, fürnehmen...“

In der Schönbuch-Ordnung von 1583 findet sich des weiteren die Anordnung, es sollten „etlich derselben Platz aufgeräumt, umgebrochen und mit Eichen und Bucheln besamt werden“. Und in der Forstordnung von 1614 wird, um dem Zustand der Wälder abzuhelpen, angeordnet: „Damit das Eichenholz desto mehr erwachsen und zum Aufnehmen möge gebracht werden, so sollen Unsere Beamte daran sein, daß, wo bei den Städten und Dörfern weite Plätze und Allmanden seien, darauf vor Jahren Holz gestanden,

junge Eichenstämme an unschädlichen Orten ausgegraben und im Beisein Unserer Waldvögt, Forstmeister oder Knecht auf einen gewissen Tag an selbige Plätze sollen gesetzt, mit Dornen verbunden und aufgehauet werden.“

Mit Saat und Pflanzung also ging man den Egerten und wüsten Plätzen zuleibe. Man begnügte sich nicht mehr damit, die Nutzung zu ordnen und eine systematische Pflege der heranwachsenden Wälder zu befehlen, man verließ sich nicht mehr nur auf die Stockausschläge und auf die natürlich angeflogene Verjüngung; man war mehr und mehr bemüht, mit technischen Mitteln neue Bestände zu begründen – der eigentliche Waldbau hatte begonnen, wenn auch erst in frühen gesetzgeberischen Versuchen, die noch lange auf ihre allgemeine Verwirklichung warten mußten.

Die neubegründeten Bestände – Kulturen würden wir heute wohl sagen – wurden „mit Hag oder anderen Dornen wohl verwahret, damit weder Vieh noch Wildpret ihnen Schaden zufügen könne.“

Wohl blieb die Waldweide auf Grund hergebrachter Rechte noch lange Zeit üblich; doch nach den Absichten und Zielen der Forstordnungen und ihrer Verfasser wurde sie mehr und mehr zu einer Nebenutzung der angestrebten intensiven Forstwirtschaft. Als Motiv ist bei solchen Anordnungen allerdings nicht nur das Streben nach gesteigerter Produktivität zu erkennen, sondern auch das Jagdinteresse des Landesherrn – so, wenn zum Beispiel die Verfügung getroffen wurde: „Es soll auch in Unseren Forsten und Wildfuhren das Eichellesen und Wildobstklauben bei Straf gewöhnlichen Waldfrevels gänzlich verboten sein und hierinnen weder Waldvögt, Forstmeister noch Knecht gefreiet sein.“ Aufschlußreich ist die Fortsetzung dieses Textes, der sich nun nicht mehr allein auf die herrschaftlichen „Forsten und Wildfuhren“ bezieht: „Jedoch wo Kommunen, Privatpersonen oder andere Schirmverwandte wären, die in ihren eigenen Gehölzen und Waldungen die Gerechtigkeit des Eckerichs von alters hergebracht, die sollen dabei belassen werden.“

Hier wird deutlich: der Landesherr erstrebte und bekräftigte in solchen Zusammenhängen seinen Anspruch auf die Forsthoheit. Er behauptete nicht nur jagdliche Vorrechte mit allen für die Untertanen so beschwerlichen Begleiterscheinungen (Jagdfronen und Wildschaden vor allem), sondern auch das Recht, Bestimmungen über die Art der Bewirtschaftung zu erlassen auch für Waldungen, die „Kommunen, Privatpersonen oder andere Schirmverwandte“ als Eigentum innehatten. In diesen Zusammenhang gehören auch Wendungen wie die, eine Bestimmung solle gel-

ten „nit allein in Unseren, sondern auch Unserer Untertanen Wäldern“ oder „gleicher Gestalt in der Untertanen Wäldern“.

Ein anderer Zusammenhang, in dem die Absicht deutlich erkennbar ist, für den ganzen Bereich der Herrschaft (des sich allmählich herausbildenden Territoriums) die Forsthoheit zu beanspruchen und vor allem zu bekräftigen: das Verbot von neuen Rodungen, von sogenannten Neugereuten. Das Recht, Rodungen zuzulassen oder von Neugereuten Gefälle zu beziehen (novalia), hat wohl immer im Zusammenhang mit dem Forstregal gestanden, aus dem sich ja die Forsthoheit im neueren Wortsinne entwickelt hat. Die Forstordnungen machten Ausnahmen vom Rodungsverbot ausdrücklich von der landesherrlichen Genehmigung abhängig. Vorgeschoben wurde auch hier der so fürsorgliche wie plausible Grund: drohender Holz-mangel. In Wirklichkeit wohl auch hier: der Landesherr dokumentierte sein Hoheitsrecht, indem er in seinem gesamten Hoheitsbereich die Verfügung der Eigentümer über den Boden einschränkte, indem er bestimmte, ob Wald in Feld oder Feld in Wald umgewandelt werden sollte oder durfte. Gerade in solchen Zusammenhängen erweisen sich die Forstordnungen aus dem 16. und frühen 17. Jahrhundert als Instrument zur Entwicklung der Herrschaften zu eigenstaatlichen Hoheitsbezirken⁴.

Wer so, wie es hier angedeutet wurde, die Forstordnungen nicht nur mit dem Blick auf die behandelte Sache – den Wald – liest, sondern zugleich bedenkt, daß mit dem Wort Forst immer auch ein Rechtsbegriff

gegenwärtig ist, dem erweist sich: in diesen Forstordnungen des 16. und frühen 17. Jahrhunderts werden auf einem Teilgebiet die mittelalterlichen Denkformen und Handlungsweisen endgültig überwunden. Die Forstordnungen sollten vor allem die Forsthoheit der Landesherren über ein ganzes Territorium bekräftigen, sie strebten nicht nur die Versorgung, sondern die volkswirtschaftlich relevante Existenzsicherung für die Untertanen an; zugleich waren sie um die Produktivität und Rentabilität einer nach Maßgabe der damaligen Einsichten und Mittel geordneten Forstwirtschaft bemüht. Sie stehen damit am Anfang sowohl einer konsequenten Forstpolitik als auch einer systematischen Forstwirtschaft.

Anmerkungen:

¹ Reyscher, August Ludwig: Vollständige, historisch und kritisch bearbeitete Sammlung der württembergischen Gesetze. 16. Band, 1. Abt. (1845) S. 4. – ² Kieß, Rudolf: Die Rolle der Forsten im Aufbau des württembergischen Territoriums bis ins 16. Jahrhundert (Veröff. d. Komm. f. geschichtl. Landeskunde i. Bad.-Würtbg. Reihe B Forschungen, 2. Band, 1958). – ³ Zitiert wird nach Reyscher (s. Anmerkung 1), sowie nach Pfeil: Realindex und Auszug der Hochfürstlich-Württembergischen Forst-Ordnung (1748) und Schmidlin, Johann Gottlieb: Handbuch d. württembergischen Forst-Gesetzgebung (1822/1823). – ⁴ Nicht nur die Forstordnungen hatten solche Funktion und Wirkung; mit ihnen wurde hier lediglich ein spezieller Zusammenhang aufgezeigt, in dem wie in anderen auch Forstrecht dazu beiträgt, Hoheitsbezirke und Staatsterritorien zu konstituieren oder den Anspruch darauf zu betonen. Hier ist besonders auf die oben zitierte Arbeit von Kieß hinzuweisen – nicht zuletzt auch auf das dort gebotene Verzeichnis der Quellen und Veröffentlichungen.

Zur Tradition von Hölderlins „kalkulablem Gesetz“

Ein Brief von Ulrich Gaier

Sehr verehrter, lieber Herr Dr. Müller,
im Winter 1967/68 habe ich Ihnen schon einmal einen Brief geschrieben, und zwar anlässlich meiner Tübinger Antrittsvorlesung über das Baugesetz des ‚Lehrlings zu Sais‘ von Novalis, über die Sie einen Bericht in der Forschungsbeilage des ‚Schwäbischen Tagblatts‘ veröffentlicht hatten. Sie wiesen auf einige Unklarheiten, äußerten allgemein Zweifel an der Existenz dieses Baugesetzes, das ich, wie sie vermerkten, sowohl bei Hölderlin wie nun auch bei Novalis verwirklicht finde. Meinen Antwortbrief haben Sie in der folgenden Nummer der Kulturbeilage veröffentlicht; ich konnte darin nur einige der angeschnittenen Fragen versuchsweise

beantworten. Aber – und deshalb schreibe ich Ihnen nun wieder – ihre Kritik hat mich weiter beschäftigt und war der Antrieb meiner Forschungsarbeit in den vergangenen zwei Jahren. Dieses Schreiben stellt also einen Zwischenbericht über meine Ergebnisse und zugleich einen Dankesgruß für Ihre Wirkung als Mäeutiker dar, den ich Ihnen zu Ihrem 70. Geburtstag bringen möchte.

Hardenbergs Lektüre läßt sich leichter überblicken als die Hölderlins; es gibt nicht nur die beiden überlieferten Bücherlisten, sondern auch seine zahlreichen Exzerpte und die zum Teil kommentierenden Nennungen in den Notizen. Diesen Hinweisen bin ich nachgegan-

gen, um nicht das Versäumnis meiner Dissertation über Hölderlin zu wiederholen, sondern hier die Ergebnisse der Textanalyse durch eine Darstellung der Geschichte des analysierten Baugesetzes zu ergänzen und zu stützen. Es ergab sich, daß Novalis nicht nur durch die Philosophiegeschichte Tiedemanns über die bis in die Antike, nach Altpersien und Babylon zurückreichende Tradition des Baugesetzes unterrichtet war, sondern bei seinem naturwissenschaftlichen, mathematischen und philosophischen Studium in der einschlägigen Literatur des 17. und 18. Jahrhunderts immer wieder auf praktische Anwendungen und theoretische Reflexionen über das Gesetz gestoßen sein muß. Wichtig für ihn als Enzyklopädisten war ganz sicher der Plan Francis Bacons zur *Instauratio Magna*, der nach dem Baugesetz entworfen war, sowie sein *Novum Organum*, das als Erläuterung der methodischen Voraussetzungen und der Leistungen des Baugesetzes verstanden werden kann. Ich möchte die weiteren Ergebnisse, zum Beispiel zu Lambert, Kant, Herder, Hemsterhuis hier nicht wiederholen; Sie finden sie zusammengefaßt in dem Buch über Hardenbergs ‚Lehrling zu Sais‘, das im Lauf des Jahres 1970 erscheinen soll.

Was ich hier ergänzend zu unserem Gespräch beitragen möchte, sind einige Hinweise auf Hölderlins Verhältnis zu dieser Tradition, die sich im Gang der Untersuchungen zu Novalis eingestellt haben. In meiner Dissertation über Hölderlins Dichtungslehre meinte ich, mich darauf beschränken zu können, in der Lehre Oetingers ein Beispiel dieser Form- und Denktradition wenigstens andeutungsweise zu besprechen; die Wahl Oetingers war ungeschickt, da sich nicht wie bei Schelling nachweisen läßt, daß Hölderlin seine Werke gelesen hat, obwohl so wie Sie in Ihrem Buch ‚Hölderlin. Studien zur Geschichte seines Geistes‘ (1943) immer wieder auf Hölderlins Beziehungen zu Oetinger hinweisen, auch etwa die 1963 erschienene Dissertation von Peter Nickel ‚Die Bedeutung von Herders Verjüngungsgedanken und Geschichtsphilosophie für die Werke Hölderlins‘ diese Bekanntheit als gegeben voraussetzt.

Trotzdem hätte ich es mir und anderen leichter machen können, hätte ich auf das Vorkommen des Baugesetzes in Werken hingewiesen, die Hölderlin nachweislich gelesen hat. Bevor ich darauf komme, möchte ich an einem Beispiel noch einmal demonstrieren, welches Baugesetz gemeint ist, wie es sich zeigt und was es leistet. Ich wähle die erste Fassung von Hölderlins Ode ‚Dichtermuth‘:

Sind denn dir nicht verwandt alle Lebendigen?

Nährt zum Dienste denn nicht selber die Parze dich?

Drum! so wandle nur wehrlos

Fort durch's Leben und Sorge nicht!

Was geschiehet, es sei alles geseegnet dir,

Sei zur Freude gewandt! oder was könnte denn

Dich belaidigen, Herz! was

Da begegnen, wohin du sollst?

Denn, wie still am Gestad, oder in silberner
Fernhintönender Fluth, oder auf schweigenden
Wassertiefen der leichte
Schwimmer wandelt, so sind auch wir,

Wir, die Dichter des Volks, gerne, wo Lebendes
Um uns athmet und wallt, freudig, und jedem hold,
Jedem trauend; wie sängen
Sonst wir jedem den eignen Gott?

Wenn die Wooge denn auch einen der Muthigen,
Wo er treulich getraut, schmeichlend hinunterzieht,
Und die Stimme des Sängers
Nun in blauender Halle schweigt;

Freudig starb er und noch klagen die Einsamen,
Seine Haine, den Fall ihres Geliebtesten;
Ofters tönet der Jungfrau
Vom Gezweige sein freundlich Lied.

Wenn des Abends vorbei Einer der Unsern kömmt,
Wo der Bruder ihm sank, denket er manches wohl
An der warnenden Stelle,
Schweigt und geht gerüsteter.

Zur Andeutung des Gemeinten genügt es, wenn ich einen Aspekt herausgreife und die Bezugssphären des redenden Ich untersuche.

Die erste Strophe ist durch eine konkrete Dialogsituation gekennzeichnet; das sprechende Ich befragt rhetorisch ein Du, wartet eine (ausgesparte) Bejahung ab, bekräftigt mit „Drum“ noch einmal, wie recht es gehabt hat, und fügt dann einen Rat für das aus der bestätigten Prämisse folgende Verhalten im Leben an. Unklar bleibt in dieser Strophe, zu wem das Ich redet: zu einem zweiten Dichter, zu sich selbst – beides läßt der Titel zu –, zu einem nicht durch den Titel betroffenen Menschen? Die Aussagen über die Verwandtschaft mit „allen Lebendigen“, den Dienst für die Parze sind zu unspezifisch, um an dieser Stelle schon genaue Schlüsse auf den angesprochenen Dialogpartner zuzulassen, lassen ihn aber doch als Menschen mit besonderer Schicksalsfunktion erkennen.

Die zweite Strophe fährt im Tone des Ratschlags fort und schließt dann wieder zwei rhetorische Fragen an, die diesmal mit „Nichts“ beantwortet werden müßten, aber offenbar keine Beantwortung abwarten, da das sprechende Ich eine Begründung mit „Denn“ anschließt und danach nicht mehr auf die unbeantwortet gelassene Frage zurückkommt. Man sieht also, daß die Dialogsituation, die in der ersten Strophe möglicherweise ganz konkret zu denken ist und mit dem „Drum!“ als einer Interjektion eine beifällige Antwort voraussetzt, sich in der zweiten Strophe auflöst. Hier wird jedoch ein Dialogpartner genannt: „Herz“ – der Dichter redet nach Aussage dieser Strophe sein eigenes Herz an, stellt ihm rhetorisch überredende Fragen und gibt ihm Ratschläge. Gerade dadurch, daß man „den“ Dialogpartner nun zu kennen meint, wird die in der ersten Strophe noch mögliche Konkretheit der Dialogsituation aufgehoben: das redende Ich fingiert ein Gespräch zwischen seiner Einsicht in die Zusammenhänge des dichterischen Da-

seins und seinem gegenübergestellten ängstlichen ratbedürftigen aber im Grunde doch überzeugten Herzen. Für den Hörer, der den Versen der beiden Strophen in ihrer Reihenfolge nachgeht, ergibt sich also eine genaue Umkehrung der Auffassung der Verhältnisse, die sich pointiert so zusammenfassen läßt:

1. Strophe: Dialog zweier wirklicher Partner; zweiter Partner unbekannt, da nur die Rede des einen vernehmbar ist, aber durch das antwortende „Drum“ eine Rede des zweiten Partners voraussetzt.
2. Strophe: fingierter Dialog des einsichtsvollen sprechenden Ich mit seinem Herzen.

Dieser Umschwung von einer quasi wahrnehmbaren Situation in eine allegorische mit der Personifikation des Herzens spiegelt sich übrigens in dem invertierten Verhältnis von Frage- und Ausrufesätzen in den beiden Strophen, wobei die Zweigliederigkeit in den Frage- wie Ausrufesätzen in je derselben Weise besteht. Aber in der Tendenz divergieren die Sätze; wie schon bemerkt, verlangen die Fragen der ersten Strophe ein „Ja“, die der zweiten ein „Nichts“; die Ausrufesätze der ersten Strophe haben den Charakter eines Befehls an das Du, die der zweiten Strophe den Charakter eines Wunsches bezüglich des Geschehens, welches das Du betrifft, wobei der Wunsch notwendigerweise ein Drittes impliziert, das die Fähigkeit besitzen muß, Geschehenes zu segnen und zur Freude zu wenden.

Die dritte Strophe schließt zwar mit „Denn“ an das nun als fingiert aufgefaßte Gespräch an, dehnt aber durch das weit ausholende Gleichnis vom Schwimmer die Situation eines Gesprächs zwischen Ich und Herz, das sich bislang nur auf rhetorische Fragen und die daraus zu ziehenden Folgerungen und ableitbaren Wünsche beschränkt hat, übermäßig aus. Zudem: braucht das Herz eine Begründung, hat sich nicht gezeigt, daß es die Antworten schon weiß und vielleicht nur aus Schwäche verzagt? Die Formulierung „wir“ am Ende der Strophe, die schon in den Zusammenhang der vierten überführt, bestätigt denn auch: nicht mehr das Herz ist angeredet, sondern ein ganz neues Publikum. Aber bis fast zum Ende der Strophe hält der Stropheneingang „Denn“ im Bewußtsein des Hörers die fingierte Dialogsituation mit dem Herzen fest, auf die er sich nun eingestellt hat, obwohl andererseits der Begründungscharakter des Gesagten wie auch das ausholende Gleichnis im Zusammenhang dieses Selbstgesprächs nicht sinnvoll sind. Sie setzen vielmehr wieder eine konkrete Dialogsituation voraus, wie sie die erste Strophe vorschlägt. Die dritte Strophe bringt also der formularen Einführung nach (Anknüpfung durch „Denn“) die Situation der zweiten Strophe, der inhaltlichen Ausrichtung nach (Begründung, Gleichnisrede) die Situation der ersten Strophe und verbindet damit auf eine verwirrende Weise die abgelegte mit der ihr entgegengesetzten soeben eingenommenen Einstellung des Hörers: konkrete und fiktive Gesprächssituation werden zwar nicht zur

Synthese gebracht, wohl aber zusammengeführt und äußerlich miteinander verbunden. Dies trifft übrigens mit der Aussageform der Strophe zusammen: die Gleichnisrede verwendet ein anderweitig Konkretes in uneigentlicher Funktion.

Die vierte Strophe, eingeleitet durch das letzte Kolon der dritten Strophe, drückt eine neue Redesituation aus. Das redende Ich tritt zum ersten Mal „in Person“ auf, indem es als Angehöriger der „Dichter des Volks“ spricht. Es definiert sich damit in einer Funktion, die das Dilemma der Dialogsituation in der ersten Strophe umschließt: ob ein anderer Dichter oder das Ich selbst angeredet sind, die Rede richtet sich an einen Dichter. Durch den Zusatz, die Dichter seien gerne, wo „Lebendes“ um sie atme, wird in Abwandlung die Formel von der Verwandtschaft mit allen Lebendigen aus der ersten Strophe aufgegriffen und damit gesichert, daß das dort angesprochene Du als Dichter und nicht als besonderer schicksalsverbundener Mensch überhaupt verstanden werden soll. Wenn jetzt geklärt ist, daß das Ich jedenfalls Aussagen gemacht hat, die (auch) für es selbst gelten, so ist noch nicht geklärt, ob das Ich sich selbst (als Dichter) oder einen zweiten Dichter angeredet hat. Klärung darüber schafft auch die vierte Strophe nicht; sie läßt immer noch mindestens zwei Redesituationen offen: einmal die Rede des Ich zu seinem Herzen über die Aufgaben und die Lebenseinstellung der Gruppe von Dichtern, zu denen sich das Ich zählt; zum anderen die Rede des Ich zu einem zweiten Dichter. Als weitere Redesituationen deuten sich sogar noch an: Rede des Ich als Sprecher der Dichtergruppe zu allen Menschen, oder Rede des Ich zur Gruppe der Dichter über die Aufgaben und Lebenseinstellung des Volksdichters. Hier weitet sich also die Redesituation in bezug auf das angeredete Publikum so sehr, daß alle bisher (möglicherweise) Angesprochenen und noch mehrere nun darin eingeschlossen werden können: ein anderer Dichter, das eigene Herz, die Gruppe von Dichtern, das Volk. Findet sich auf der Seite der Angesprochenen Verallgemeinerung, so hat sich Konkretion auf der Seite des sprechenden Ich gezeigt, das sich selbst in seiner Funktion bestimmt und gleichzeitig einer größeren Gruppe angehörig weiß. Wenn es darum auch möglicherweise sich selbst anredet, so nicht mehr wie in jener fiktiven Redesituation der zweiten Strophe nur das eigene ängstliche Herz, sondern zugleich sich selbst in seiner verallgemeinbaren Funktion als Angehöriger einer Gruppe. Damit existiert in dieser vierten Strophe nicht nur auf der Seite des Angeredeten Allgemeines und Einzelnes, sondern auch auf der Seite des redenden Ich. Vermittelt werden diese Gegensätze durch die Funktion des redenden Ich: auf der Anredeseite tritt es auf als Ich und als Gruppenzugehöriger, auf der Seite der Angeredeten tritt es auf als Herz und als (bei allgemeinstem Publikum) Angehöriger des Volks, dem die Dichter zugeordnet sind. Möglich wird diese Vermittlung aber durch die erst in der vierten Strophe inhalt-

lich eingebrachte Idee vom Dichter des Volks, die alle Erscheinungsweisen des redenden Ich umfaßt und damit fiktive Selbstanrede, Rede an ein Du, eine Gruppe oder größere Allgemeinheit als Möglichkeiten in sich enthält und sich im redenden Ich als einem Bild all dieser Funktionen manifestiert. Daß eine solche Manifestation des Allgemeinen im Individuellen auch in der Aussage der Strophe gemeint ist, liegt auf der Hand: „Lebendes“ gegenüber „jedem hold, jedem trauend“ und eine Formel wie „jedem den eignen Gott singen“ zeigen das zur Genüge.

In der fünften Strophe löst sich das sprechende Ich aus der vollen Identifikation mit der Gruppe der Dichter: die Formulierung „einen der Muthigen“ betrachtet die Gruppe von außen, sozusagen mit den Augen des Volks; ebenso „in der dritten Person“ nennt die Formulierung „der Sänger“ den einzelnen Angehörigen der Dichterguppe. Zugleich wird aber kein Widerspruch mit der Zugehörigkeit des sprechenden Ich zur Dichterguppe aufgerichtet: man muß also annehmen, daß das Ich hier *als* Dichter vom Standpunkt des Volks aus dem Volk das Schicksal eines Dichters erläutert. Der Dichter als Einzelner, Herausgehobener, nimmt den Gesichtspunkt der Allgemeinheit an; die Allgemeinheit soll das Schicksal des Einzelnen verstehen und schätzen lernen (er ist „einer der Mutigen“ – Beurteilung des Dichters vom Volk aus). Während in der vierten Strophe Einzelheit, Allgemeinheit, Gruppenzugehörigkeit noch als Möglichkeiten nebeneinanderlagen und nur durch die umfassende Idee „Dichter des Volks“ und ihre Darstellung im redenden Ich in dieser Möglichkeit erwiesen wurden, werden hier vom redenden Ich tatsächlich zugleich zwei Gesichtspunkte verkörpert, nämlich der grundsätzliche des Dichtertums und der angenommene des Volks, während andererseits beim Volk grundsätzlich der allgemeine vorausgesetzt und als angenommener der des Dichters eingeführt wird. Auch inhaltlich konfrontiert die Strophe Allgemeines, Umfassendes und Einzelnes, sowohl in dem Verhältnis der Woge (die ja für „Lebendes“ steht) zum mutigen Dichter wie auch in dem Verhältnis der Stimme zur Halle; dabei ist die gegenseitige Beeinflussung in der einmal passiven, einmal aktiven Haltung des Einzelnen (und umgekehrt beim Allgemeinen) sichtbar, wie sie sich in den grundsätzlichen und angenommenen Gesichtspunkten bei Dichter und Volk gezeigt hat.

Die Redesituation in der sechsten Strophe ist noch komplexer als die der fünften, denn nun behauptet das sprechende Ich, der mutige Dichter sei freudig gestorben. Durch diese Erklärung zur Gemütsstimmung des Sterbenden wird nicht nur dieser aus der Anonymität gehoben, in der ihn die fünfte Strophe gelassen hat, sondern auch das sprechende Ich zu diesem in besondere Beziehung gebracht: der Sprecher weiß dem Volk von der Haltung des Sterbenden zu berichten. Es läßt sich auch ein ganz anderes Verhältnis denken: *als* Dichter weiß der zum Volk Sprechende, daß der Tod eines

Dichters, „wo er treulich getraut“, nur freudig sein kann, eben weil er ein Dichter ist, dem „alles zur Freude gewandt“ sein soll, der „freudig, und jedem hold“ ist. Beide Auffassungen der Stelle widersprechen einander nicht, und der Fortgang der Strophe, zusammen mit den zitierten Nennungen der Begriffe „Freude“ und „freudig“ im Zusammenhang mit dem Dichter, macht eine Gleichzeitigkeit beider Auffassungen notwendig. Wenn nämlich das Wissen über die wesentliche Freudigkeit des Dichters dem sprechenden Ich *als* Dichter gegeben und damit auf jeden anderen Dichter des Volks verallgemeinbar ist, so muß zugleich eine genaue Kenntnis der besonderen Umstände des Gestorbenen angenommen werden: das sprechende Ich weiß über die Klage der dem Toten in besonderer Weise verbundenen Haine Bescheid wie auch über die tönenden Zweige. Wie in der fünften Strophe nimmt das sprechende Ich zwei Gesichtspunkte ein, nur ist der allgemeine nicht mehr angenommen wie dort: das Ich spricht nicht mehr aus dem Gesichtspunkt des Volks, sondern allgemeiner Gesichtspunkt ist jetzt das Dichtertum, das für die Gruppe der Dichter, für den Toten wie für das eigene Herz allgemeine Wesensbestimmungen setzt, aus denen heraus und über die das Ich zum Volk redet. Individueller Gesichtspunkt ist der Tod dieses bestimmten Dichters, der aber das Allgemeine enthält und exemplarisch bestätigt. Das heißt aber, daß der Ansatz zur gegenseitigen Beeinflussung des Allgemeinen und des Einzelnen in Strophe fünf (Annahme der je entgegengesetzten Gesichtspunkte) hier so weit geführt ist, daß das Einzelne das Allgemeine nicht nur als angenommenen Gesichtspunkt, sondern tatsächlich enthält. Auch umgekehrt enthält das Allgemeine das Einzelne: die Haine – das „Lebende“ hat sich nun auf den Naturbereich ausgedehnt – klagen, haben die Fähigkeit zur individuellen Liebe („Geliebtesten“), lassen sein Lied öfters vom Gezweige tönen. Die Natur hat also Individualität, Fähigkeit zu Liebe, Erinnerung, Klage, Sprache, Gesang in sich aufgenommen. Das sprechende Ich tritt deshalb hier aus seiner bisher ausgeübten Funktion heraus, engagiert zu sprechen und sich selbst mit seinen Meinungen und Überzeugungen in der Aussage festzulegen. Schon der Stropheneinsatz „Freudig starb er“ deutet, wie sich zeigte, auf ein Wesensgesetz des Dichters wie auf ein bestimmtes Ereignis, über das berichtet wird; Bericht ist der Rest der Strophe. Kann zunächst noch das Ich als Hörer der Klage gedacht werden, so tritt mit der Jungfrau eine Hörerin für das Lied auf, die das sprechende Ich noch weiter distanziert und zum fernen Beobachter einer Kommunikation mit dem Gezweige macht, über die nur noch distanziert berichtet, nicht mehr teilhabend engagiert gesprochen werden kann. Die gewählte Sphäre – der Tod eines einzelnen Dichters – verselbstständigt sich gegenüber dem sprechenden Ich und gestattet diesem wiederum, sich zu verselbständigen und sich an der Sphäre reflektierend selbst zu ergreifen.

Dies leistet die letzte Strophe. Die Redesituation ist weiterhin die des Berichts mit dem Volk als Publikum. Aber nun nennt das Ich wieder mit deutlichem Rückbezug auf das „Wir“ der Strophe vier und im Gegensatz zu dem angenommenen Gesichtspunkt der Strophe fünf die Gruppe, aus der er spricht, der er angehört und der das besprochene Einzelverhalten angesichts der „warnenden Stelle“ gemeinsam ist. „Einer der Unsern“ ist jeder aus der Gruppe, auch das sprechende Ich. Wichtig ist hier aber, daß die Gruppe nicht mehr ihrer Funktion nach, „Dichter des Volks“ einzuschließen, benannt ist, sondern nur noch als familienähnlicher Bruderbund einander zugehöriger Mitglieder. Was über das Einzelverhalten ausgesagt wird, ist deshalb nicht wie in der vierten Strophe funktionsgerecht gesetzmäßig, sondern läßt bei aller Gemeinsamkeit individuelle Nuancen zu, wie es in dem vermutenden „wohl“ der drittletzten Zeile zum Ausdruck kommt. Da die „Brüder“ dieses Bundes Individuen sind, kann das sprechende Ich als ihnen Gleichgeordnetes (es ist auch „Einer der Unsern“) über das Verhalten des vorbeikommenden Bruders nur berichten, sofern es sich zeigt („schweigt“) und sofern es aus der gemeinsamen Aufgabe und Vorbereitung darauf notwendig folgt („geht gerüsteter“); was der Einzelne denkt, kann nur vermutet werden. Das sprechende Ich hat sich also gegenüber der Sphäre, die sich aus den Verhaltensweisen von Natur und Dichtern um den Tod des einzelnen Dichters bildet, individualisiert und ergreift sich als ein Bestimmter unter denjenigen, die durch den Tod des Bruders für ihre Aufgabe „gerüsteter“ gemacht werden. Er ist damit allgemein und individuell wie die andern; der Unterschied zu dem ähnlichen Verhältnis in der sechsten

Strophe ist, daß nun die Partner (dort Natur und Mensch) als Brüder einer Gemeinschaft mit einheitlicher Aufgabe einander völlig gleichgestellt sind und somit jeder dem andern die vollendete Sphäre seiner Selbstergreifung sein kann, so wie es das sprechende Ich darstellt. Der Gegensatz von Allgemeinheit und Individualität, der in der vierten Strophe so extrem war, daß beide Entgegengesetzten nur als Mögliche innerhalb eines Bereichs nebeneinanderliegend gedacht werden konnten: dieser Gegensatz ist nun über die markanten Zwischenstufen der Strophen fünf und sechs so ausgeglichen, daß Allgemeinheit und Individualität im Einzelnen, seinem Denken und seinem Schicksal, zur Synthese kommen und das sprechende Ich sich selbst in seiner Besonderheit und Allgemeinheit daran ergreifen kann. Damit aber konstituiert es sich für den Hörer, der seit der vierten Strophe angesprochen ist, wiederum als Individuum, dessen Allgemeinheit und Aufgabe zur Sphäre werden können, an der der Hörer sich in seiner Individualität ergreift – das Ich spricht nicht umsonst von „Einem der Unsern“ und zwingt damit den Hörer zu der Frage, ob er dazu gehöre oder nicht.

Fast hätte ich vergessen, lieber Herr Müller, daß ich ja einen Brief schreibe: so sehr hätte ich nun Lust, dem untersuchten Phänomen analoge Entwicklungen bezüglich der Aussagen oder bezüglich formaler Erscheinungen wie der Stufung zeitbezogener Formulierungen oder des Wechsels der Töne in diesem episch lyrischen Gedicht anzuschließen. Aber es ging mir ja nur darum, Ihnen meine Theorie vom „Denkrhythmus“ in Hölderlins Gedichten noch einmal vor Augen zu führen; ich darf die Ergebnisse der kleinen Untersuchung unter diesem Gesichtspunkt kurz zusammenfassen:

Strophe	sprechendes Ich	Partner	Sprechsituation
1	(Ich)	du (Dichter?) (selbst?)	Dialoghälfte real (oder fingiert)
2	(„Geist“ vs. Herz)	Herz	Dialoghälfte fingiert
3	(Ich oder „Geist“)	(Herz) (du) (Volk?)	schwebend zwischen Dialog real, fingiert, oder Ansprache
4	Dichter des Volks = Gruppenmitglied, durch Aufgabe und Einstellung definiert	(Herz/ du = Dichter/ Volk)	Dialog real / fingiert / Ansprache ermöglicht durch Selbstdefinition „Dichter des Volks“
5	(Dichter distanziert von Gruppe, Standpunkt des Volks)	(Volk, soll Standpunkt des Dichters annehmen)	Ansprache, zunächst konstruierend, dann wirklichen Fall setzend
6	(deutender Dichter und geschehensbezogener Bericht-erstatte; Individualisierung des sprechenden Ich)	(Volk; auch als möglicher Partner der Haine, Jungfrau wirkliche Partnerin des Gezweigs)	Ansprache: Deutung und distanzierter Bericht
7	Individuum in einer „Familien-gruppe“ individueller, durch Aufgabe und Verhaltensweise gleichartiger Dichter. Selbst-ergreifung des sprechenden Ich	Volk (als aus Nicht-„Unsern“ zusammengesetzt). Selbstergreifung des Hörers (in der Entscheidung über eigene Zugehörigkeit).	Ansprache; Nennung des Phänomenalen, Vermutung des Individuellen, Deutung des Gesetzmäßigen.

Bitte stoßen Sie sich nicht an der listenhaften Aufreihung; ich sehe ihre Schwächen genau, aber sie schien mir in der Kürze das anschaulichste Mittel, um die Verschiedenheit der Untersuchungsergebnisse in den einzelnen Strophen deutlich zu machen. Sie werden vielleicht sagen, man müsse doch die Strophen 1 und 2, 3 und 4, 5 und 6 jeweils zusammen betrachten; es gebe so viele Gemeinsamkeiten syntaktischer und auch inhaltlicher Natur innerhalb der Gruppen. Dagegen habe ich zwei Argumente: Warum nennt Hölderlin z. B. den Partner „Herz“ erst in der zweiten Strophe, wenn er schon für die Aussagen der ersten Strophe gelten soll – sieht er doch später für die dritte Zeile der ersten Strophe die Anrede „Mein Genius“ vor, also einen dem Herzen „entgegengesetzten“ Partner (vgl. die für den Druck vorgesehene Fassung „Blödigkeit“). Man muß wohl annehmen, daß der Hörer beim Anhören der ersten Strophe unsicher sein soll, ob das sprechende Ich einen andern Dichter oder sich selbst anrede, zwei Möglichkeiten, die erst durch die vierte Strophe in dem Begriff „Dichter des Volks“ zusammengeführt werden. Auch sonst ist ja die erste Strophe auf die vierte gerichtet: „alle Lebendigen“ wird durch „Lebendes“, durch „jeder“ individualisiert verallgemeinert; der „Dienst“ für die „Parze“ wird als Aufgabe erläutert, „jedem den eignen Gott“ zu singen – mangelnde Präzision, ungeschiedene Möglichkeiten der ersten Strophe werden in der vierten Strophe aufgeheilt und zum Teil in Gegensatzpaare auseinandergelegt. Durch den Nachweis dieses spezifischen Bezugs zwischen erster und vierter Strophe glaube ich nachgewiesen zu haben, daß Hölderlin das Hörerlebnis der Unentscheidbarkeit in der ersten Strophe intendiert hat und daß es in der zweiten Strophe vorläufig scheinbar entschieden, in der vierten Strophe durch eine beide Möglichkeiten umfassende Lösung aufgehoben werden sollte. – Mein zweites Argument ist die bei aller syntaktischen Kontinuität herrschende Verschiedenheit der Strophen. Bleiben wir bei dem Anfang des Gedichts: In der ersten Strophe wird der Rat, wehrlos und sorglos durchs Leben fortzuwandeln, durch die Verwandtschaft mit allen Lebendigen und die „Ernährung“ durch die Parze begründet, also durch die gesichert vorausliegende, gegebene Verbindung mit Natur und mit Schicksal; von der Sicherung in beiden unendlichen Bereichen her geht der Weg ins Besondere, „durchs Leben“. – Umgekehrt verläuft der Gedankengang der zweiten Strophe: vom Besonderen „was geschieht“ geht der Blick ins Allgemeine; alles soll von Heiligem durchdrungen, zur geistigen Freude hin geöffnet, also in einen geistigen Bereich überführt werden, der der materialen Voraussetzung („Ernährung“, „Verwandtschaft“) der ersten Strophe genau entgegengesetzt ist. Sicher wie die „materielle“ Grundlage ist diese Vergeistigung nicht: das Ich spricht den Wunsch aus, kann aber natürlich über die tatsächliche Segnung und Vergeistigung alles Geschehens nicht verfügen. Auch der Weg des Sollens, den das Herz beschreitet,

ist als idealer dem konkreten Weg „durchs Leben“ entgegengesetzt, ungesichert ist wieder („was könnte denn“ heißt nur, daß das Ich sich nichts Beleidigendes, Begegnendes *denken* kann, und sagt nichts über die Realität aus) die Behauptung der Ungestörtheit dieses Wegs zum Ideal. – Die beiden Strophen sind also bei aller Ähnlichkeit in bestimmter Hinsicht einander in anderer Hinsicht genau entgegengesetzt; die erste führt vom (material) Allgemeinen ins Besondere, die zweite vom Besonderen zum (geistig) Allgemeinen; sie sind „durch Progreß und Regreß entgegengesetzt“. Der Unterschied der Strophen 3 und 4 bei aller syntaktischen Bindung und gedanklichen Analogie liegt auf der Hand: die eine spricht gleichnishaft, die andere zur Sache. Weniger markant ist die Differenz zwischen den Strophen 5 und 6; sie sind durch das Geschick des Sängers verbunden (Strophe 7 muß dann allerdings dazugezählt werden) und können auch als Stationen der Auswirkung dieses Schicksals und der Konkretisation dieser Auswirkung verstanden werden: die letzte Partie gleicht „mit durchgängiger Metapher alles aus“. Wenn ich hier zur Verdeutlichung das „Gesetz“ zitiert habe, das Hölderlin an den Rand des Gesangs „Der Rhein“ notiert hat, so war es in der Absicht, auch im gegenwärtigen Zusammenhang wenigstens einen bruchstückhaften Nachweis zu führen, daß dieses „Gesetz“ den Wechsel der Töne und den ihm entsprechenden Denkrhythmus mit seinen sieben Stufen nicht etwa ablöst, sondern nur in anderer Form, nämlich als Denkrhythmus ausdrückt.

Dieser Denkrhythmus zeichnet sich in seiner Siebenstufigkeit in ‚Dichtermuth‘ deutlich ab (das „Gesetz“ faßt die drei letzten Stufen unter dem Begriff „durchgängige Metapher“ zusammen, wie sie in ‚Dichtermuth‘ als Schicksal eines andern Dichters erscheint, mit dem sich das Ich beschäftigt, indem es sich von sich selbst abwendet, und an dem es als einer „Sphäre“ sich endlich selbst ergreift). Zufällig entsprechen hier die Strophen den einzelnen Stufen dieses kalkulablen Gesetzes fast genau – die späteren Fassungen weichen stärker davon ab. Sie wissen, daß es mir nicht um die Zahl der Stufen geht, sondern um ihre verschiedene Gestaltung und Funktion gegeneinander und im ganzen. Und die oben tabellierten Untersuchungsergebnisse setzen die sieben Stufen genau nach den Funktionen und Eigenschaften gegeneinander ab, die ich in meiner Dissertation und jetzt – noch etwas genauer – in meiner Arbeit über Novalis aufgezeigt habe. Ich möchte hier nicht die Bestimmungen der einzelnen Stufen wiederholen, sondern nur darauf aufmerksam machen, daß in diesem Gedicht, das vom Inhaltlichen her als episodisch und sprunghaft angesehen werden konnte, ein ununterbrochener Entwicklungsgang intendiert ist, an dessen Ende das sprechende Ich und der Hörer sich selbst ergreifen und in ihrer gegenseitigen Bezogenheit begreifen, ein Entwicklungsgang, der von Unsicherheit und Mischung des Besonderen und Allgemeinen (Formel

„alle Lebendigen“), Realen und Fiktiven ausgeht, zur Sonderung extremer Verallgemeinerung und extremer Besonderung fortschreitet (Formel „Lebendes“ – „jedes“) und zur Synthese von Allgemeinem und Besonderem findet (Formel „Einer der Unsern“). Sie sehen, ich formuliere den Entwicklungsgang „triadisch“: ich kann das jetzt, nachdem ich die zwischenliegenden Stufen als notwendige Übergänge zwischen diesen drei Hauptstufen gezeigt habe, und nachdem ich in meiner Arbeit über Novalis an der Tradition des Gesetzes und vor allem bei Novalis selbst nachweisen konnte, daß die Triadik, das dialektische Prinzip von Thesis, Antithesis und Synthesis, die „Logos“-Form des siebenstufigen Baugesetzes ist, also die ideale Zusammenfassung dessen, was real einen längeren Weg braucht – so wie Gott als dialektische Trinität in sieben Tagen die Welt geschaffen hat.

—

Daß dieser Vergleich in der angesprochenen Tradition stimmt, möge noch ein kurzer Hinweis auf Herders „Geist der ebräischen Poesie“ zeigen, eins der Werke – neben Platon, Hemsterhuis, Kant z. B. –, die Hölderlin gelesen und verarbeitet hat und die ich als Zeugnisse für die Tradition des Denkrhythmus schon in meiner Dissertation hätte anführen sollen. Herder schreibt von der hebräischen Poesie und insbesondere von der Schöpfungsgeschichte:

„sie goß den ersten schönen Lichtstral der Einheit und Ordnung ins Chaos der Weltschöpfung. Und wissen Sie, wodurch sie dies alles bewirkt?“

A. Wodurch?

E. Durch ein sehr einfaches Ding, den Parallelismus Himmels und der Erde. Auf Eine Weise musten die Geschöpfe abgetrennt und gereiht werden; je leichter, wahrer, schöner, und vielfaßender die Abtheilung, desto mehr konnte sie ewige Form werden und diese wards.

A. Wo?

E. In dieser ganzen Poesie, die ich deßhalb beinahe eine Poesie Himmels und der Erde nennen möchte. Das älteste Schöpfungsbild ist ganz auf sie eingerichtet; die sogenannten Tagewerke sind darnach eingetheilt. Wenn der Himmel erhöht ist, wird die Erde aufgeführt und gezieret: wenn Luft und Waßer bevölkert sind, wird die Erde bevölkert. Der Parallelismus Himmels und der Erde geht nachher durch alle Lobgesänge, die sich auf dies Bild von der Schöpfung gründen, durch die Psalmen, wo die ganze Natur aufgerufen wird, den Schöpfer zu preisen, durch die feierlichsten Anreden Moses und der Propheten, kurz sie macht den größten Ueberblick der Poesie und Sprache.“

(Suphan, 11, 255 f.)

Er verfolgt damit rechtfertigend das Ziel seiner anonym herausgebrachten ‚Ältesten Urkunde des Menschengeschlechts‘, wo er versucht hatte, die siebenstufige „Urhieroglyphe“, wie sie in der Schöpfungsgeschichte sich manifestiert, nicht nur als in der gesamten alten

Welt verbreitet nachzuweisen, sondern in ihr auch den Ursprung von Sprache und allen Wissenschaften zu kennzeichnen. Der Ansatz ist hier anders; er beginnt bei sprachlichen und stilistischen Phänomenen, um von ihnen auf diese „ewige Form“ geführt zu werden. Auch die ‚Ideen‘ will er nach seinem Brief an Hamann vom 10. 5. 1784 als Behandlung desselben Themas unter anderem Gesichtspunkt verstanden wissen. Entsprechend weist er auch hier, in der ‚Ebräischen Poesie‘ auf die ‚Älteste Urkunde‘ hin und verteidigt sie gegen die Angriffe aus der Fachwelt (246). Ob Hölderlin dieses Werk gekannt hat, ist nicht auszumachen; Nickel nimmt es an, versäumt aber den Hinweis auf Hölderlins Übernahme und Weiterentwicklung dieses parallelistisch angelegten Schöpfungsrhythmus zum Baugesetz seiner Dichtung.

Herder erläutert diese „älteste Naturpoesie der Schöpfung“ (247) so: „Die Geschichte der Schöpfung ist ganz Bild nach Tagwerken und Zahlen; in sieben Bildnissen der Sache selbst; etwa nach dem Parallelismus ihrer Beziehungen gestellt, konnte sie aufbehalten und anerkannt werden, weil das Institut des Sabbats sie erneute und aufbewahrte.“ (442) Ihre Leistung ist, „das Unendliche und Endliche zu vergleichen, das Unermessliche und das Nichts zu paaren . . . Die Morgenländer paaren also auch Himmel und Erde. Von jenem holt ihre Poesie Erhabenheit, Umfang, Licht, Kräfte, so wie unsre Seele schon den Eindruck des Erhabnen bekommt, wenn wir die Augen gen Himmel richten. Die Erde wird des Himmels Braut, das Werkzeug und der Schauplatz seiner Wirkungen; nur nicht sein ewiger Schauplatz. Auch im Bau des Menschen vereinen sich Himmel und Erde; aus dieser ist sein Leib, von jenem weht sein lebendiger Athem.“ (257) Diese „wahre Naturpoesie, die schöne Auslegerin der Natur Gottes“ (294), „die Poesie Gottes . . . schafft Liebe, Theilnehmung und Mitgefühl mit allem, was lebt; ja sie übt den Verstand, überall Naturgesetze zu bemerken und hat die Vernunft auf die rechte Bahn geleitet“ (295).

Ihnen als intimem Hölderlinkenner brauche ich die bis ins Wörtliche gehenden Anklänge und die hier angelegte Vorbereitung der Lehre vom Wechsel der Töne nicht im einzelnen nachzuweisen. Ich bin überzeugt, daß Hölderlin zu seiner Tonlehre von Herder wesentliche Anregungen empfangen hat; „Bild und Empfindung? Stille und Leidenschaft? starke und doch leichte Töne? Sie verbinden seltsam.“ (231) – solche Sätze finden sich hier oft und werden zur Beschreibung der Eigenschaften von Einzelwörtern und ganzen Dichtungen benutzt. In der ‚Ältesten Urkunde‘ steht ein Passus über das der Schöpfungsgeschichte zugrunde liegende Denkbild:

„So auch höchstes und simpelstes Ideal der Dichtkunst! Wie hier diese hohe Epopee Gottes auf so ungeheurem, schrecklichen Vorgrunde, sanft und erhaben, mit Wort und Lichtstral anfängt, und in hohem Gange von Himmel zu Erde fortschreitet! Schritt vor Schritt wird mehr Pracht, und Fülle, und Ausbreitung: vom stille-

sten Lichtstral bis zum allweitesten Segenstumulte: sie hebt und schwingt sich, und läßt sich nieder und stützt sich von Erd zu Himmel, von Himmel zu Erde; heitre und dunkle Massen, Licht und Erde, Sonne und Welt; die Höhn und Tiefen der Schöpfung gegen einander: das größte Gebäude der Thatenfolge – und siehe immer der Held unsichtbar! verborgen! spricht nur und es geschieht! handelt, wie hinter der Decke, durch Wunderkraft und alle Räder der Schöpfung! die er auf die stilleste Weise in Gang bringt, durch Einen Lichtstral, und auf die wirksam stillste Weise sie hält und forttreibt durch Wort und That!"

(Suphan 6, 322)

Nehmen Sie dazu noch Herders Anmerkung „Man weiß, die Kritiker haben das [Zurücktreten des Helden] so sehr an Homers Achilles bewundert und – an Klopstocks Messias nicht bewundern wollen“ (ebd.) und vergleichen Sie Hölderlins Aufsatzbruchstück ‚Über Achill‘ (2), so halten Sie es sicher auch für sehr wahrscheinlich, daß Hölderlin auch die ‚Aelteste Urkunde‘ gekannt und daran seine Gedanken entwickelt hat.

Aber nicht nur dort nennt Herder den modernen Dichtern und Künstlern das siebenstufige Denkbild als „das grösste Ideal und Vorbild Eurer Kunst vom Himmel hinunter“ (6, 321) und ruft zur Erneuerung der Dichtung nach der „höheren Dichtungslehre“ auf (6, 505): auch in der ‚Ebräischen Poesie‘ konfrontiert er die zeitgenössische Naturbeschreibung mit jener ältesten Naturpoesie: „Die Naturpoesie hat etwas anders als eine matte Beschreibung einzelner Züge, auf die sie sich überhaupt gar nicht einläßt“, nämlich „Dichtung. Sie belebt die Sache, sie stellt sie handelnd dar. Sehen Sie Hiob. Die Erde war ein Pallast, der ihr Hausvater den Eckstein legte und alle Kinder Gottes jauchzten drein. Der Ocean ward, wie ein Kind, gebohren und gewandelt: das Morgenroth handelte, die Blitze sprachen. Bild für Bild ist eine neue Personendichtung: das macht nun die Poesie so lebendig.“ (11, 292) Herder warnt vor unmittelbarer Übernahme aus den alten Texten: „Es zeigte elende Armuth an, wenn man von so entlegnen Völkern borgen wollte; aber denselben Weg gehen müssen wir! und aus eben den Quellen schöpfen. Vor weissen Auge und Empfindung sich die Natur nicht belebt, zu wem sie nicht spricht, wem sie nicht handelt; der ist nicht zu ihrem Dichter gebohren.“ (292) Wie sehr Hölderlins mythologische Naturdichtung unter dem Zeichen dieses Gedankens steht, brauche ich nicht auszuführen; es ist Ihnen nicht entgangen, daß von den aus Hiob zitierten Motiven Hölderlin in Abwandlung für ‚Brod und Wein‘ jenes herrliche Bild vom „Haus der Himmlischen“ übernimmt, und bei der Konzeption des jungen Rhein mag ihm das Bild vom Ocean, der „wie ein Kind, gebohren und gewandelt“ wurde, vor Augen gestanden haben.

Herders Aufruf zur Erstellung einer neuen Mythologie auf Grund moderner naturwissenschaftlicher Systeme (293), wie ihn Friedrich Schlegel und Novalis wiederholen und auszuführen versuchen – gelungen ist ein

solcher Versuch wohl nur Goethe, z. B. in den ‚Wahlverwandschaften‘ –, hat Hölderlin nicht befolgt; die Ansätze dazu in den spätesten Hymnenfragmenten sind zu dürftig. Ihm lag die von Herder beschriebene Naturpoesie als Geschichts- und Menschenmythos näher, d. h. die Durchdringung geschichtlicher und sozialer „Sphären“ mit göttlichem Geist und umgekehrt die Verkörperung des Geistes im Geschichtlich-Sozialen. Es ging ihm darum, „jedem den eignen Gott“ zu singen. Wesentlich zur Erfüllung dieser Aufgabe ist die Übereinstimmung seines poetischen Verfahrens mit dem Verfahren des dichterischen Gottes selbst in seiner Schöpfung: „Sein Gedicht wird also auch wie die Schöpfung κόσμος, ein regelmäßiges Werk mit Plan, Umriß, Sinn, Endzweck seyn und sich im Ganzen so dem Verstande empfehlen, wie durch einzelne Gedanken und Auslegungen dem Herzen, und dem Sinn durch der Gegenstände Belebung. Alles ist in der Natur gebunden; und für den menschlichen Blick bindet sich alles menschlich. Tags- und Jahreszeiten sind unsern Lebensaltern ähnlich; Länder und Climata der Erde bindet Ein Menschengeschlecht; Zeiten und Welten bindet Eine ewige Ursache, Gott, Schöpfer.“ (296)

Das könnte ein Programm Hölderlins sein und ist es in der zunehmenden Mythisierung von Natur, Geschichte und Geographie nach der Wiederaufnahme Herderscher Gedanken 1794/95 (so Nickel) mehr und mehr geworden. Bei Herder fehlen allerdings die Komplizierungen in der Durchführung des Baugesetzes, in der Beziehung der einzelnen Stufen untereinander, wie sie in den Homburger Aufsätzen überlegt und in den Dichtungen seit dem ‚Hyperion‘ die Gedankenführung, Stoffbehandlung und „formale“ Erscheinungen wie den Wechsel der Töne oder, wie ich zu zeigen versuchte, etwa die Gestaltung der Sprechsituation bestimmen. Solche Komplizierungen wurden durch den mathematisch-philosophischen Traditionsstrang des Baugesetzes eingebracht – etwa durch Platon (z. B. im ‚Symposion‘), durch Kant (z. B. in der Vorrede zur Ausgabe B der ‚Kritik der reinen Vernunft‘) oder Maimon, den Hölderlin als Anreger Fichtes sicher studiert hat. In diesem Traditionsstrom gewann das Baugesetz die Durchformung einer wissenschaftlichen Methode, die von gegebenem Ausgangspunkt durch Befolgung genau festgelegter Denkschritte ein Ergebnis bestimmter Qualität erzwingt; in der Formung durch Platon, Bacon, Lambert, Kant, Maimon wurde es zum „kalkulablen Gesetz“, das die einander entgegengesetzten Logiken von „Vorstellung und Empfindung und Raisonement, nach poetischer Logik, entwickelt . . .“, so daß die Darstellung dieser verschiedenen Vermögen ein Ganzes macht“ (Anm. zur ‚Antigonae‘) und der ganze Mensch, „ein Empfindungssystem . . .“, als unter dem Einflusse des Elements sich entwickelt“ (Anm. zum ‚Oedipus‘). Über diesen Strang der Tradition des Denkgesetzes habe ich in meinem Buch über Novalis ausführlicher berichtet und möchte hier nichts wiederholen; sobald es heraus

ist, darf ich Ihnen zur Prüfung meiner Behauptungen ein Exemplar schicken.

Nehmen Sie dies, verehrter lieber Herr Müller, bitte als Zwischenbericht über einige Ergebnisse meiner Arbeit seit unserer letzten Korrespondenz. Noch vieles steht aus, z. B. enthält die von Ihnen veröffentlichte Bücherliste Hölderlins einige interessante Titel, die zu

untersuchen ich noch nicht die Zeit gefunden habe – dies sind Anregungen unter vielen andern in Ihrem Hölderlin-Buch, für die ich Ihnen dankbar bin.

Mit meinen besten Wünschen zum großen Tage und mit freundlichem Gruß bin ich

immer Ihr
Ulrich Gaier

Tücken der Natürlichkeit

Friedrich Theodor Vischer als Modefeind

Von Hermann Bausinger

In einer Schwanksammlung des 16. Jahrhunderts findet sich die Geschichte von dem Maler, der „*keinen deutschen man in seiner kleidung zu malen*“ wußte. Ein Edelmann hatte ihm den Auftrag gegeben, einen Saal mit den Vertretern aller erdenklichen Nationen und Völkerschaften in ihrer charakteristischen Kleidung auszumalen. Der Maler erfüllte diese Aufgabe „*gar artlich und künstlich*“ – nur die Deutschen ließ er bei seinem Kolossalgemälde aus: er wußte ihnen nämlich keine Kleidung zu malen. Als aber der Edelmann auf den Vertreter seiner Nation, auf einen Deutschen nicht verzichten wollte, malte der Künstler einen nackten Mann, dem er ein großes Tragtuch auf den Rücken gab, und er begründete dies so: man könne *deutsch* und *welsch* nicht mehr voneinander unterscheiden, die Deutschen brächten jeden Tag eine neue Kleidermode auf, und jeder müsse eben aus dem Tuch auf seinem Rücken dem nackten Mann ein Kleid nach seinem Gefallen machen.

Diese Erzählung, welcher der Verfasser Jörg Wickram noch einige geharnischte Sätze gegen die damals aus der Landsknechtstracht übernommenen „*schantlichen und lasterlichen ploderbosen*“ anfügt, gehört zu den zahllosen Sittenpredigten gegen die Torheiten der Mode, die sich in allen Jahrhunderten nachweisen lassen. Auch der Ausweg, den jener Maler wählte, wird nicht selten als Ausweg in solchen Moralpredigten gepriesen; zwar können die Gegner der Mode nicht gut die paradiesische Nacktheit empfehlen, aber sie beschwören doch irgendeine Form der *Natürlichkeit*, die der künstlichen und unnatürlichen Mode entgegengestellt wird. Dies ist wohl auch der symbolische Sinn, ist die Moral der alten Schwankerzählung, auch wenn sie nicht ausdrücklich ausgesprochen wird: die Deutschen sollen sich nicht dem Modekram verschreiben, sondern bei ihrer guten alten, bescheidenen und natürlichen Tracht verbleiben.

Für die damalige Zeit ist dieses *Gegenbild*, das der *Mode* kontrastiert wird, zwar noch einigermaßen real und glaubhaft – aber auch die vielgelobte natürliche Tracht war Ausdruck einer Konvention, wenn auch einer langfristigeren, anhaltenderen. Der Unterschied zwischen der Modekleidung und der Tracht – die ja doch immer wieder Elemente der Modekleidung übernahm – war schon damals kein prinzipieller, sondern ein gradueller.

In den folgenden Jahrhunderten wurden die Sittenpredigten gegen die Mode und ihre Torheiten nicht seltener, sondern im Gegenteil zahlreicher – und sie wurden immer vergeblicher. Das anvisierte Natürliche wurde immer stärker einbezogen in den steten Wandel der ethischen und ästhetischen Auffassungen, einbezogen also in den Kreislauf der Mode. Kunstvolle Ausgestaltung und Stilisierung aufs Natürliche folgen einander in Wellen; aber das Natürliche bleibt sich keineswegs gleich, sondern ist seinerseits zeitgebunden und modisch: wer von heute auf die *Jugendstil*-„Natürlichkeit“ zurückblickt, blickt auf einen Bereich artifizieller Stilisierung – und man täusche sich nicht über die Qualität unserer *jetzigen* „Natürlichkeiten“! Der „Trachtenlook“ liegt, wie es in der Werbung einer großen Schuhfirma hieß, „genau im Modetrend“, und die Uniformträger der Trachtenvereine verkörpern entgegen volkstumsseligen Proklamationen nicht etwa urchtümliche Art, sondern eine wohlorganisierte Spätform gängiger Kleidernormen.

Man kann sogar, um das Dilemma der Natürlichkeit in unserer Zeit zu zeigen, einen Augenblick im Bild bleiben, das jener Maler bei Wickram entworfen hat: Gewiß gibt es die Möglichkeit, alle Kleider vom Leib zu werfen und damit der Diktatur der Modeschöpfer und ihren strengen Vorschriften zu entgehen – und bekanntlich gibt es Seebäder, die heute ausschließlich mit solchen Anhängern des Natürlichen rechnen. Das heißt aber

doch: es handelt sich bei dieser *Nudistenbewegung* trotz allen Schlagworten vom natürlichen Leben um eine Mode, und um eine verhältnismäßig elitäre dazu.

Es ist also offenbar nicht mehr möglich, der *Mode* zu entgehen. Man kann dies emphatisch und negativ ausdrücken: aus dem Teufelskreis der Mode entkommt keiner – oder man kann es schlicht und positiv sagen: der Spielraum der Mode ist größer geworden. Je schneller und radikaler aber die Moden wechseln, um so schwieriger, ja hoffnungsloser wird die Lage ihrer Kritiker. Zwar gelingt es diesen Vernünftigen manchmal, eine modische Erscheinung präzise ins Fadenkreuz der Kritik zu bringen; aber bis sie ihr scharfes Glas den Mitbürgern in die Hand gedrückt haben, will sagen, bis sie ihre Leser gefunden haben – bis dahin hat die Mode mutwillig-elegant eine andere Position eingenommen. Dieser Vorgang macht die Modekritik selber zu einem komischen Gegenstand; aus der historischen Distanz erinnert sie in ihrem selbstbewußten Eifer und ihrem glühenden Pathos nicht selten an Sancho Panchas berühmten Windmühlenkampf. „Der männliche Rock fordert, namentlich, wenn er faltig ist, als den schönsten Contrast im wesentlichen nackte Beine, ähnlich, wie es die Alten zur klassischen Zeit getragen haben. Tricots zeigen nun zwar auch alle Formen des Beines ziemlich genau, sie lassen fast alle Schönheiten desselben sehen, da sie aber den Beinen ihre Farbe ausdrücken, so sind sie nicht zulässig.“ So steht es in einer Broschüre über „Die Bekleidungskunst“ aus dem Jahre 1865, und in einer „Philosophie der Mode“ vom Jahre 1880 findet sich der folgende Passus: „Der kleine Fuß gilt mit Recht als eine Schönheit, einmal weil er gewissermaßen spielend die schwierige Aufgabe löst, den ganzen großen Körper zu tragen und dann, weil es einen bedeutenden Grad von Geschicklichkeit verräth, wenn der Mensch seinen Körper auf kleiner Basis sicher zu balanciren versteht. Die unglückliche Erfinder der Tulpenbose vergaß jedoch, daß er, um die eine Schönheit – den kleinen Fuß – zu bewirken, eine andere monströse Häßlichkeit schuf, das scheinbare Elephantenbein. Mehr noch als der kleine Fuß ist nämlich der verhältnismäßig feine Knöchel eine hervorragende Schönheit des menschlichen Körpers, weil es den Gesetzen der Festigkeit zu widersprechen scheint, daß der schwere menschliche Körper von zwei Säulen getragen werde, die an ihrem unteren Ende, im Gegensatz zum Baumstamm, sich so sehr verjüngen.“ Solche Beispiele ließen sich häufen; das Kuriositätenkabinett der Modekritik ist reich an Sendschreiben, in denen die zeitgebundene Argumentation merkwürdig mit dem Vertrauen auf unfehlbare und zeitlose Maßstäbe kontrastiert.

Von höherem Reiz aber sind die Mode- und Sittenpredigten eines Mannes, dem dieser Kontrast bewußt war: Friedrich Theodor Vischer. Der Titel seiner ersten Abhandlung über die Mode – 1859 im Morgenblatt abgedruckt – erweckt zwar vollends den Anschein unhistorisch-aufklärerischen Verständnisses: „Vernünftige Gedanken

über die jetzige Mode.“ Aber dieser Titel ist eine kokette Verkleidung, ein Verfremdungseffekt. Vischer entlehnt diesen Titel „dem seligen Philosophen Christian Wolf“, der über alles und jedes seine vernünftigen Gedanken niederschrieb. Er hängt die Robe des Aufklärers um, damit darunter das kontrastierende Gewand eines moderneren Bewußtseins um so klarer hervortrete; er wirft die Robe aber freilich nicht ab, denn er scheint sie gerade in der Zugluft geschichtlichen Bewußtseins für einen guten Schutz zu halten. Nur halb distanziert er sich von den Aufklärern, deren pragmatisches Denken mit scheinbar ewigen Normen auch das Alltäglichsche mißt. Auch er stellt sich in seine Zeit und wettet gegen ihre Entgleisungen mit dem Anspruch des Vernünftigen, der die richtigen Gleise und Wege kennt. Aber dann erhebt er sich über seine Zeit und hängt sich an die Rockschoße des Weltgeistes, wobei ihm freilich, erdschwer, kein freier weiter Flug gelingt. Das ist ein ständiges Einerseits und Andererseits; wo immer Vischer sich aufschwingt, das Wirkliche für vernünftig zu halten, da sticht ihn auch schon der Hafer, gegen solche Resignation Sturm zu laufen und statt dessen das Vernünftige wirklich, das Wirkliche vernünftig zu machen. Es hängt gewiß mit dieser prinzipiellen Dialektik zusammen, daß ihn die einen auf Grund seines Aufsatzes für einen pruden, pietistisch orientierten Puritaner hielten, die anderen dagegen für einen frivolen und fortschrittlichen Phantasten. Das Widerspiel von Freiheit und Notwendigkeit, in das ihn seine Modebetrachtung direkt hineinführte, verbot ihm das Pochen auf eine Patentlösung, das Beharren auf einem festen Standpunkt. Er setzt die Schritte wie ein Kletterer im Kamin, rechts und links (und vielleicht doch etwas mehr links, als man gemeinhin angenommen hat), und wenn ihn am Ende nicht der gleiche freie Rundblick empfängt wie seinen Lehrer Hegel, so hat er vielleicht auch den mühsameren Weg hinter sich, da er sich ständig über das tückische Geröll konkreter und banaler Alltäglichkeit bewegt.

Friedrich Theodor Vischer weicht nicht aus. Auch andere stoßen sich zu seiner Zeit an den Extravaganzen der Mode; aber sie stoßen sich nicht wund, sondern wenden sich ab zur edlen und konservativen Tracht des Volkes. Das ändert zwar nichts an der Mode; aber es setzt unverbindliche Maßstäbe, auf die man sich einigen kann, ohne ihnen zu folgen. Es gibt nicht nur eine *poésie fugitive*, sondern auch Wissenschaft, Kulturgeschichte etwa, die ihre Maßstäbe aus dem Bereich überholter Ordnungen bezieht, und in Deutschland hat die pittoreske Seite der patriarchalischen Zeit den Blick auf die neuen sozialen Fragen jahrzehntlang verstellt. Vischer war diesem Malerischen nicht unzugänglich. Im Frühsommer 1860 unternahm er eine Fußreise von Linz nach Salzburg und Tirol; begeistert schildert er das wilde Hochgebirg, das frische Wesen des Bauernvolks, seine malerische Tracht. „Ich war wie elektrisirt, in jedem Nerv gehoben, entzückt über diese unbekannte, neue Welt von Poesie.“ Aber er weiß, daß die moderne Bil-

dung dieses Malerische, Naive, Unmittelbare zerstört und zerstören muß, wenn nicht an die Stelle der alten Einfalt „Heuchelei, Frivolität, Grimm, Zerrüttung“ treten sollen: „Wie mancher ist vom schönen Schein bethört zum Ritter der Unfreiheit geworden!“ Darum also geht es Vischer nicht, den verspielten Launen der Mode allein den ruhigen Ernst der konservativen Tracht entgegenzustellen. Worum also dann?

„Du abnest schon lange, lieber Leser und Leserin, daß es vor Allem auf die Crinoline abgesehen ist.“ So steht es da nach einer langen geschichtsphilosophischen Einführung, ungeahnt eigentlich und unvermittelt, wie wenn ein Pfarrer heute nach einer ausführlichen symbolischen Schriftauslegung plötzlich auf die Musikbox zu schimpfen beginnt. In der Tat scheint hier auch eine gar nicht begründbare, gewissermaßen apriorische Abneigung im Spiel zu sein, wie gegen die *Hutmacher*, an denen Vischer keinen guten Faden läßt. Aber andererseits führt jenes ominöse Kleidungsstück mitten hinein in die *Theorie der Mode*, in ihre Möglichkeiten und Aporien.

Daß die Krinoline – wie fast alle modischen Kleidungsstücke – aus Frankreich kommt, ficht Vischer verhältnismäßig wenig an. Er spricht zwar von Paris als „dem großen Hexenkessel, aus welchem die Moden hervorgehen“, und er ist überzeugt, daß man in Paris die Wirkung der dort gebrauchten Gifttränke, die in Deutschland in aller Unschuld geschlurft werden, sehr wohl kennt. Aber denkt man an die viele Tinte, die in den Jahrzehnten und Jahrhunderten zuvor gegen alle Spielarten des „*Franzosenentfessels*“ gespritzt wurde, so wiegen diese vereinzelt Bemerkungen nicht schwer. Es geht Vischer um Grundsätzlicheres, um die *Unnatur* der herrschenden Kleidermode. „Was die Natur gebaut hat, darf nicht allzuweit übersprungen, nicht mißhandelt, verzerrt werden, und wir behaupten: die Crinoline gehört nicht unter jene Ausweichungen, welche innerhalb des zulässigen Spielraums liegen.“ Dieser Satz enthält zwar Toleranzen, er gibt einen Spielraum frei, aber dahinter steht offenbar eine sehr feste Vorstellung der Natur, die sich vernünftig bestimmen und konkretisieren läßt; so hält Vischer etwa Schlankheit für „die erste Frage bei der weiblichen Gestalt“. Was aber wie ein zeitloses ästhetisches Dogma klingt, steht für Vischer doch nicht außerhalb der Geschichte; Natur ist für ihn ein Entwicklungsbegriff. „Es hat Zeit gekostet, bis die Menschheit zur Erkenntnis jenes leitenden Hauptsatzes in der weiblichen Kleidung durchdrang.“ Und was hier noch wie eine simple evolutionistische These aussieht, wird stillschweigend kompliziert durch den Blick auf die Antike, die den Modeästhetikern jener Zeit meistens vorbildlich war. Das *Klassische* war eben nicht nur das einer bestimmten, längst vergangenen Epoche zugehörige Kulturgut, sondern es war zugleich ein Maß, das bestimmend in spätere Zeiten hinüberwirkte, freilich nicht immer ohne jene negativen Mutationen, mit denen sich die Natur so gut wie die Geschichte gegen alle Verpflanzungen wehrt. Ein Damenzirkel in London traf sich

eines Abends, Vischer zu Ehren, in altgriechischem Gewande. Wir wissen nicht, ob Vischers Reaktion nur Freude war, oder ob er das Theatralische, die künstliche Jugend empfand, die freilich wenig später einem richtigen Zeitstil ihren Stempel aufdrückten. Für einen orthodoxen Apostel der *Reformkleidung* lebte Vischer jedenfalls nicht nur etwas zu früh, es fehlte ihm dazu auch an der nötigen Humorlosigkeit.

Freilich führt sein ästhetisches Abwägen, seine Suche nach dem Maß und der Mitte geradewegs auf die Reformkleidung zu. „Der Maßstab aller Schönheit für die Formen der Kleidung ist natürlich nichts anderes, als der menschliche Körper selbst.“ Wieder klingt dies wie ein statisches und strenges Dogma. Tatsächlich ist Vischer der Gedanke ziemlich fremd, daß auch der menschliche Körper nichts Unveränderliches ist; erst ein halbes Jahrhundert später erscheint ein Buch, dessen erstes Hauptkapitel „Der menschliche Körper als Tracht“ überschrieben ist und das alle Kleidung nur als „Zusatztracht“ wertet. Noch ein halbes Jahrhundert später – in einem vor wenigen Jahren erschienenen Buch – verwendet ein Modeästhetiker den biologischen Begriff des „Ausdrucksfeldes“, die Kleidung erscheint nun „einbezogen in das Ausdrucksfeld des Leibes“. Solch flutende Maßstäbe sind Vischer fremd; aber wie er den Begriff der Natur in die Entwicklung hineinnimmt, so ist ihm auch der menschliche Körper kein eindeutiges und zeitloses Maß. Schon die nähere Bestimmung des Maßgebens relativiert den Satz. Der „*Justaucorps*“, der enganliegende Herrenüberrock der Barock- und Rokokozeit, verfehlt für die Empfindung der Späteren gerade das Maß des menschlichen Körpers, und wenn sich Vischer mit ihm auch nicht mehr auseinanderzusetzen hat, so wendet er sich (in einem späteren Aufsatz) doch gegen die eng angepreßten Kleider der siebziger Jahre so gut wie gegen die weitausladenden Krinolinen, die mit Beginn des Zweiten Reiches in den Hintergrund treten.

Der menschliche Körper als Maß – dies ist nicht nur eine ästhetische Setzung, nicht nur eine Frage der Schönheit. Auch ein praktischer Gesichtspunkt wird so fixiert: Kleidung sollte bequem sein, zumindest dann, wenn dies nicht dem höheren Aspekt der Schönheit zuwiderläuft. Vor allem aber leitet jener Maßstab hin zu erotischen Fragen, mit denen sich Vischer frei und offen auseinandersetzt, wobei freilich sein Hin und Her zwischen entlarvender Beobachtung und verhüllender Sittenpredigt am deutlichsten zutage tritt. „Es gibt gewisse plötzliche Schwenkungen im weiblichen Gang, recht merklich kokett, und doch braucht eine Dame noch lange keine Kokotte zu sein, um mit dieser furchtbaren Waffe die Männerherzen schockweise zu erobern. Kennern brauchen wir nicht zu sagen, daß sie nur im Vorübergehen, im Abgeben, daß sie nicht von der Vorderseite, sondern von der Rückseite sich präsentieren, die Spanier legen einen ungeheuren Werth darauf, haben einen eigenen Namen dafür, der uns entfallen ist, und flüstern gern einer vorübergehenden Schönen ein Wort der Bewunde-

rung zu, um zum Dank eine solche Lazertenbewegung als Augenschmauß zu bekommen. Wie sollte in einer Crinoline diese reizende Schwenkung, Schwankung, Wackelung möglich sein? Es würden nur einige Reife in unorganische, geometrische Drehung versetzt."

Welch dreist-elegante Beobachtung, welch gewagte Pikanterie für jene Zeit! Darum also wäre die Krinoline zu verwerfen, weil sie solch einen „Augenschmauß“ verbirgt? Aber nein – schon zieht sich Vischer betont aus dieser spanischen Suada zurück: er hält sich „nicht weiter bei dem Lächerlichen dieser Kreisbewegungen auf“, sondern beginnt in nüchternen Sätzen zu beweisen, daß die Krinoline impertinent ist. Ihre Impertinenz sieht er nicht nur in dem großen Raum, den sie in Anspruch nimmt, sondern gerade auch darin, daß der durch die Krinolinen erweckte Anschein von Unnahbarkeit die Männer erst zum Angriff einlädt. „Der Contrast ist es, der reizt, die Entstellung, welche über die wahre Gestalt, über die Naturgeheimnisse mit geschärfter Neugier nachzudenken nöthigt, welche den gründlichen Forscher anleitet, abzuwarten, bis etwa eine jener Kreisschwingungen mehr geseht, als das Kleid selbst, und so den frechen Eroberer –“

Ein Gedankenstrich: Vischer hält inne, zieht sich wieder auf gelehrtere Sätze, auf Erwägungen über die soziale Macht der Mode zurück. Es ist ein eigenartiges Vor und Zurück – ein Ausfall mit dem Florett spielerischen Witzes, der an Heine erinnert; aber dann auch gleich wieder die feste Position, die mächtige Drohgebärde mit dem schweren Säbel der Moral: da steht der Mann, der Nestroys Possen und Scherze abscheulich fand und sich darin mit Friedrich Hebbel einig wußte; Rhodope schaut ihm finster entschlossen über die Schulter. Scharf freilich, schneidend scharf sind alle seine Waffen, und auch in Tabubezirken verabscheut er das hölzerne Schwert. Als er im März 1878 „Wieder einmal über die Mode“ schrieb, sah sich der Herausgeber der Zeitschrift „Nord und Süd“ veranlaßt, allenthalben zu glätten und an manchen Stellen Euphemismen oder Gedankenstriche einzufügen. Tempora mutantur: vor wenigen Jahren erzählte ein weiblicher Verfasser in einer dezidiert christlichen Wochenzeitung jene Anekdote über die Frau von Matignon, die, aus dem Ausland zurückkehrend und nicht mehr auf der Höhe der Mode, zu ihrem Entsetzen eine Hofdame sagen hört: „Aber mein Herz, Ihr Cul ist scheußlich, schmal, dürrtig, abfallend – wollen Sie meinen sehen?“ Wo Vischer dagegen schrieb, „einen schlechten oder gar keinen Hintern besitzen“ sei ein ästhetisches Unglück, da wurde das Wort Hintern „von der Redaction mit einem Gedankenstrich zur geraden Linie entwölbt“, nur ließ es Friedrich Theodor Vischer darauf nicht beruhen. In Konrad Wittwer fand er den Verleger, der den Modeaufsatz noch einmal abdruckte, und hinzu fügte Vischer eine ausführliche Abhandlung „Über Cynismus und sein bedingtes Recht“.

In dieser Abhandlung äußert sich Vischer nicht nur über

den wohltuenden Gebrauch der schwäbischen Steigerung „saumäßig“, sondern er gibt eine erfrischende Reihe von Beispielen dafür, daß es gerader und anständiger ist, die Dinge beim Namen zu nennen, als sie zu retouchieren. Die Abhandlung kann geradezu als Vorläufer von Ludwig Marcuses Buch „Obszön“ bezeichnet werden. Während aber Marcuse als lächelnder Weltweiser berichtet, nicht ohne Beteiligung, aber über den Dingen, ist Vischer immer wieder der polternde Bekenner, der sich nicht zufällig auf eine Art studentischen Übermuts beruft. Dieser studentischen Polterseligkeit entlehnt er auch in den Modeaufsätzen seine Wendungen; aber er steigert ihr „hemdsärmeliches Vocabularium, das einst unter lustigen Brüdern beim Weinglas üblich gewesen“, zu expressiven und visionären Bildern. Im Traum kommt die Modewelt über ihn – „wie jene Schemen, die den heiligen Antonius auf den niederländischen Bildern umspuken, wie rasende Trabantengöckel mit wilden Kämmen und flatternden Schwänzen, wie Ungeheuer der Urmeere und des Urschlammes mit paukenartigen Bäuchen, geflügelte Eidechsen mit Krokodilrachen, Rochen mit Cylindern auf dem Kopf, Polypen ohne Kopf mit scheußlichen Fangarmen, ganz decolletirte Walfischmütter, Seeschlangen mit Chignon, Alligatoren mit Trackschwanz, riesige Urbaye in Bettkitteln, Dürreteufel ohne und Dicketeufel mit hochgeschwellenem aufgebauschtem Hintern, – eine wilde Jagd, Wodans wüthende Meute, ein Larvenzug, ein Hexenelement, alle Fratzen der Wolfsschlucht – und in Schweiß gebadet röchelt das halbtodtgehetzte Opfer.“

An einer anderen Stelle greift er zurück auf ein burschikoseres Jahrhundert und entlehnt dort seine Wendungen; in einer prächtigen Fischartparodie attackiert er die Frisuren seiner Zeitgenossen: „Was willst nun noch, lottericher, schlottericher, armfuchtelicher, matter, schlaffer, flattericher, tappicher, engbrüstiger Aff, Weiberknieschiebender, dürrwadiger, lendenfetter, verklemmter, Roß- und Kuhdreckfarbiger, regenwetterisch grauer, hungerleiderischer Lump, der die Hosen am Arm und die Ärmel an den Beinen trägt, was willst nun noch? Haben die Läuse nit gnug Waldweg und Fußsteig auf deinem Grind? mußt ihnen noch die breite, weiße Lauslandstraßen über den Hinterkopf dämmen, schwemmen und kämmen, bauen, krauen und stauen? Sollen die Thierlein um so bequemer hintenüber processiren und marschiren, auf daß sie sehen, daß nichts hinter dir ist, wie nichts vor dir? Meinst wohl, ein schöne Frauen werde dich um so lieber küssen, wenn die unsaubern Hausleut in's Genick gewallet und gewandelt seien? O pfui Teufel! ich möcht' auch wohl, wenn ich ein ehrlich deutsch Weib wäre, so einen ausgeblasenen, ausgetunkten, ausgesupften und ausgetupften Brocken vom wälschen Tisch, so einen mürben, pelzigen Koblrabistengel, so ein faules, altes Koblblatt, das am Abgußstein in der Kuchen herunterhängt, an mein Herze drücken, fügen und schmiegen“ – und so weiter. Solche Poltertöne sind freilich nicht nur die Zeichen eines unbändigen Humors

und eines energischen Engagements, sondern vielleicht auch Hinweise darauf, daß eine ruhige, bedächtige und fehlerlose Auflösung des Problems der Mode eben nicht möglich war.

Die Antinomien von vernünftiger Norm und Geschichte, Natur und Entwicklung, Freiheit und Notwendigkeit blieben unaufhebbar. Zwar suchte Vischer durch den Begriff des „Typus“ zu vermitteln: so nennt er mit den Kostümhistorikern die haltbareren, länger gültigen und länger dauernden Formen der Kleidung, innerhalb deren sich dann erst die Unsinnigkeiten und Launen der Mode abspielen. Der Gedanke, den später Georg Simmel ausfeilte, klingt hier an: die Anpassung an den Typus der Mode gibt dem einzelnen die Freiheit, sich ungestört um andere Dinge zu kümmern. Aber auch dieser Vermittlungsversuch schlägt nicht durch; der Typus selber kann den gewählten Normen zuwiderlaufen, und „mit Wehmuth“ gesteht Vischer, daß „zwei spottwürdige Gebilde“ nicht nur launische Mode, sondern daß sie Typen sind: der Zylinderhut und der Frack. So steht am Ende der beiden Vischerschen Abhandlungen über die Mode nicht ein abstraktes begriffliches System, das alle Widersprüchlichkeiten ausschließt, sondern der handfeste Angriff auf Konkreta – auf Frack und Zylinder, auf Hutmacher und Schneider.

Dem Zorn auf die Schneider, die jeden verrückten Wechsel der Moden begrüßen, liegt bei Vischer möglicherweise die Ahnung zugrunde, daß eines Tages vollends ganz von der Seite des Angebots die Modetollheiten bestimmt werden könnten. Was in die Schlagworte industrieller Provenienz übersetzt als Appell zum Maßhalten, als Verantwortung des Produzenten oder als Auswahlpflicht des Konsumenten erscheint, das ist in Vischers Studie die Suche nach dem unbekannten Schneider, der es wagt, der Mode zu opponieren. Ihm möchte Vischer ein Denkmal errichten, ein Monument mit eben diesem Schneider, „in der einen Hand mit geistreichem Schwung die Scheere zum Schnitt bewegend, in der anderen das Tuch zum Rocke haltend“, in erzenem Frack „die Schöße in Charnieren beweglich, so daß der Wind eine graziöse Bewegung in die Gestalt bringt“, und zu

seinen Füßen die durch den Gleichmut des Schneiders besieigten Modegecken verschiedener Zeiten. Fast möchte man den Vorschlag zu einem solchen Ehrenmal auf Friedrich Theodor Vischer selber übertragen, aufrecht im wehenden Vollbart, mit starken Armen die eisernen Reifen einer Krinoline zerbrechend. Aber man täusche sich nicht: mit dem Monumentalen ist es da nicht getan. Es bedürfte eines feinsinnigen Porträtisten, der es zuwege brächte, die geschwellten Zornesadern auf der Stirn mit einem listig blinzelnden Auge in Beziehung zu setzen, der ein lebendiges Bild jener Schizophrenie vor Augen stellte, die sich in schrulliger Kauzigkeit so gut wie in erhabener Dialektik zu äußern vermag.

Muß noch eigens gesagt werden, warum von diesem imaginären Denkmal gerade hier die Rede ist? Friedrich Theodor Vischer hat nicht nur in seinem Gedicht „Sprache“ präzise jene Problematik der schwäbischen Dialektsprecher beschrieben, die Fritz Rahm fast hundert Jahre später als „schwäbisches Trauma“ bezeichnet hat; er hat auch Charakteristiken des Schwaben gegeben – und zwar in der Form unausgesprochener, aber unverkennbarer Selbstcharakteristiken. Mir will scheinen, auch jenes anhand der Modeaufsätze sichtbar gewordene Umschlagen vom Erhabenen ins Kauzige, die Mischung aus großem Pathos und Verständnis fürs Allzumenschliche, aus Vernunft und Eigensinn, Weltläufigkeit und Lokalstolz passe ganz gut in ein akzeptables Porträt des Schwaben.

Freilich: solche Bilder sind frei verfügbar; gegen das Gerede von der schwäbischen Gemütlichkeit mußte schon Vischer zu Felde ziehen, und in unserer Zeit des gängigen Schwabenlobs hätte er gewiß noch energischer Stellung bezogen. Und doch wird man, bei aller Vorsicht, sagen dürfen, daß es vereinzelt Schwaben à la Vischer noch heute gibt: unter den „Stiftsköpfen“ zum Beispiel, in der Provinz, die keine ist, am Rande der Hohen Schulen, der oft fruchtbarer ist als ihre sterilisierte Mitte. Friedrich Theodor Vischer, Philosoph, Gentheologe, Ästhetiker, Romancier und Essayist, Historiker und Journalist – das ist ein geistiger Vorfahr, den selbst Ernst Müller akzeptieren kann!

Zur Dialektik der bürgerlichen Gesellschaft

Von Rolf Denker

Die Anhänger einer gegenwärtigen kritischen Theorie haben theoretisch den Zusammenhang von Vernunft, Sprache, Freiheit und Glück begründet und damit das Syndrom aufgezeigt, das bedacht und eingelöst werden muß, wenn heute von Emanzipation des Menschen gesprochen werden soll. Die dabei gedachte stetige Verminderung der Herrschaft von Menschen über Menschen und Abschaffung quälender Arbeit sowie aller Weisen der Erniedrigung und Beleidigung wird von vorwiegend studentischen Oppositionsgruppen der Industriestaaten eher voluntaristisch ohne jede Massenbasis eingefordert, von den Menschen der sogenannten „dritten Welt“ aber, die nichts als ihr schlechtes Leben zu verlieren haben, wenn sie nicht auf Veränderung ihrer Situation drängen, mit Waffengewalt erkämpft.

Uns hat Che Guevaras Forderung nach der Schaffung von „zwei, drei, vielen Vietnams auf der Welt“ erschreckt, doch bei genauer Analyse der Lage, aus der heraus das gesagt wurde, kann uns nur das Grausen vor uns selbst packen, denn die von Che Guevara ausgegebene Kampfpapare ist Ausdruck der zur Gegengewalt gewordenen Aggressivität, die durch die gnadenlose Gewalt der Amerikaner und Europäer erzeugt wurde, als sie über lange Epochen den größeren Teil der Erde und die Mehrzahl der Menschen unterdrückt und ausgebeutet haben.

Das sei auf den folgenden Seiten in einer hier notwendig nur knappen Skizze unter besonderem Bezug auf *Hegel*, *Marx*, *Bloch*, *Marcuse*, *Sartre* und *Fanon* ausgeführt.

1.

Marx hat immer wieder betont, „der Mensch, das ist kein abstraktes, außer der Welt hockendes Wesen. Der Mensch, das ist die Welt des Menschen, Staat Sozietät“ oder, wie es dann später in den *Feuerbach*-Thesen heißt, „das menschliche Wesen ist kein dem einzelnen Individuum innewohnendes Abstraktum. In seiner Wirklichkeit ist es das ensemble der gesellschaftlichen Verhältnisse“. (6. These)

Vom Menschen reden, heißt also für *Marx* immer, davon sprechen, wie er in Zusammenarbeit mit anderen lebt und in der Auseinandersetzung mit der Natur seine Welt geschichtlich fortschreitend gestaltet. Das Wesen des Menschen kann also nur indirekt aus dem *wie* und *was* seines Tuns erschlossen werden: „Wie die Individuen ihr Leben äußern, so sind sie. Was sie sind, fällt also zusammen mit ihrer Produktion, sowohl damit, *was* sie produzieren, als auch damit, *wie* sie produzieren. Was die Individuen also sind, das hängt ab von den materiellen Bedingungen ihrer Produktion.“

Im Gegensatz zum Tier, das an eine bestimmte Sphäre des Daseins gekoppelt ist, erscheint der Mensch nicht so festgelegt und kann darum weit über die Erde verbreitet fast überall Existenzbedingungen finden. Aber im Vergleich zum Tier ist der Mensch auch ein *Mängelwesen*, für das die Natur nicht vorgesorgt hat. Er muß sich seine Lebensbedingungen selbst schaffen und die Mittel zur Befriedigung seiner Bedürfnisse. „Indem die Menschen ihre Lebensmittel produzieren, produzieren sie indirekt ihr materielles Leben selbst.“ Lebensmittel hier in dem weiten Sinn verstanden, alles was zur Erhaltung und Entfaltung des Lebens wichtig ist.

Diese Errichtung der menschlichen Lebenswelt könnte nun von gesellschaftlichen Frühformen her historisch entwickelt werden. *Marx* hat es in der „Deutschen Ideologie“, in der der historische Materialismus grundsätzlich konzipiert wird, kurz skizziert, sich aber dann gleich auf die Analyse der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft konzentriert, um in mühevoller Detailarbeit nachzuweisen, daß hier gar nicht positiv über den freien, aufrechten, nicht leidenden Menschen gesprochen werden kann, sondern nur sehr kritisch über seine Verkümmern, Verstümmelung und zunehmende Entfremdung in den rasch sich ausbreitenden industriellen Produktionsformen. Z. B. in der „Heiligen Familie“ hat er die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft als ein im ganzen entfremdetes System der menschlichen Bezüge beschrieben, in dem zwei Gruppen, bzw. Klassen, antagonistisch gegeneinander stehen.

Er schreibt dort: „Allerdings, die Arbeit produziert Wunderwerke für die Reichen, aber sie produziert Entblößung für den Arbeiter. Sie produziert Paläste, aber Höhlen für den Arbeiter. Sie produziert Schönheit, aber Verkrüppelung für den Arbeiter. Sie ersetzt die Arbeit durch Maschinen, aber sie wirft einen Teil der Arbeiter zu einer barbarischen Arbeit zurück und macht den andern Teil zur Maschine. Sie produziert Geist, aber sie produziert Blödsinn, Kretinismus für den Arbeiter.“

Hier wird die Gesellschaft als in Reiche und Arme polarisiert dargestellt:

1. Die Reichen, das sind die Vertreter der herrschenden bürgerlichen Klasse mit ihren Unternehmern, die im unbeschränkten Besitz der Produktionsinstrumente sind. Diese Unternehmer sind vorwiegend theorielose Praktiker, die für den Geldumlauf sorgen. Ihnen korrespondieren praxislose Theoretiker, wertfreie Wissenschaftler, die eine dazu passende Ideologie machen, in der der Reichtum der Reichen als gottgegeben erklärt wird. Diese Theoretiker können in Widerspruch zur übrigen Klasse

geraten und ihre immanenten Kritiker werden. Aber in Krisenzeiten werden sie wieder zu ihren Verfechtern.

2. Die Klasse der lohnabhängigen Arbeiter, die ihre Arbeitskraft zu Minimalbedingungen wie eine Ware an die Unternehmer verkauft und deren Kapitalmaximierung möglich macht. Anders als wir heute sagen, ist also eigentlich der Arbeiter der Arbeitgeber und der Unternehmer der Arbeitnehmer bzw. Wegnehmer.

Es kann nicht nachdrücklich genug herausgestellt werden: Beide Klassen leben im Zustand der Entfremdung, aber beide Klassen erleben diesen Zustand verschieden.

Die besitzende Klasse ist nicht zu der Einsicht fähig, daß sie auf Kosten anderer Menschen lebt, sie hat keinen Blick für die gleichen Lebenschancen aller Menschen. Sie ist also entfremdet von den Gedanken eines gerechten Lebens ohne Leiden für alle. Sie genießt das eigene Leben und denkt nicht an die von ihr Abhängigen, ist an deren Wohlergehen nicht interessiert, ja hält die Armut für eine Gabe Gottes etc. Die Klasse der Arbeiter dagegen leidet physisch und psychisch an ihrer Situation. *Marx* unterscheidet vier verschiedene Aspekte der Entfremdung der Arbeiter, die aber wechselseitig einander bedingen, ausgehend von der Grunderfahrung, daß der Arbeiter erst außer der Arbeit sich bei sich selber fühlt, in der Arbeit aber außer sich ist. Er schreibt in den „Pariser philosophisch-ökonomischen Manuskripten“:

„Worin besteht nun die Entäußerung der Arbeit? Erstens, daß die Arbeit dem Arbeiter *äußerlich* ist, d. h. nicht zu seinem Wesen gehört, daß er sich daher in seiner Arbeit nicht bejaht, sondern verneint, nicht wohl, sondern unglücklich fühlt, keine freie physische und geistige Energie entwickelt, sondern seine Physis abkasteit und seinen Geist ruiniert. Der Arbeiter fühlt sich daher erst außer der Arbeit bei sich und in der Arbeit außer sich. Zu Hause ist er, wenn er nicht arbeitet, und wenn er arbeitet, ist er nicht zu Haus. Seine Arbeit ist daher nicht freiwillig, sondern erzwungen, *Zwangsarbeit*. Sie ist daher nicht die Befriedigung eines Bedürfnisses, sondern sie ist nur ein *Mittel*, um die Bedürfnisse außer ihr zu befriedigen. Ihre Fremdheit tritt darin rein hervor, daß, sobald kein physischer oder sonstiger Zwang existiert, die Arbeit als eine Pest geflohen wird.“

Die vier Aspekte der Entfremdung lassen sich mit *Marx* wie folgt kennzeichnen:

1. Die *Entfremdung des Arbeiters von seiner Arbeit*. Er kann sich, wie oben zitiert, im Arbeitsprozeß nicht frei und sinnvoll entfalten, es werden nur bestimmte, monoton wiederkehrende Handreichungen erfordert etc.

2. Die *Entfremdung vom Produkt seiner Arbeit*, er kann sich nicht mit dem von ihm geschaffenen Werk identifizieren und daraus Selbstbestätigung erfahren, ja er bekommt möglicherweise gar kein fertiges Produkt mehr zu Gesicht.

3. Die *Selbstentfremdung des Menschen in der Lohnarbeit*. Er verliert den Sinn für sich selbst, versinkt in dumpfe Geistlosigkeit, weiß schließlich gar nicht mehr, was ihm fehlt.

4. Die *Entfremdung des Verhältnisses zwischen den Menschen*. Es gibt keinen dialogischen Austausch freier, fröhlicher Menschen, jeder sieht nur noch egoistische Vorteile, wird neidisch etc. Er ist zu müde und elend, um sich wirklich auch noch um andere zu kümmern.

Marx meint, damit sich die Arbeiter über diese ihre Lage empören, ist es notwendig, daß zum physischen und psychischen Druck, den sie verspüren, auch noch das Bewußtsein dieses Drucks hinzukommen müsse. Hier sieht er die Aufgabe der Philosophen. Ihre Pflicht ist es, den Menschen ihre Leiden zu erklären und mit ihnen solidarisch für Veränderung zu sorgen. Bisher hätten die Philosophen sich nur auf die Interpretation der Welt beschränkt, es käme nun alles darauf an, die Welt zu verändern (11. Feuerbach-These). Die Waffe der Kritik an den bestehenden Verhältnissen müsse dabei zusammengehen mit der Kritik der Waffen, also einer revolutionären Umwälzung aller Verhältnisse, in denen der Mensch ein unterdrücktes, erniedrigtes und beleidigtes Wesen ist.

Im Schoße der alten Gesellschaft werden sich – mit der Entfaltung der Produktivkräfte – die Gegensätze zunächst in aller Schärfe entfalten und schließlich durch Revolution zu einer neuen Synthese führen, in der die Arbeiter die Herrschaft in der Gesellschaft übernehmen, neue Formen der Arbeit und vor allem der Zusammenarbeit organisieren und die Vergesellschaftung der Produktionsmittel betreiben.

2.

Marx sieht allerdings besondere Schwierigkeiten in den politischen Verhältnissen in Deutschland. Deutschland ist mit dem Terminus *Pleßners* zu reden, eine verspätete Nation, sie lebt nach *Marx* 1843 noch vor der Französischen Revolution. Deutschland habe überhaupt nie die Revolutionen der anderen Staaten mitgemacht, wohl aber die Gegenrevolutionen und die Restaurationsphasen.

Die besondere Tragik Deutschlands liegt darin, daß es die Mittelstufen der politischen Emanzipation nicht gleichzeitig mit den anderen Völkern Europas erreicht hat. Es müßte, um auf das politische Niveau der anderen Staaten Europas zu kommen, in einer radikalen Revolution alle theoretisch überwundenen politischen Positionen auf einmal überwinden. Das ginge nur durch eine Gruppe innerhalb der Gesellschaft, die wirklich radikale Bedürfnisse hat, die nichts ist, aber alles sein sollte. Dafür scheinen – *Marx* sagt bewußt scheinen – die Voraussetzungen zu fehlen. Deutsche haben nur mit abstrakter Tätigkeit bisher die Entwicklungen anderer Staaten begleitet, waren aber nicht an der politischen Praxis beteiligt. Darum haben sie auch nur abstrakt die Leiden anderer Staaten geteilt. Diese abstrakte Kritik führte nie zur Veränderung der bestehenden Verhältnisse. Die Verhältnisse lassen sich aber nur ändern, wenn die Waffe der Kritik in die Kritik der Waffen übergeht, denn auf Gewalt gegründete politische Verhältnisse lassen sich nur durch Gegengewalt stürzen. *Marx* ist nun der An-

sicht, daß die Kritik im Bereich der Theorie selbst den Übergang zur Praxis schaffen kann, wenn es ihr gelingt, das, was bisher in einem Kopf bzw. wenigen Köpfen war, in viele Köpfe durch politische Aufklärung zu bringen, die leidenden Massen zu ergreifen und das zwar dadurch, daß in wirklich eindringlicher und radikaler Weise dem einzelnen offenkundig gemacht wird, worin sein Unglück besteht. Den Massen müssen ihre Leiden erklärt werden, und es muß ihnen vor allem klargemacht werden, daß das Unglück nicht gottgewollt, sondern menschenverschuldet ist und darum Veränderung erstrebt werden muß durch Handeln: Die Erlösungshoffnungen der Leidenden sind kein leerer Wahn, sondern, mit *Bloch* gesagt, konkrete Utopie, die verwirklicht werden kann. Diese Menschen haben längst den Traum von einer Sache, von dem sie nur das volle Bewußtsein erreichen müssen, um ihn verwirklichen zu können (frei nach *Marx* an *Ruge*, Sept. 1843).

Diese Rolle kann keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft übernehmen, die nicht zugleich eine Unruhe und einen Enthusiasmus erzeugt, der auf die gesamte Gesellschaft übergeht. „Nur im Namen der allgemeinen Rechte der Gesellschaft kann eine besondere Klasse sich die allgemeine Herrschaft vindizieren.“ Andererseits muß auf der anderen Seite eine andere Klasse als Feind aller übrigen gelten, eine Klasse, in der alle Mängel der Gesellschaft sich konzentrieren, es muß, wie *Marx* sagt, „ein bestimmter Stand der Stand des allgemeinen Anstoßes, die Inkorporation der allgemeinen Schranken sein, dazu muß eine besondere soziale Sphäre für das notorische Verbrechen der ganzen Sozietät gelten“. Nur dann würde die Befreiung von dieser Klasse als die allgemeine Befreiung erscheinen.

Gerade aber diese theoretisch geforderten Voraussetzungen waren bisher in Deutschland nie gegeben. Hier fehlte jeder besonderen Klasse die Konsequenz und Radikalität, die sie zum Repräsentanten aller hätte machen können mit der Parole: „Ich bin nichts, und ich müßte alles sein.“ In Deutschland war das politische Klima nie in der geforderten Weise dramatisch, wie z. B. in Frankreich, sondern immer nur episch. Die verschiedenen Klassen haben sich in gemäßigtem Egoismus nebeneinander und untereinander gelagert, und das auch noch so langsam, daß jede Klasse, ehe sie zur Auseinandersetzung mit der Klasse über ihr fähig gewesen wäre, schon in Konflikt mit der ihr nachfolgenden verwickelt war. In Deutschland ist darum keine stufenweise Emanzipation möglich, die besagte, daß eine gesellschaftliche Klasse nach der anderen im Sinne einer Kettenreaktion sich politisch befreite. Außerdem würde die nur politische Emanzipation nicht die geforderte Befreiung der Menschen bringen, wenn nicht außer den staatlichen auch noch die gesellschaftlichen Verhältnisse verändert würden. *Marx* deutet in diesem Aufsatz schon an, was ihm später zur Gewißheit wird, daß das Privateigentum der besitzenden Bürger zum Zusammenbruch der bisherigen Gesellschaftsordnung führen wird, wie es 1845 in der „Hei-

ligen Familie“ formuliert wird: „Das Privateigentum treibt allerdings sich selbst in seiner national-ökonomischen Bewegung zu seiner eigenen Auflösung fort, aber nur durch eine von ihm völlig unabhängige, bewußtlose, wider seinen Willen stattfindende, durch die Natur der Sache bedingte Entwicklung, nur indem es das Proletariat als Proletariat erzeugt, das seines geistigen und physischen Elends bewußte Elend, die ihrer Entmenschung bewußte und darum sich selbst aufhebende Entmenschung.“

In einer derartigen Bildung einer Klasse mit radikalen Ketten, einer Klasse der bürgerlichen Gesellschaft, die keine Klasse der bürgerlichen Gesellschaft mehr ist, dem Proletariat, das durch künstlich erzeugte Armut und aus dem Mittelstand entsteht, sieht *Marx* die Bedingung der Möglichkeit für eine Veränderung der Gesellschaft. Diese existentiell leidende Klasse findet in Philosophen ihr Sprachrohr und diese in ihr die Massenbasis, die für den Übergang von der Waffe der Kritik zur Kritik der Waffen erforderlich ist. Nur so kann die qualitative Veränderung möglich werden, die jede Art von Knechtschaft bricht und alle falschen Autoritäten entmachtet. „Der Kopf der Emanzipation ist die Philosophie, ihr Herz das Proletariat.“

Wenn diese Bedingungen erfüllt sind, wird durch „das Schmettern des gallischen Hahns“ Deutschlands Auferstehungstag verkündet. Das Schmettern des gallischen Hahns mag dabei eintreten für die Kontinuität dieser ersehnten deutschen mit der vergangenen Französischen Revolution. Diese deutsche Revolution wäre ja die konsequente Weiterführung der gesellschaftlichen und staatlichen Umwälzung über das in der Französischen Revolution erreichte Stadium der bürgerlichen Emanzipation hinaus, als „Umwerfung aller Verhältnisse, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist“!

Die durch die Religionskritik eingeleitete Epoche führt in der Konsequenz ihrer eigenen Entwicklung zur Kritik der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse. *Marx* überbietet darum den nur auf die Erhaltung des privaten guten Zusammenlebens ausgerichteten kategorischen Imperativ *Kants* durch einen von ihm selbst so genannten „kategorischen Imperativ“ zur rücksichtslosen Veränderung gesellschaftlichen schlechten Zusammenlebens: „Die Waffe der Kritik kann allerdings die Kritik der Waffen nicht ersetzen, die materielle Gewalt muß gestürzt werden durch materielle Gewalt, allein auch die Theorie wird zur materiellen Gewalt, sobald sie die Massen ergreift. Die Theorie ist fähig, die Massen zu ergreifen, sobald sie *ad hominem* demonstriert, und sie demonstriert *ad hominem* sobald sie radikal wird. Radikal sein ist, die Sache an der Wurzel fassen. Die Wurzel für den Menschen ist aber der Mensch selbst. Der evidente Beweis für den Radikalismus der deutschen Theorie, also für ihre praktische Energie, ist ihr Ausgang von der entschiedenen positiven Aufhebung der Religion. Die Kritik der Religion endet mit der Lehre, daß der

Mensch das höchste Wesen für den Menschen sei, also mit dem kategorischen Imperativ, alle Verhältnisse umzuwerfen, in denen der Mensch ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen ist ..."

Diese neue zu erreichende Situation wird gegenüber der alten als Fortschritt und etwas qualitativ Neues betrachtet, obwohl Elemente des bisherigen darin eingegangen und darin aufgehoben sind. Die Errungenschaften der bürgerlichen Revolutionen, vor allem der Französischen, sollen ja nicht wieder beseitigt werden, sondern durch neue sozialistische Prinzipien überhöht werden. Der neue Zustand soll vor allem anderen Ende der Entfremdung bedeuten, Emanzipation, Freiheit:

Zu-sich-kommen der Menschen; Versöhnung von Natur und Geschichte, Blochs Leitthema.

Er wird aber auch nicht andere Arbeitsverhältnisse durch Zerschlagen der bisherigen Produktionsmittel bringen, sondern durch deren Steigerung. Immer bessere Maschinen und Organisationsformen der Arbeit sollen den Menschen zunehmend von mühevoller Arbeit befreien. Es gibt bei Marx bereits die Vorstellung, daß schließlich durch Automation der Mensch im Arbeitsprozeß ganz entbehrlich werde. Das Reich der materiellen Produktion der materiellen Bedürfnisse wird auch nach Marx immer ein Reich der Notwendigkeit und Sachzwänge bleiben, aber der Mensch kann durch Automation sich selbst immer mehr darausziehen und jenseits dieser Sphäre in einer Atmosphäre des Nicht-mehr-arbeiten-müssens sich und seine produktiven Kräfte frei entfalten. Dieses Reich der Freiheit eröffnet sich also jenseits des Reiches der Notwendigkeit. Diesen nicht mehr arbeitenden Menschen, haben Schiller, Marcuse und andere als den spielenden Menschen benannt. Wir sind von diesem Reich der Freiheit noch so weit entfernt, daß wir uns noch gar keine sinnvolle Vorstellung machen können. Unsere Beschreibungen würden nur eine schlechte Verlängerung der Gegenwart über die Gegenwart hinaus sein, wie in den meisten sciencefiction-Geschichten. Es besteht darum gegenüber der Zukunft ein fast alttestamentarisches Bilderverbot, Bloch einmal ausdrücklich ausgenommen. Nicht von dem Ziel in der Zukunft her werden darum die Veränderungen in der Gegenwart bestimmt, sondern von der Kritik an der Gegenwart her, unter Berücksichtigung der Freiheitsrufe der Unterdrückten vergangener, unerlöster Zeiten, auf der Leitlinie der „wirklichen Aneignung des menschlichen Wesens durch und für den Menschen“.

Die von Marx, Lenin und anderen Sozialisten erhoffte Umwälzung hat in der Sowjetunion und anderen sich heute sozialistisch nennenden Staaten stattgefunden, ohne daß sich der von Marx postulierte Humanismus verwirklicht hätte. Wo liegen die Fehler, so wird immer wieder neu – besonders auch von Bloch – in der sogenannten Revisions-Diskussion gefragt. War etwa Engels schon der erste Bösewicht, weil er die Gedanken von Marx und seine eigenen zu einem in sich geschlos-

senen Weltbild leicht oberlehrerhaft zusammenfaßte und damit Stalin die Möglichkeit gegeben wurde, daraus eine dogmatisch verfestigte Staatsideologie zu machen? Oder liegt das Grundübel darin, daß die erste sozialistische Revolution in einem der unterentwickeltesten europäischen Länder zuerst stattgefunden hat, wo wesentliche Errungenschaften der bürgerlichen Revolution und der Tradition der Aufklärung nicht ins allgemeine Bewußtsein übergegangen waren. Bloch z. B. neigt zu dieser Annahme und meint, nur so sei erklärbar, daß ein Stalin so mächtig werden konnte. Heute ist das Nachdenken über neue, sozial-gerechte Gesellschaftsformen und einen demokratischen Sozialismus neu entfacht, sowohl in den Ostblock-Staaten als auch in engagierten Gruppen der westlichen Demokratien. Es gilt dabei, eine neue Einschätzung der Weltlage zu gewinnen. Auszugehen ist dabei von der Einsicht, daß die sozialistische Revolution nicht, wie Marx und Lenin gefordert hatten, im Weltmaßstab stattgefunden hat, sondern daß die sozialistischen Staaten als Block militärisch hoch gerüstet den kapitalistischen Staaten als Gegner gegenüberstehen, besonders aber auch als Konkurrenten auf dem Weltmarkt. Diese Situation hat lange den Ost-West-Konflikt ausgemacht. Inzwischen aber ist eine neue Polarisierung mit den Ländern der 3. Welt und China eingetreten. Der Nord-Süd-Konflikt zwischen reichen Industrienationen im Norden und Hungerkatastrophen entgegensehenden armen Ländern der 3. Welt bestimmt zunehmend die Weltpolitik. Dabei werden notwendig sozialistische Staaten und westliche Demokraten enger aneinandergedrückt. Daß es zu dieser Weltkonstellation gekommen ist, liegt daran, daß sich viele kapitalistische Staaten als lebensfähiger erweisen konnten als Marx theoretisch für möglich hielt.

Seine Theorie der mit der Macht eines Naturgesetzes verlaufenden Entwicklung zum Besseren, zur Sozialisierung hat in dieser Weise nicht, wie es unabweislich schien, stattgefunden. Die Antagonismen vieler bürgerlich-kapitalistischer Staaten sind anders ventiliert worden. Der Klassengegensatz wurde ohne Lösung verklebt und verschleiert und die Aggressionen wurden im Dienste der Herrschenden umgelenkt und ideologisch legitimiert.

3.

Die gegenwärtigen großen Industriestaaten lassen sich ökonomisch unter Orientierung an Freud, Baran, Zweesky, Mandel, u. a. aber auch liberalen Theoretikern wie Galbraith, als Gesellschaften im Überfluß beschreiben. Von Galbraith stammt dieser Begriff, für den Sachverhalt, den auch schon Hegel ahnungsweise aufgedeckt hat (wie in einem späteren Abschnitt dargelegt wird). Durch den Verlust von Außenmärkten, durch die Marktkonkurrenz sozialistischer Länder und durch die Industrialisierung von Ländern der 3. Welt (nach Baran bereits $\frac{1}{3}$ des Weltmarktes) ist die Industrie zur Erzeugung ständig neuer Produkte gezwungen, für die durch gezielte Werbung Bedürfnisse erst geweckt werden müssen,

um so für ständigen gewinnbringenden Absatz zu sorgen. Man läßt die Produktivkräfte sich nicht mehr unschuldig entfalten wie früher, sondern bezieht den möglichen Fortschritt in die Planung ein, auch im Bereich der Wissenschaft und technischen Auswertung neuer Erkenntnisse. Von daher ist das Interesse an diesen Bereichen motiviert, darum die großzügige Unterstützung der für eigenen Zwecke nützlichen Forschung und die Forderung nach straffen, pragmatisch orientierten Studiengängen für die schnelle Ausbildung in ihrem Sinne tüchtiger Mitarbeiter. Daher auch die Akzentuierung in den Vorstellungen des Wissenschaftsrates, in dem einflußreiche Persönlichkeiten aus Wirtschaft und Industrie sitzen, und daher die Zurückdrosselung der unnützlichen sogenannten geisteswissenschaftlichen Fächer vor allem Psychologie, Soziologie, Philosophie und Politik, da aus diesen Bereichen die Bummelanten und kritischen Köpfe stammen.

Mindestens folgende vier Momente der Struktur dieser Überflußgesellschaften, die von Neo-Marxisten bei Betonung der Produktionsverhältnisse als neo- bzw. spät-kapitalistische Systeme bezeichnet werden, gehören dabei ineinandergekettet im Sinne eines Syndroms untrennbar zusammen:

1. Die hochentwickelte, technische und industrielle Kapazität, planmäßiger Verschleiß von Verbrauchsgütern, Weckung von Bedürfnissen zur spielerischen Vergeudung.
2. Der steigende Lebensstandard, an dem auch bisher unterprivilegierte Schichten teilhaben. Dazu gehört auch die Steigerung der Sozialleistungen, d. h. aller jener Ausgaben, die direkt oder indirekt mit der Sozialversicherung zusammenhängen. Auch der Staat, nicht nur die Arbeitenden, hat Interesse am Wachstum des Sozialversicherungswesens. Diese Versicherungskassen, die zur Finanzierung der sozialen Sicherheit große Summen sammeln, verfügen oft über reiche liquide Mittel. Sie können dieses Kapitel in Staatsanleihen anlegen. – Durch die Ausgabe von Volksaktien und ähnliche Maßnahmen legt man den Arbeitern nahe, selbst Kapitalisten zu werden (vgl. Werbung in marxistischen Rowohl-Bänden).
3. Konzentration von wirtschaftlicher Macht: Monopole, Konzerne, Kartelle und politischer Herrschaft: große Koalition, Ruf nach dem starken Mann mit starken regulierenden organisatorischen Interventionen der Regierungen in die Wirtschaft zur Überwindung von Krisen, Stabilisierung durch staatliche erteilte vor allem militärische und paramilitärische Aufträge an Wissenschaft und Industrie, wozu auch die Weltraumfahrt gehört, die ja vorwiegend von militärischen Stellen ausgeht. Raketen, die sich sicher auf andere Planeten richten lassen, treffen auch noch sicherer nähere feindliche Ziele. Außerdem halten Futurologen ab 1990 schon eine bemannte manövrierfähige Bomberflotte im Erdanziehungsbereich für denkbar sowie einen militärischen Stützpunkt auf dem Mond. Da uns vielleicht aus diesen Gründen die ganze Raumfahrt und -forschung wenig interessiert und kaum

begeistert, wird gern betont, genau wie sonst bei der Militärproduktion, welche Erkenntnisse zum Wohle der Menschen dabei abfallen, etwa der Bratpfannenbelag und anderes. Es gibt sogar Kulturtheoretiker, die behaupten, Leistungen zum Wohle der Menschen wären nicht möglich, wenn sie direkt Ziel von Wissenschaft und Industrie wären, sie könnten immer nur indirekt bei anderen Zielen nebenher gewonnen werden. *Rüdiger Proske* schreibt dazu in einem Artikel in der „Zeit“ vom 3. 1. 1969 unter dem Titel „Mondflug warum? Ein neuer Antrieb für den Fortschritt“: „Der Kampf gegen den Mangel, gegen Hunger und Armut scheint für die wissenschaftliche und technologische Entwicklung einer Gesellschaft kein Anreiz zu sein. Wo viele satt und versorgt sind, fehlt das Klima für den Aufbruch der Pioniere. Erst die Not macht erfinderisch. So war bislang der Fortschritt immer an den Krieg gebunden.“

Bisher war der Krieg also der Vater aller Dinge. Das könnte sich jetzt ändern – und *Proske* sieht darin eine günstige Entwicklung: „Dafür hat der Aufbruch in den Weltraum etwas bewirkt, was in der Geschichte der Menschheit tiefe Spuren hinterlassen könnte: Er hat begonnen, den Krieg als Vater aller Dinge zu ersetzen. Der wissenschaftliche und technologische Fortschritt der Menschheit hängt mit unserer Bereitschaft zusammen, umfangreiche Mittel in Bemühungen zu investieren, von denen wirtschaftlich ein Nutzen nicht verlangt wird.“

Und sich selbst für diesen Gedanken begeisternd und diese Begeisterung mit dem weiteren Hinweis legitimierend, daß die Menschheit normalerweise nicht das Vernünftige tue, führt er aus: „Noch niemals, außer in Kriegen, hat der Mensch ein so großes, auf ein bestimmtes Ziel gerichtetes Unternehmen begonnen. Und wir haben mehr als in Kriegen dabei gelernt: Wie man ohne Zwang Hunderttausende von Menschen und Zehntausende von Firmen und Organisationen in einer Netzplanung reibungslos und wirksam zusammen arbeiten lassen kann; wie man Systeme und Abläufe so einrichtet, daß sie mit größter Wahrscheinlichkeit unfallfrei bleiben; und wie man ein Ergebnis ansteuert, bevor man noch die Voraussetzungen besitzt, es zu erreichen. Mit dem Flug zum Mond mußten zugleich die Erfindungen geplant werden, die für ihn nötig waren. All das war neu. Es gibt nicht wenige nachdenkliche Beobachter, die meinen, daß eben dieses *Know-how* uns morgen helfen könnte, die drohenden Hungersnöte und die wachsende Armut der Entwicklungsländer zu bekämpfen.“ Also allgemeine Fortschrittsparole: Hinten um den Mond herum direkt gegen das Elend der Welt.

Weiterhin gehört zur neuen Wirtschaftspolitik die Steuerung der Entwicklung des Gesamtsystems in einer mittelfristigen Planung. Dadurch sollen Krisen ganz vermeidbar werden. Gezielte Maßnahmen in diesem Gesamtrahmen garantieren die soziale Symmetrie. Bundeswirtschaftsminister *Schiller* ist in Theorie und Praxis der typische Vertreter für eine derartig orientierte Wirtschaftspolitik. Nach den Konjunkturmaßnahmen des

letzten Jahres besonders zugunsten der Unternehmer hat er dieses Jahr für die Lohnabhängigen eine etwa 7prozentige Lohnerhöhung vorgesehen.

Die Lohnerhöhung entstammt also keiner Kampfforderung der Lohnabhängigen, noch ist sie Ausfluß sozialer Gerechtigkeit, sondern eine berechnete und berechnende Maßnahme zur Stabilisierung des Wirtschaftssystems.

4. Die wissenschaftliche und pseudowissenschaftliche Erforschung, Kontrolle und Manipulation des Verhaltens von Individuen und Gruppen, Steuerung des Unbewußten in Wirtschaft und Politik.

Auch mögliche Opposition ist in das System schon mit eingeplant und nutzbar gemacht. Sie wird außerdem geduldet, um zu zeigen, wie liberal das Ganze ist. Hier zeigt sich einer der Hauptgründe, dieses System eindimensional zu nennen, der andere liegt in der Vorherrschaft der Zweckrationalität, in der Vorrangigkeit des rechnenden Verstandes vor der reflektierenden Vernunft. Herbert Marcuse, diesem Ansatz verpflichtet, beschreibt folgende Konsequenzen:

Die Spannungen, denen der einzelne in einer solchen Gesellschaft ausgesetzt ist, beruhen nicht auf individuellen Störungen, sondern auf dem normalen Funktionieren der Gesellschaft, d. h., nicht der einzelne ist krank, sondern die Gesellschaft. Menschen in diese Gesellschaft besser einzupassen, hieße sie verstümmeln. Die dabei aufgebotene Triebunterdrückung dient nicht der Entfaltung schöpferischer Kräfte, sondern dem sanktionierten Interesse am Fortbestand der etablierten Gesellschaft.

Die unterdrückten libidinösen Kräfte werden systematisch umgelenkt in die Bereiche des Konsum – erotisierte Werbung (Mischung von Busen und Apfelsinen) –, um die ununterbrochene Produktion und Konsumierung der Waren zu sichern, denn davon hängt die Existenz der Gesellschaft ab.

Die Bedürfnisse werden dabei standardisiert.

In den modernen Industriegesellschaften gibt es eine Tendenz, den technischen Fortschritt nicht zur Verringerung des Kampfes ums Dasein und zur Abschaffung der entfremdeten Arbeit auszunutzen. Die Besitzer der Produktionsinstrumente haben Interesse daran, den Status quo zu erhalten.

Die bei den Betroffenen durch die Repression erzeugte Frustration schlägt in Aggression um, die aber genau wie die libidinösen Kräfte der Produktion und Vernichtung von Waren dienen. Der Konsument ist Verbraucher.

Nach Freuds Ansatz binden sich im Normalfall bestimmte Quanten von Libido und Aggression, doch es gibt auch das Überwiegen des einen Triebes, je nachdem welcher es ist, obsiegt im Individuum eine Tendenz zum Leben oder zum Tod. In den modernen Industriegesellschaften sind nach Marcuse Tendenzen zu erkennen, daß der Aggressionstrieb übermächtig wird. Sinnloser Überfluß und erhöhte Aggressionsbereitschaft korrespondieren miteinander. So wird die Wohlstandsgesellschaft zur kriegslüsternen Gesellschaft, wie ja auch Kant schon vermutet hatte.

Indizien für dieses Aggressionspotential sind: Die Zunahme der Verbrechen, besonders der gewalttätigen, die Rocker-Banden, aber auch die aktionistische Opposition, die die Aggression gegen ihre Ursachen in der Gesellschaft wenden will, aber auch die nicht so bekannte, aber sicher große Zahl von Neurotikern, die die Aggression gegen sich selbst wenden und dabei physisch krank werden und in ständiger unbestimmter Angst leben.

Gelingt es nun, dieses Aggressionspotential umzulenken, ihm neue Objekte zu schaffen, Feinde zu nennen, etwa in den kriegslüsternen sozialistischen Staaten (verschärft nach dem Einmarsch der Ostblockstaaten in die CSSR am 21. 8. 1968), werden zum Schutz vor solchen Feinden erhöhte Verteidigungsanstrengungen legitimierbar, konkret also die Erhöhung des Militäretats, was dann auch wieder der Industrie zugute kommt. Hier schließt sich ein wahrlich böser Kreis, ein Teufelskreis.

Paul A. Baran, dem wir solche Einsichten verdanken, schreibt dazu in seinem Buch „Politische Ökonomie des wirtschaftlichen Wachstums“ (Neuwied und Berlin 1966): „Und doch ist gerade dies die Dialektik des historischen Prozesses, daß im System des Monopolkapitalismus die abscheulichsten und destruktiven Züge der kapitalistischen Ordnung zum eigentlichen Fundament ihres Weiterbestehens werden – ebenso wie die Sklaverei die *conditio sine qua non* ihrer Entstehung war.“ (S. 14 f.)

Die bürgerlich-kapitalistischen Staaten haben sich in ihrer inneren Entwicklung und Entfaltung zur Kennntlichkeit aus Ansätzen strukturiert, die Hegel bereits in seinen „Grundlinien der Philosophie des Rechts“ von 1821 besonders in den Paragraphen 243 ff. herausgestellt hatte.

Hegel hatte in diesen Paragraphen die Antagonismen der bürgerlichen Gesellschaft schon ähnlich wie später Marx beschrieben. Auch er hatte darauf hingewiesen, daß die bürgerliche Gesellschaft gerade, wenn ihre industrielle Produktion funktioniert, sich so polarisieren würde, daß die einen immer reicher würden und die anderen immer ärmer. Diese Gesellschaft sei trotz allen produzierten Überflusses nicht reich genug, den Armen ein menschliches Leben zu garantieren. Er schreibt im § 245: „Es kommt hierin zum Vorschein, daß bei dem Übermaße des Reichtums die bürgerliche Gesellschaft nicht reich genug ist, d. h. an dem ihr eigentümlichen Vermögen nicht genug besitzt, dem Übermaße der Armut und der Erzeugung des Pöbels zu steuern.“

Hegel ist nun aber nicht wie später Marx der Ansicht, daß dieser Polarisation eine Revolution folgen müsse, in der diese Dialektik der bürgerlichen Gesellschaft aufgehoben wird, sondern glaubt, daß die bürgerliche Gesellschaft, die jeweils einzelne, „über sich hinausgetrieben“ wird, um außer ihr in anderen Völkern, die ihr an den Mitteln, woran sie Überfluß hat, oder überhaupt an Kunstfleiß usw. nachstehen, Konsumenten und damit die nötigen Subsistenzmittel zu suchen. Hegel schlägt also ein geographisches Ausgreifen als Lösung der Dialektik vor, indem er die Suche nach Außenmärkten und Grün-

dung von Kolonien empfiehlt. *Hegel* weicht hier dem Gesetz, daß sich dialektische Widersprüche aneinander abarbeiten und aufheben müssen, aus. Wäre er im Sinne der Gesetze der Dialektik logisch konsequent gewesen, hätte er schon die Position von *Marx* beziehen müssen oder anders gewendet, *Marx* hat nur die logischen Konsequenzen aus bei *Hegel* bereits angelegten Positionen gezogen. Für *Hegel* gehört wesentlich zur Entfaltung des Kapitalismus die Eroberung der Meere (§ 247). Der feste Boden – so sagt er unter Anspielung auf *Themistokles* – wird vertauscht „mit dem Elemente der Flüssigkeit, der Gefahr und des Untergangs“.

Die in der bürgerlichen Gesellschaft aus der frustrierenden Situation der Entfremdung erzeugte Aggression soll also im Kampf mit dem Element der Flüssigkeit aufgebraucht werden und in der kriegesischen Eroberung von Neuland in Kolonien. Sie soll durch staatliche Organisation aus der privat „sporadischen“ in „systematische“ überführt werden.

Hegel hält es nicht für gut, daß man in den eroberten Kolonien andere Rechte einführt als in den Mutterländern, dadurch entstünden Kriege und endlich „Emanzipationen“. Nach ihm ist die Befreiung der Kolonien von Vorteil für die Mutterländer. *Hegel* nimmt damit ahnungsweise Entwicklungen vorweg, die das 19. und 20. Jahrhundert bestimmen.

Die Eroberung und Aufteilung der Erde unter die mächtigsten Industriestaaten bestimmte das 19. Jahrhundert unter gleichzeitiger Geld- und Produktionskonzentration in Monopolen in diesen Staaten unter besonderer Initiative des Finanzkapitals (Hilferding) und Ausnutzung der naturwissenschaftlichen Ergebnisse in technischen Produktionsprozessen einseitig unter dem Gesichtspunkt der Profitmaximierung statt unter dem Aspekt menschlicher Befreiung und Befriedigung. Vor allem die Zeit von etwa 1876 bis 1914 ist durch diese Entwicklung bestimmt, die man als imperialistische bezeichnet.

Im 20. Jahrhundert folgt auf die Aufteilung der Erde die Neuverteilung von Gebieten in Kriegen, bis etwa zum Ende des 2. Weltkrieges.

Dann folgt die Phase der Unabhängigkeitsbewegungen, die oft aber wenig an den Abhängigkeiten ändert bzw. diese noch verschärft, bis die Unterdrückten sich womöglich politisch organisieren und nach gewaltsamer Befreiung drängen. Nach *Fanon* bringt für 95 % der Bevölkerung der unterentwickelten Länder die Unabhängigkeit keine unmittelbare Veränderung (S. 57). Darin kommt die Aggression zum Austrag, die sich in der langen Phase der Unterdrückung angestaut hat, in der die Bewohner der Kolonien wie Wilde bzw. Sachen durch Polizei und Militär gewaltsam unterdrückt wurden, mit dem Argument, Gewalt sei die einzige Sprache, welche die Wilden verstehen könnten. Ausgenommen davon ist nur eine kleine Eingeborenen-Elite, die in der Botmäßigkeit der Kolonialherren selbst reich wird.

Dabei sind verschiedene Phasen der Auseinandersetzung zwischen Unterdrückten und Unterdrückern zu unter-

scheiden, die besonders *Sartre* und *Fanon* in dem Buch „Die verdammten dieser Erde“ herausgearbeitet haben.

1. Phase. „Diese in seinen Muskeln sitzende Aggressivität wird der Kolonisierte zunächst gegen seinesgleichen richten.“ Die Kriminalität nimmt zu, Stammesfehden werden ausgetragen usw. Das ist die Phase der Bruderkämpfe. Ein überschüssiger Teil der Aggressivität wird in Tänzen ausgelebt und abgeleitet.

2. Phase. Diese Aggressivität bekommt durch politische Parteien eine neue Richtung. Es wird nun um die Erreichung individueller Freiheiten innerhalb bestehender Systeme gekämpft. Die Bauern wurden von dieser Parteiarbeit nicht erfaßt. Die Bauern als die durch die einseitigen Rohstoff- und Arbeitskraftinteressen der Kolonialherren besonders schlecht weggekommenen erkennen als erste, daß mit Reformen und Erweiterung individueller Rechte nichts gewonnen ist, daß der Kolonialismus die Gewalt im Naturzustand ist und sich nur einer größeren Gewalt beugt (S. 47).

3. Phase. Eine nächste Phase kann bestimmt sein durch Einzelaktionen von Partisanengruppen, mit deren Tätigkeit sich hinterher möglicherweise größere Gruppen solidarisieren. Dadurch erweitert sich die Massenbasis. Aus atmosphärischer Gewalt wird aktive Gewalt.

4. Phase. Dadurch werden die Voraussetzungen für eine Bewaffnung und offenen Kampf geschaffen, der sich gegen die herrschenden Kreise des eigenen Landes richtet und gegen ihre Hintermannschaft anderer Staaten. „Dieser bewaffnete Kampf beweist, daß das Volk entschlossen ist, sich nur auf gewaltsame Mittel zu verlassen.“

Das Argument, das der Kolonisierte wählt, hat ihm der Kolonialherr geliefert und durch eine ironische Umkehrung ist es jetzt der Kolonisierte, der behauptet, daß der Kolonialist nur die Sprache der Gewalt verstehe. (S. 64)

Fanon ist der Ansicht, daß die Entfaltung der Gewalt innerhalb des kolonisierten Volkes der Gewalt, die das bekämpfte Kolonialregime ausübt, proportional sein wird (S. 68).

Sartre schließt es nicht aus, daß durch Emanzipationsbewegungen die 3. Welt zum Subjekt der Weltgeschichte wird und vor allem Europa zum Objekt. An die Stelle des Ost-West-Konfliktes tritt der Nord-Süd-Konflikt.

Im Kampf gegen den europäischen und amerikanischen Imperialismus, der immer den Humanismus verkündete und dabei gleichzeitig ohne Scham ganze Völker mordete und unterdrückte, wird die 3. Welt auch nicht die europäischen Arbeiter von ihrem Haß ausschließen, weil diese Arbeiter und besonders ihre Gewerkschaftsführer gewußt haben, daß die Erhöhung ihres Lebensstandards auf Kosten der Völker der 3. Welt erkaufte worden ist, daß sie sich trotzdem haben bestechen lassen, über Sozialmaßnahmen in die Lage versetzt zu werden, sich dem Status der Reichen anzunähern, statt die Befreiung des Menschen weiter zu verfolgen und gegen die unnötige Herrschaft von Menschen über Menschen zu kämpfen, im eigenen Land und für die Länder der 3. Welt.

Mit *Hegel* beginnend wird die Logik der Dialektik der bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft verbogen in eine Logik des Gleichgewichts und des Stillstandes oder der sozialen Symmetrie, wie *Schiller* heute sagen würde, durch Ausscheren in die 3. Welt. Der Wohlstand unserer sogenannten Gesellschaften im Überfluß (*Galbraith*) ist also auf Kosten anderer Menschen und Völker erreicht worden.

Fanon schreibt: „Dieser europäische Überfluß ist buchstäblich skandalös, denn er ist auf dem Rücken der Sklaven errichtet worden, er hat sich vom Blut der Sklaven ernährt, er stammt in direkter Linie vom Boden und aus der Erde dieser unterentwickelten Welt.“ (S. 75) Aber wahrscheinlich hat der Kapitalismus damit seine unaufhaltsame Transformation nur hinausgezögert, der Ansicht sind jedenfalls sozialistische Theoretiker, und es kommt jetzt von außen der Austrag der durch ihn in die Welt gebrachten Konflikte und Widersprüche. Die Menschen der Länder der 3. Welt werden nicht bereit sein, sich mit den Almosen abspesen zu lassen, die wir, auch noch aus purem Egoismus, ihnen in sogenannten Entwicklungshilfeprogrammen zukommen lassen, die doch wieder an kapitalistische und politische Bedingungen gekoppelt sind, sondern sie werden gewaltsam das zurückfordern, was ihnen Europäer und Amerikaner in Jahrhunderten gestohlen haben.

Die kritische ‚nicht unmarxistische‘ Opposition in den Städten Europas und Amerikas hat sich mit den Befreiungskämpfen und ihren Helden identifiziert bzw. solidarisiert; ob sie auf Gegenseitigkeit stoßen wird, bleibt offen, bis es den klassenmäßig nicht festgelegten Gruppen gelingt, ein internationales Bündnis mit dem theoretisch immer noch gemeinten Subjekt, den Arbeitern in den Industrienationen, zu erzielen. Vielleicht wird unter den Arbeitern wieder kritisches Selbstverständnis ihrer Lage erwachen, wenn durch zunehmende Automation ohne gesamtgesellschaftliche Planung sie die Last der sozialen Veränderungen durch privates Elend bezahlen sollen. Zukunftsforscher rechnen damit, daß schon in den siebziger Jahren 25 % der jetzt Arbeitenden arbeitslos sein werden und ohne Hoffnung auf neue Stellen. Ähnliches kann die Bauern treffen. (Vgl. Mansholtplan) *Fanon* ruft seinen „Brüdern“ zu: „Verlassen wir dieses Europa, das nicht aufhört, vom Menschen zu reden, und ihn dabei niedermetzelt, wo es ihn trifft, an allen Ecken seiner eigenen Straßen, an allen Ecken der Welt.“

Wir in Europa können es nicht verlassen, sondern nur verändern. Mit der Scham, daß wir im Namen eines „geistigen Abenteuers“ fast die gesamte Menschheit erstickt haben (S. 239), ist eine Chance für die Revolutionierung der Denkungsart gegeben. Nach *Marx* ist die Scham eine Art von Zorn, „der in sich gekehrte. Und wenn eine ganze Nation sich wirklich schämte, so wäre sie der Löwe, der sich zum Sprunge in sich zurückzieht.“

Literaturverzeichnis

Adorno, Theodor W., Negative Dialektik, Frankfurt a. M. 1966; ders. (Hg.), Spätkapitalismus oder Industriegesellschaft?, Verhandlungen des 16. Deutschen Soziologentages, Stuttgart 1969. – *Althusser*, Louis, Für *Marx*, Frankfurt a. M. 1968. – *Babrdt*, Hans Paul, *Dirks*, Walter, *Guggenheimer*, Walter Maria, *Jostock*, Paul, *Lutz*, Burkart, *Risse*, Heinz Theo, Gibt es noch ein Proletariat? (Hg. *Feuersenger*, Marianne), Frankfurt a. M. 1969 (62). – *Baran*, Paul, *Sweezy*, Paul M., Monopolkapital, Ein Essay über die amerikanische Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, Frankfurt a. M. 1967. – *Bloch*, Ernst, Das Prinzip Hoffnung, Frankfurt a. M. 1967; ders., Tübinger Einleitung in die Philosophie I und II, Frankfurt a. M. 1963; ders., Naturrecht und menschliche Würde, Frankfurt a. M. 1961; ders., Widerstand und Friede, Aufsätze zur Politik, Frankfurt a. M. 1967; ders., Über Karl Marx, Frankfurt a. M. 1968. – *Carmichael*, *Stokeley*, *Gerassi*, John, *Goodman*, Paul, *Marcuse*, Herbert, *Sweezy*, Paul M. u. a., Dialektik der Befreiung, (Hg. *Cooper*, David), Reinbek 1969. – *Denker*, Rolf, Aufklärung über Aggression, Kant, Darwin, Freud, Lorenz, Stuttgart 1968²; ders., Individualismus und mündige Gesellschaft, Stuttgart 1967; ders., Grenzen liberaler Aufklärung bei Kant und anderen, Stuttgart 1968. – *Fanon*, Frantz, Die Verdammten dieser Erde, Frankfurt a. M. 1966. – *Friedensforschung*, (Hg. *Krippendorff*, *Ekkehart*), Köln und Berlin 1968. – *Galbraith*, John Kenneth, Gesellschaft im Überfluß, Stuttgart 1959; ders., Die moderne Industriegesellschaft, München und Zürich 1968. – *Garaudy*, Roger, Marxismus im 20. Jahrhundert, Reinbek 1969; ders., Die Aktualität des Marxschen Denkens, Frankfurt a. M. 1969. – *Gollwitzer*, Helmut, Die reichen Christen und der arme Lazarus, München 1968. – *Habermas*, Jürgen, Technik und Wissenschaft als Ideologie, Frankfurt a. M. 1968. – *Hegel*, Georg Friedrich Wilhelm, Grundlinien der Philosophie des Rechts oder Naturrechts und Staatswissenschaft im Grundrisse, 1821. – *Heiß*, Robert, Die großen Dialektiker des 19. Jahrhunderts: *Hegel*, *Kierkegaard*, *Marx*, Köln und Berlin 1966². – *Horkheimer*, Max, Kritische Theorie I und II, Frankfurt a. M. 1968. – *Horkheimer*, Max und *Adorno*, Theodor W., Dialektik der Aufklärung, Frankfurt a. M. 1962². – *Imperialismus heute*, Der staatsmonopolistische Kapitalismus in Westdeutschland, Berlin 1968. – *Lenin*, W. I., Der Imperialismus als höchstes Stadium des Kapitalismus, Berlin 1966. – *Mandel*, Ernest, Marxistische Wirtschaftstheorie, Frankfurt a. M. 1968. – *Mao Tse-tung*, Ausgewählte Werke (1–4), Peking 1968 ff. – *Marcuse*, Herbert, Triebstruktur und Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1965; ders., Der eindimensionale Mensch, Neuwied und Köln 1967; ders., Das Ende der Utopie, Berlin 1967; ders., Ideen zu einer kritischen Theorie der Gesellschaft, Frankfurt a. M. 1969; ders., Versuch über die Befreiung, Frankfurt a. M. 1969. – *Marx*, Karl, *Engels*, Friedrich, Werke. – *Mitscherlich*, Alexander, Die Idee des Friedens und die menschliche Aggressivität, Frankfurt a. M. 1969. – *Plessner*, Helmuth, Die verspätete Nation, Stuttgart 1957. – *Popitz*, Heinrich, *Babrdt*, Hans Paul, *Jüres*, Ernst August, *Kesting*, Hanno, Das Gesellschaftsbild des Arbeiters, Tübingen 1967³. – *Sartre*, Jean Paul, Kolonialismus und Neokolonialismus, Reinbek 1968. – *Sweezy*, Paul M., Theorie der kapitalistischen Entwicklung, Eine analytische Studie über die Prinzipien der Marxschen Sozialökonomie, Köln 1959. – *Trotsky*, Leo, Die permanente Revolution, Frankfurt a. M. 1969. – *Welternährungskrise* oder Ist eine Hungerkatastrophe unausweichlich? Reinbek 1968. – *Wohlstand für alle?* in: Der Spiegel Nr. 31, 28. 7. 1969.

Wie Marxismus heute wieder interessant geworden

Von Ernst Bloch

Bis vor kurzem durfte man dem westlichen Bürger mit so etwas gar nicht kommen. Marx war bei Hitler ein jüdischer Gauner, also ein besonders gerissener und weltweit gefährlicher. Bei Adenauer wurde die krumme Nase gestrichen, doch blieb ein Bandit mit dem Messer zwischen den Zähnen. Die Sozialdemokraten definierten Marx als Ballast, nur dazu da, abgeworfen zu werden, schlecht in die gute Stube der Sozialpartner passend. Unter diesen Zeichen wurde Marx bis vor kurzem von der westlichen Bourgeoisie und ihrem Nachtrab erblickt; wobei es ihr noch sehr zupass kam, daß die stalinistische Entstellung Marxens, wie sie vom Osten herblickte, es selber immer weniger nötig zu machen schien, Marx durch westliche Zerrbilder zu entstellen. Kostenlos wurde von da her lange Zeit hausgemachte Antikommintern geliefert; so brauchte man schließlich nicht einmal mehr Schimpfworte für den Marxismus, jede nachdenkliche Beschäftigung mit ihm hörte außerhalb der kommunistischen Parteien des Westens auf. Die Jugend verlangte nicht danach, ihre reaktionären Erzieher freuten sich, hier kein Bedürfnis stillen zu müssen. Das Totschweigen der marxistischen Theorie, als einer die gesellschaftliche Welt wissenschaftlich interpretierenden oder gar verändernden, wurde akademisch komplett. Welch ein Rückschritt gelang so auch hier, durch Adenauers Fügung, unter McCarthy's Segen, selbst an der Folie ehemaliger bürgerlicher Wissenschaft gemessen, wo Marx immerhin ökonomischer Lehrgegenstand und keine juristische Strafsache war, long ago. Erinnerung ist, daß trotz ewiger Marxtöter, trotz dauernder Marxbiographien vom Standpunkt des Reserveoffiziers (wie Max Weber spottete), in allen besseren nationalökonomischen Kollegs Marx noch als einer der größten „National-ökonomen“ nach Adam Smith behandelt wurde; neben ihm stehend in der Arbeitswertlehre. Es verstieß damals nicht gegen die gute Sitte, wenn die Exzellenz Kuno Fischer in ihrer Hegel-Monographie rühmte, daß „Männer vom geistigen Rang eines Marx' und Engels“ auch darin ausgezeichnet waren, daß sie Hegel stets als ihren Lehrer hochhielten. Unterdessen freilich wurde Marx den Ungebildeten unter seinen Verächtern so veraltet, daß kein moderner Hund ein Stück Brot von ihm nimmt, daß ein moderner Positivist wie Karl Popper und andere Zeitgenossen,

deren Bescheidenheit es verbietet sie zu nennen, kurz und bündig den ganzen Marx nur noch als falschen Propheten „verifizieren“. Welch glücklicher Wandel aber, gerade an der wirklichen Spitze der positiven Gesellschaft, wenn selbst ein Börsianer von heutzutage den veralteten, gegenstandslos gewordenen Marx als bestes Frischei zu sich zu nehmen sinnt und es vereinnahmt. Das gelingt mindestens durch einen possenhaften, wenn auch nachdenklich machenden Diebstahl, der Beschimpfung und dem Totschweigen sich wie Ironie des Schicksals hinzugesellend. Hierzu der fact: ein amerikanischer Unternehmer verkündet, die einzigen, die von Marx etwas gelernt hätten, seien wir kluge Großkapitalisten. Er meinte damit, groteskerweise, die Antitrustgesetze, den Eingriff des Staats in die freie Unternehmung, kurz die dirigierte Wirtschaft. Würde doch diese, sagt er, „genau wie von Marx verlangt“, kraft ihres Plandenkens den bisherigen anarchischen Zustand der freien Marktwirtschaft aufheben und die Produktion an voraussehender Marktforschung orientieren. Dazu also ist, nach Meinung dieses amerikanischen Profiteurs, Marx aus dem Ei gekrochen, das Risiko vermindernd, den Krisenzyklus aufhebend, und darin hätte er seine Verwirklichung. Ansonsten kann außer dem schlaun Großkapitalisten auch mancher Karrieremacher wie ein ganz gerissener Tendenzforscher, Tendenzriecher sein. Das Auge des Gesetzes steht zwar immer im Gesicht der herrschenden Klasse, doch die Nase des jeweiligen politischen Kammerdieners mag opportunistisch gut riechen, wenn der Kurs nach links geht. Andersherum, nicht von rechts nach links, sondern von links nach rechts: Reformisten wie Ebert-Noske konnten sich 1918 gar an die Spitze der Bewegung drängen, um der Bewegung die Spitze abzubrechen. Heute haben wir dafür plumpe Matadoren einer sogenannten formierten Gesellschaft oder kluge der sogenannten konzertierten Aktion. Marxismus selber wird mit all dem an den Börsen freilich nicht gehandelt, er war bis vor kurzem fast das einzige Tabu großen Stils, das wir haben.

Nur bei der Jugend, wie bekannt, wird jetzt Rot ohne Scheu getragen. Und umgekehrt wie bei der SP von heute wird hier sogenannter marxistischer Ballast eingeladen, wobei dieser gar nicht als solcher erscheint, sondern sich als eigentlicher Auftrieb darstellt. Frei-

lich geht diese Bewegung noch größtenteils von den Arbeitern getrennt vor sich, unruhige Studenten haben sich mit einer immerhin in wilden Streiks stehenden Arbeiterschaft noch nicht zureichend verbinden können. Nur sporadisch war das bisher der Fall, so bei den Maiunruhen 1968 in Paris, doch die Lage ist keineswegs mehr statisch. Das ansteigende Unbehagen wird durch nichts als Reformismus, durch nichts als stufenweise Verbesserung der Gefängnisbetten, durch nichts als konsumförderndes Steigern der Löhne keinesfalls mehr beschwichtigt. Zweifellos, die Lehre von der fortschreitenden Verelendung der Massen scheint nicht mehr aktuell, das aber durch das rein kapitalistisch gegenwirkende Interesse der Unternehmer selber am Binnenmarkt, an der Kaufkraft von Arbeitern und Angestellten und auch an deren nützlicher Vernebelung durch die sogenannte Sozialpartnerschaft. So wird jetzt von dem aus der Arbeit herausgepreßten Mehrwert etwas mehr für die Arbeiter abgezweigt als dies zur bloßen Reproduktion ihrer Arbeitskraft am Feierabend nötig wäre. Ohne daß doch dadurch die Verelendung selber realiter aufgehoben wäre, sie ist ja schon von Haus aus nicht nur eine ökonomische und fällt mit abgeschafft nacktem Elend noch nicht. Marcuse hat derart, wenn zuweilen auch allzu psychologisch, zur ökonomischen Verelendung eine sogenannte mentale notiert. Eine, die heute sogar deutlicher eine fortschreitende sein kann, als in den Zeiten und in den Ländern eines befeuernden Klassenbewußtseins der Unterdrückten. Gegen die vom Markt erzeugte Fülle und Überfüllung der unfrei machenden Bedürfnisse ruft Marcuse auf zu einer Reduktion der nur dem kapitalistischen Markt nützlichen Bedürfnisse und zu einer qualitativen Steigerung der menschenbezogenen, individual freigesetzten und so freisetzenden. „Als begehrt Objekt kommt das *Schöne* dem Bereich der primären Triebe zu, Eros und Thanatos“; statt oder neben Eisschrank erscheint so mit dem Eros, ob auch nicht mit Thanatos, ein bedeutend Wärmeres an Bedürfnis und Erfüllung. Zum Befreienden bei Marcuse wäre allerdings wahrheitsgemäß hinzuzufügen, daß in den aufsässigen Bewegungen der neuen Jugend die Erbitterung gegen Unterdrückung, Bevormundung, erzwungene Passivität, verhinderte *facultas agendi* in Hörsaal, Schule, Werkstatt noch menschenbezogener als der Eros und sein Schönes treibt. Die *facultas agendi* erschien naturrechtlich mit Gegenpol zur *norma agendi*, der von oben her rein repressiv gesetzten, erschien als „Recht auf etwas“. So als Streikrecht, Koalitionsrecht, Recht auf Meinungsfreiheit, Mitbe-

stimmungsrecht im Betrieb, schließlich als Revolutionsrecht überhaupt gegen jedes überlieferte Herr-Knecht-Verhältnis und seine gewalthabende Obrigkeit mit oder ohne Gottes Gnaden. Das ist insgesamt Recht auf aufrechten Gang, und Orthopädie des aufrechten Gangs, Herstellung des Citoyen war und ist derart naturrechtliches Praxisziel in jeder Revolution, nicht nur der französischen. Selbstverständlich ist hier der ökonomische Auftrag als Befreiung der im ökonomischen Fahrplan nächst fälligen Klasse gesellschaftlicher Anstoß wie primärer Inhalt der Revolution. Was Citoyenbild und seine antike Polis angeht, so fanden die Revolutionäre der französischen Revolution, wie Marx im „Achtzehnten Brumaire“ sagt, „in den klassisch strengen Überlieferungen der Römischen Republik die Ideale und die Kunstformen, die Selbsttäuschungen, deren sie bedurften, um den bürgerlich beschränkten Inhalt ihrer Kämpfe sich selbst zu verbergen und ihre Leidenschaft auf der Höhe der großen geschichtlichen Tragödie zu erhalten“. Indes das „Ideal“ des Citoyen, wie es sich damals noch im falschen Bewußtsein oder besser vielleicht im wahren falschen Bewußtsein gefunden hat und kraft der gesellschaftlichen Fälligkeit des Bourgeois uneingelöst blieb, dies utopische Normbild arbeitet gerade als uneingelöstes weiter. Im Zeitalter des eben erst abgelaufenen Nazismus, des unabgelaufen drohenden Atomtods, aber auch der Guerillas in Vietnam, Lateinamerika, aber auch der Jugendrevolten quer von Berkeley bis Tokio. Hierin faßt sich das bloße Unbehagen an Demokratie ohne Sozialismus, jedoch auch an Sozialismus ohne Demokratie wenigstens als ein Nichtwollen dieses Zustands zusammen, auch wenn das subjektive Wollen vorerst noch nicht klar, und der objektive Tendenzinhalt noch nicht deutlich geworden ist. Bloßes Nichtwollen gibt freilich noch keinen Halt, ebensowenig vermittelt es schon die zu wollende Einheit des positiv Gemeinten, läßt deshalb die neu erwachte Bewegung streckenweise auch leicht pluralistisch zersplittern. Dies Pluralistische, die Solidarität nicht aufhebend, aber erschwerend, ist ein teurer Preis, um nicht wie im Osten monolithisch zu erstarren. „Aber dieses ganze Mahagonny“, sagt Brecht, „ist nur, weil es nichts gibt, woran man sich halten kann“; und umgekehrt: „Ach, mit eurem ganzen Mahagonny wird nie ein Mensch glücklich werden, weil zuviel Ruhe herrscht und zu viel Eintracht und weil's zu viel gibt, woran man sich halten kann.“ Immerhin, was das letztere angeht, so haben auch Enttäuschungen von der Sowjetunion her bedeutsamerweise nicht verhin-

dert, daß der Marxismus in der westlichen Jugend, in ihrer Aufbruchstimmung wieder interessant geworden ist, mehr als bloße Aufbruchs-„Stimmung“ zu werden verspricht, so wie er schon jetzt über das bloß Interessante betroffen hinausreicht. Wurden doch außer der Enttäuschung auch warnende, der Entwicklung des Sozialismus hilfreiche Lehren aus dem Stalinismus und seiner Fortdauer gezogen. Ja gerade auf Grund dieser Revision und vor allem eben aus dem Grund dessen, daß die hiesige dirigierte Kon-

sumgesellschaft noch nicht weiter sieht als bis zur Langeweile ihrer Leere, wurde der Marxismus wiedergeboren. Seine Philosophie kann sich nicht aufheben, ohne sich zu verwirklichen, und nicht sie ist veraltet, sondern das, was ihre Anwendung verzögert und gegen sie spricht. In diesem Sinn kann man über die neu entstandene Neigung, auch marxistisch etwas nachzudenken, beruhigt sein; einzig Antimarxismus ist die Torheit der Epoche.

Richard Wagners poetische Sendung

Zur Problematik des dichtenden Komponisten

Von Helmut Weidbase

Ernst Müller zählt zu jenen Wagnerianern, die nicht zu den Schwärmern und Überrumpelten gehören. Nicht faszinierte ihn, daß Wagners Kunstmischung narkotisierende Wirkungen hatte, sondern eber die Frage, womit da narkotisiert wird. Er fiel nie auf die Drogen der Modulation herein, denn er kannte ihre Rezepte. Saß man mit ihm in irgendeinem Musikdrama, so klärte er – nicht immer zur Wonne des umsitzenden Genußpublikums – flüsternd, aber eindringlich auf: wann, warum, wie vorbereitet etwa der erste Mollakkord im ‚Rheingold‘ erscheint. Gewiß war er im Banne des 19. Jahrhunderts, das am 1. 1. 1900, dem Geburtstag Ernst Müllers, seine Datums Grenze erreicht hatte. Aber darüber hinaus fragte er nach der Relevanz und Überwindungsmöglichkeit des 19. durch das 20. Jahrhundert. Diese Fragen stellte er immer wieder auch an Wagners Werke: Wo wird Kunst gefährlich, was sind ihre demagogischen Mittel, wie lange darf man „ästhetisch“ betrachten, warum konnte oder mußte Wagner mißdeutet und mißbraucht werden? Und er stellte die Fragen auf seine Weise, die bestimmt war von wissenschaftlichem Anspruch, von historischem Interesse und von feuilletonistischer Schreibkunst. So verdankt auch dieser Aufsatz viele Anregungen dem, der ihn als Gruß zum 70. Geburtstag empfangen soll.

I

Wagner konnte nicht verhindern, von Hitler geliebt zu werden. Aber die Liebe der Irren, Fanatischen, Gedankenschwachen und Affektverwirrten ist ein Verhängnis, das weithin über der Wagnerwirkung, -forschung und -betrachtung lag, vielerorts noch liegt. Wer beispielsweise meint, die zweifellos nationalistischen Passagen aus dem Lohengrin streichen zu müssen, beweist

nur, daß er gegen sie noch nicht gefeit ist und Kunst von Propaganda nicht zu unterscheiden vermag. Man wagte zum raffiniertesten, nach Thomas Mann so großen wie leidenden Genie des 19. Jahrhunderts keine angemessene Distanz zu wahren, meinte, entweder ganz Ja oder ganz Nein sagen zu müssen. Wer seiner Musik verfallen war – daß sie ein Narkotikum sei, hatte der Komponist selbst angestrebt und an der Wirkung seiner labyrinthisch bunten Modulationen bestätigt gefunden –, glaubte, auch dem Text eine ungeschmälerte Referenz erweisen zu müssen – selbst ohne ihn gelesen oder verstanden zu haben. Sowohl die ihn beföhdenen wie die ihn überschwenglich lobten, gingen auf den Leim eines höchst histrionischen Gesamtkunstwerks, ohne zuvor die Mittel durchleuchtet zu haben, die zu diesem bühnenwelterschütternden „Gesamt“ verschmolzen wurden. Wagners Kunst, stofflich am Mythos orientiert, philosophisch den Grabenbruch zwischen Feuerbachs Materialismus und Schopenhauers Pessimismus füllend, wurde selbst zur mythengleichen Instanz, der man sich näherte wie dem Kulissengral, den man in der gelungensten Illusion der Wagnerschen Magie für real hielt. Wagners ungeheurer Anspruch ließ keinen echten Abstand zu. Erst die blutige Geschichte unseres Jahrhunderts zwang zu einer kritischen vis-à-vis-Betrachtung. Man begann, die Schriften und Dichtungen zu lesen, bevor man räsionierte. Dabei fielen wunderliche Meinungsklischees endlich unter den Tisch, die sich seit Jahrzehnten auf ihm präsentieren konnten. Beispielsweise hatte der dichtende Komponist ein Lustspiel „in antiker Manier“ verfaßt, das er unter dem Titel ‚Eine Kapitulation‘ und dem Pseudonym ‚Aristop Hannes‘ publizieren, ja als Libretto anbieten wollte. Dieses in Paris spielende Opus aus dem Kriegsjahr 1871 ließ

Victor Hugo, Offenbach, Gambetta und andere historische Figuren als Protagonisten erscheinen und galt jahrelang als Verteidigung der deutschen gegen die welsche Kunst, den französischen Geschmack, als Satire schließlich auf französische Ton- und Sprachkünste. Aber es ist diese Farce keineswegs ein deutschümelndnationales Opus, sondern eine Travestie auf deutsche Geschmacksabhängigkeit. Wagner zeigt – freilich konfus, da die Handlung nicht straff und die Sprache eine französisch-deutsche Mixtur ist –, daß 1871 militärisch Frankreich, künstlerisch aber Deutschland kapitulierte. Hätte man allein das kurze Vorwort gelesen, würde man mindestens in diesem Werk Wagner nicht als Herold pangermanischen Nationalismus' verstanden haben. Dort sagt Wagner nämlich:

„Wenn ich jetzt meinen Freunden den Text der Posse noch mitteile, so geschieht dieß ganz gewiß nicht, um die Pariser nachträglich noch lächerlich zu machen. Mein Stüßet zieht keine andere Seiten der Franzosen an das Licht, als diejenige, durch deren Beleuchtung wir Deutschen im Reflex uns in Wahrheit lächerlicher ausnehmen als jene, welche in allen ihren Thorheiten sich immer original zeigen, während wir in der ekelhaften Nachahmung derselben sogar bis tief unter die Lächerlichkeit herabsinken.“

So groß sind allein die stofflichen, inhaltlichen Mißverständnisse gewesen. Geradezu unheimlich sind die einst plakatierten Deutungen gewesen, die – beispielsweise – alle Dramen Wagners als „Erlösungs-dramen“ klassifizierten, ohne zu merken, daß sie daneben noch etwas anderes sind: gemachte *Kunstwerke*. Man suchte die psychologischen Ur-, Ab- und Hintergründe, die Spuren der Philosophie und Weltanschauung. Die sozialen Bedingtheiten des 48er Revolutionärs und späteren Panegyrikers der preußischen Monarchie, die musikalischen Abhängigkeiten von der großen französischen Oper – Wagner wollte ja zunächst kaum mehr als ein Super-Rossini und Über-Meyerbeer sein –, die formalen Schematismen seiner dramatischen Konzeption wurden kaum gründlich erwogen. Über die Sprache Wagners, dieses bis zur Groteske manierierte Konglomerat aller deutschen Sprach- und Bildungsschichten des 19. Jahrhunderts, das dennoch auch außerhalb Bayreuths seine dramatische Haltbarkeit bewiesen hat, liegen wenige wissenschaftliche Untersuchungen vor. Werke wie Wolfgang Golthers ‚Richard Wagner als Dichter‘ oder Henri Lichtenbergers ‚Richard Wagner als Dichter und Denker‘ sind geistes- und stoffgeschichtlich determiniert. Anregende Analysen bringt dagegen das 1962 erschienene Buch Herbert von Steins ‚Dichtung und Musik im Werk Richard Wagners‘.

Im folgenden sollen einige Gedanken vorgetragen werden, die zur Form, zum Aufbau, zur Theorie des Musikdramas und zur Schaffensweise Stellung nehmen, die sich bezüglich der Werkgenese dem Satz Th. W. Adornos verpflichtet wissen: „Die Verdeckung der Produktion durch die Erscheinung des Produkts ist das Formgesetz Richard Wagners“.

II

Stoffe und Gattungen

Alles, was Wagner las – und er las viel – wurde zum „Stoff“ für seine dramatischen Anstrengungen, ob es Enzyklopädien, Weltgeschichten oder philosophische Traktate, ob es Romane, Versepen, Gedichte oder altgermanistische Grammatiken waren. Alles Schaffen Wagners geht, was Inhalt, teilweise sogar Formung betrifft, auf Lese Früchte zurück. Curt von Westernhagen hat 1966 ‚Richard Wagners Dresdener Bibliothek 1842 bis 1849‘ als Katalog publiziert. Diese ‚Neuen Dokumente zur Geschichte seines Schaffens‘ enthalten allein 169 Titel: Bücher, die Wagner besaß. Diese Revue Wagnerscher Leselust ist um so bedeutsamer, als einmal sich ergibt, daß sämtliche Stoffe vom ‚Leubald‘ bis zum ‚Parsifal‘ schon in der Dresdener Kapellmeisterzeit angelesen und erarbeitet wurden. Zum andern zeigt dieser Katalog: Wagner besaß kaum ein Buch, das nicht irgendwie auf sein dramatisches Schaffen Einfluß gewann: z. B.

1. Grimms ‚Mythologie‘ ist nicht nur Quelle für die mythischen Fabeln, sondern liefert selbst sprachlichen Rohstoff für die Ring-Dichtung. Das vielverspottete, stabreimende Wort der schwimmenden Rheintöchter „weiawaga“ ist keine onomatopoetische Erfindung Wagners, sondern eine Variante des bei Grimm ausführlich behandelten Worts „Heilawac“ (geweihtes Wasser). Wagner schafft daraus, indem er „heila“ begrifflich an „weihen“ orientiert und „wac“ deutlicher an „Woge“ heranführt, eine nach eigenem Bekenntnis „wurzelhaft-syllabische Melodie“. Selbst da also, wo der Dramatiker spielerisch frei zu schalten scheint mit Wortklängen, ist er Vorbildern verpflichtet. Wo man glaubt, einen Erfinder zu erkennen, muß man dann mit einem kombinatorischen genialen Finder zufrieden sein, der sich einer historisierenden, semantischen Montage bedient.

2. Nicht nur Funde, auch Rechtfertigungen entnimmt Wagner den Büchern. So sind die im 19. Jahrhundert vielgebrauchten Formen zu „fragen“: „du fragst“ und im Präteritum „er frug“ – selbst bei so reflektierten Stilisten wie Thomas Mann noch sporadisch zu finden – in Grimms ‚Deutscher Grammatik‘ verzeichnet und gerechtfertigt. Wagner studierte dieses Buch.

3. Aus Schopenhauers Philosophie schließlich, die Wagner in der Dresdener Zeit noch nicht studiert und amalgamiert hatte, entnimmt er nicht nur weltanschauliche Haltungen und Nirwana-Versionen wie im Tristan-Finale, sondern die Philosophie des Pessimisten geht zugleich in die *musikalische* Form ein. Darauf hat in einem gedankenreichen Schopenhauer-Essay Ernst Müller hingewiesen:

„Schopenhauer erfindet in seinen Betrachtungen über Takt und Rhythmus die ‚musikalische Periode‘, die im zwanzigsten Jahrhundert Alfred Lorenz als eine Reihung von Bar-Abgesangsschemen in der Ring-Partitur entdeckt hat . . . Die breiten Adagio-Flächen der in

Trauermärschen gehenden Ring-Musik haben wohl ihren Erkenntnisgrund in Schopenhauers Lehre, das Adagio allein sei Ausdruck der höchsten heldischen Musik und ihres Pathos."

Sieht man von den Frühwerken – etwa dem Jugenddrama ‚Leubald und Adelaide‘ („aus Hamlet und Lear zusammengesetzt“), den Opern ‚Die Feen‘ nach Gozzi, dem ‚Liebesverbot‘ nach Shakespeares ‚Measure for Measure‘ und ‚Rienzi‘ nach Bulwers Roman ab –, so bleiben vom ‚Fliegenden Holländer‘ bis zum ‚Parsifal‘ zehn Bühnenwerke, die samt und sonders im Mittelalter spielen, also in der Zeit zwischen Völkerwanderung und Renaissance. Doch auch außerhalb dieser Zeit tastete Wagner nach Stoffen. Die Extrempunkte – die mythischen Zeitalter sollen hier unberücksichtigt bleiben – wären das geplante Buddha-Drama ‚Der Sieger‘ und das erwähnte Lustspiel in antiker Manier ‚Eine Kapitulation‘: das 5. vorchristliche Jahrhundert und die Gegenwart wurden dramatisch verplant. Wo er nur Stoffe fand, griff er sie auf, verwandelte, deutete und bearbeitete sie. Originalfabeln entwarf er nicht, aber jedes Werk wurde zu einem unverwechselbaren Original. Sogar die angewandten Formen und Bauweisen des Dramatischen sind bekannten Mustern nachgeschaffen. Da faszinierte ihn die pointenreiche Struktur der orientalischen Spieltechnik – er lernte sie am Beispiel in Riga kennen –, sogleich bastelt er sie nach: Der unausgeführt gebliebene Komödienplan ‚Männerlist größer als Frauenlist oder die glückliche Bärenfamilie‘ ist Reflex dieser Begegnung mit morgenländischem Theaterkolorit. Als er Glucks ‚Iphigenie in Aulis‘ bearbeitete (1846), packte ihn sofort der Wille, direkt nach antikem Plan ein Drama zu bauen. Er entwirft einen ‚Achilleus‘ – und verwirft ihn wieder. Neben den germanischen und klassischen Studien faszinieren den Dichterkomponisten die Evangelistenberichte des Neuen Testaments – der Plan zu einem Drama ‚Jesus von Nazareth‘ (der Heiland als Empörer aus Liebe) konnte nicht ausbleiben.

Die Pläne zählen zum Gesamtkunstwerk, das nicht nur ein formaler Terminus für jedes einzelne Musikdrama – dies übrigens ein von Wagner nicht akzeptierter Name! – ist, sondern zugleich das gesamte Schaffen Wagners meint. Immer wieder und von fast allen Wagner-Forschern, besonders ausführlich in Hans Meyers 1959 erschienener ‚Monographie in Selbstzeugnissen und Dokumenten‘, wird auf die Kontinuität des Stofflichen verwiesen, das freilich auch ins Formale gewandelt werden konnte, wie etwa die Beschäftigung mit der Antike. Immer wieder sind kongruente Situationen zu finden: Der Titel der ersten Oper ‚Das Liebesverbot‘ wird zum Fixpunkt des Gehalts im ‚Parsifal‘. Die Parallelen zwischen dem ‚Lohengrin‘ und der ‚Götterdämmerung‘ sind so bekannt weil auffallend: Ortrud ist die Lady Macbeth Telramunds, wie Alberich der böse Einflüsterer Hagens wird; Siegfried wie Lohengrin kommen aus unbestimmten Fernen (Personen ohne

Sozialstatus, damit frei und revolutionär im Sinne der Vormärz-Ideale), beide sind den finsternen, heidnischen Gewalten unterlegen. In beiden Dramen schließlich steht etwa in der formalen Mitte der gestörte Brautzug. Beliebig weiter ließen sich die Querverbindungen zwischen den Werken ziehen, Verbindungen, die keinesfalls zufällig oder unbeabsichtigt sind. Wagner wollte im Amfortas den siechen Tristan dramatisch noch einmal steigern, die Meistersinger-Festwiese sollte erklärtermaßen das „beziehungsvolle Satyrspiel“ auf den Wartburg-Sängerkrieg sein!

Wie die Stoffe hängen auch die Gattungen zusammen. Wagner mußte das Wort „Musikdrama“ ablehnen – „Bühnenfestspiel“ ist die von ihm bevorzugte Nomenklatur –, weil es zu eng wäre, seine Formen zu fassen. Da gibt es die Tragödien, die Komödien, die romantischen Libretti und Dichtungen. Aber weiter noch führen die Bezeichnungen. Den Tristan heißt er eine „Handlung“, weil er den Text dem Calderonschen ‚auto‘ nachzubilden vorhatte, der Ring wird zur „Tetralogie“, um auch durch den Gattungsnamen auf die Antike, besonders auf die „Oresteia“ hinzuweisen, der ‚Parsifal‘ schließlich heißt „Bühnenweihfestspiel“, um das Anknüpfen an das Mysterienspiel anzudeuten. Wagner aber schrieb mehr als vertonbare Dramen. Prosawerke wie Novellen, Essays und zwei autobiographische Schriften füllen Bände. Sind die Gedichte, Widmungsverse an den Bayernkönig nicht bedeutend, so doch um so mehr die poetologischen Abhandlungen, allen voran „Oper und Drama“. Nach Seiten- und Bandzahlen hat Wagner mehr Worte als Töne hinterlassen. Dies und die Tatsache, daß sein erstes und letztes Werk dem rein sprachlichen Bereich seines Schaffens angehören (‚Leubald‘ und ‚Über das Weibliche im Menschen‘), zwingen zu literarischem Röntgen dieses widerspruchüberlasteten Lebenswerkes. Wagner selbst drängt sich in die Literaturgeschichte mehr als in die der Tonkunst. Er wollte nicht nur – keinesfalls allein in der Jugend – reine Wort-Dramen verfassen (Plan: ‚Friedrich Rotbart‘), er bekannte auch:

„Ich war von nun an (gemeint ist das Schaffen nach dem ‚Fliegenden Holländer‘) in bezug auf alle meine dramatischen Arbeiten zunächst Dichter, und erst in der vollständigen Ausführung des Gedichtes ward ich wieder Musiker.“

III

Die poetische Konzeption des Dramas

Zwischen Dramenscylla und Musikcharybdis galt es hindurchzusteuern. Das Ziel dieser halsbrecherischen Fahrt zum totalen Bühnenwerk aber war nichts anderes als die Erfüllung aristotelischer Forderungen. In der „Poetik“ des Aristoteles wird im 6. Kapitel die Definition der Tragödie und ihre unabdingbaren Ingredienzien geboten:

„Eine Tragödie ist also die Nachahmung einer ernsten und in sich geschlossenen Handlung, der eine gewisse

Größe eigen ist. Ihre Sprache muß künstlerische Würze haben . . . die Handlung wird nicht durch bloßen Bericht erzählt . . . Die Tragödie hat also sechs Bestandteile, durch die ihre Güte bestimmt wird: Die Fabel des Stückes, die Charaktere, das Sprachliche, das Gedankliche, die szenische Ausstattung, das Musikalische."

Wagner – er besaß Aristoteles-Schriften in der Dresdener Bibliothek –, fand wohl in der klassischen Dichtung die Bestandteile Fabel, Charaktere, Sprachliches. Neu aber waren nun die szenische Ausgestaltung und mehr noch die Musik wieder in das Drama einzuschmelzen. Dabei ergaben sich zwei Schwierigkeiten: einmal die Gefahr des „theatralischen Pleonasmus“, denn Bild und Musik durften ja nicht die andern Elemente verdoppeln, es sollte nicht mit zwei Medien dasselbe gesagt werden (etwa Teichoskopie plus sprachliche Beschreibung); zum anderen widersprachen sich die herkömmlichen poetischen Gesetze des Musik- und Wortdramas. Diesen Widerspruch sah Wagner scharf:

„Der charakteristische Unterschied zwischen Wort- und Tondichter besteht darin, daß Wortdichter unendlich zerstreute, nur dem Verstande wahrnehmbare Handlungs-, Empfindungs- und Ausdrucksmomente auf einem, dem Gefühle möglichst erkennbaren Punkt zusammengedrängte; wogegen nun der Tondichter den zusammengedrängten dichten Punkt nach seinem vollen Gefühlsinhalte zur höchsten Fülle auszudehnen hat.“

Das Drama also braucht die Konklusion, die Musik die Expansion. Das Musikdrama muß einen Kompromiß finden. Da bot sich der Chor nach antikem Vorbild als vermittelnde Möglichkeit an. Er konnte das auf „möglichst erkennbaren Punkt zusammengedrängte“ Geschehen reflektieren, dehnen, ohne damit die dramatische Handlung zu zerstören, denn die Szene verstummt nicht.

Beispiel: ‚Lohengrin‘ I. Akt, 2. Szene.

Graf Telramund hat Elsa des Brudermordes verklagt. Der König soll Gericht halten. Elsa wird vors Tribunal gefordert. Sie erscheint – das ist der zusammengedrückte dramatische Moment, wo sich die Gegenspieler begegnen: der Machtpolitiker und die romantische Träumerin. Sie kommt fast somnambul daher – der Chor kommentiert ihren Zustand und manipuliert zugleich die Wertung des Publikums:

„Seht hin! Sie naht, die hart Beklagte!

Ha! wie erscheint sie so licht und rein!

Der sie so schwer zu zeihen wagte,

wie sicher muß der Schuld er sein!

...

Wie wunderbar! Welch seltsames Gebahren!“

Ähnlich werden die Chöre im ‚Tannhäuser‘, wiewohl hier noch recht opernhafte und pompös-ornamental, in den ‚Meistersingern‘ und in der ‚Götterdämmerung‘ eingesetzt. Im ‚Ring der Nibelungen‘ jedoch ist Wagner weitergegangen: der Chor der antiken Tragödie – die „orchestra“ – wird ins „Orchester“ gelegt. Nun aber wäre die Gefahr zu groß gewesen, mit dem Orchester

einfach Zustände zu längen, zu illustrieren (der ‚Walkürenritt‘ wird außerhalb der Szene musiziert!). Das machte notwendig, eine Orchestersprache zu entwickeln, die nicht mehr Musik nur als „tönend bewegte Form“ einsetzte, sondern ihr nahezu begriffliche, zumindest zeichenhafte, symbolische Prägnanz abverlangte. Das *Leitmotiv* – ein von Wolzogen, nicht von Wagner gebildeter Terminus – bot sich als dramatisches Agens an und bewahrte vor sinfonischer Entwicklung wie vor bildhafter, klingender Statuarik. Wagner konnte nun mit diesem zweiten Mittel des musikdramatischen Kompromisses den Chor ersetzen – ja, er mußte es, um nicht der Gefahr des theatralischen Pleonasmus zu unterliegen.

Den „zusammengedrängten dichten Punkt“ möchte man dem Bayreuther ungern abnehmen. Wie kann man von Konklusion sprechen angesichts etwa des „Ringes“, der eine Ausdehnung von fast einem ganzen Tag hat, dessen erster „Götterdämmerungsakt“ fast so lange dauert wie der ganze ‚Don Giovanni‘ samt Pause? Es sollen etliche Längen, etwa die Ehekonflikte der Götter in der ‚Walküre‘, nicht verteidigt werden, so wesentlich sie Weltanschauungsdeutern Wagners sein mögen, doch liegt es in der Zweifelt Musik und Drama begründet – sie fordert ein anderes Zeitmaß. Würde man Wagners Dramen ohne Musik aufführen – man hat diesen werkverkennenden Versuch in den 30er Jahren in Wien gemacht –, so würde die Aufführungsdauer bei weitem geringer sein als etwa die des ‚Don Carlos‘, des ‚Faust‘ oder gar des Hebbelschen Nibelungenzyklus. Wagner verstand es, ungeheure Stoffe zu raffen, aus riesigen Versepen die bühnensichersten und dramatischen Ereignisse herauszuschälen, ohne den Kern zu zerstören. Mit eminentem Geschick hat er die Expositionen gebaut, in ihnen ganze „Novellen“ dargelegt, ohne je ins epische Berichten oder in romanhafte Episodik abzugleiten.

Lohengrin: Hier wird die Vorgeschichte in der dramatischsten Form überhaupt expliziert: in der Gerichtsszene. Wären Telramund und Ortrud eine Person, so hätte man die dem „Ödipus Rex“ nachgebildete Situation des Dorfrichters Adam aus Kleists ‚Zerbrochenem Krug‘ ins Tragödienhafte gewendet: der Täter als Vertreter der Anklage. In wenigen Minuten wird die Geschichte der Ermordung des brabantischen Thronfolgers gebracht. Wenn Elsa erscheint, so als Mörderin.

Walküre: Hier findet man die wohl komplizierteste Exposition. Sie steht – wie in Kriminalromanen – zunächst unter Zeitdruck, denn Hunding verfolgt den Widersacher Siegmund. Dieser verirrt sich in die Hütte des Feindes. Sieglinde – und die Zuschauer im Parkett – wissen nicht, wer der Eindringling ist. Mehr noch – er weiß es selber kaum. Das wird in der Exposition geklärt. Sie hat zwiefache Funktion, denn sie macht nicht nur die Zuschauenden, sondern auch die Handelnden erst zu Wissenden. Die Geschwister erkennen sich, der

Inzest beginnt – und damit ist gleichzeitig die Präzipitation gewonnen, die zur ‚Götterdämmerung‘ führen muß. Muß: denn das Zwangsläufige ist in der „Exposition der Exposition“, dem ‚Rheingold‘, begründet worden. Das ist Wagners Polyphonie des Dramatischen – die theatralische Doppelfuge!

Tristan und Isolde: Wie die eben gewagten Bezeichnungen, so ist die Exposition hier ein Drama der Musik. Isolde berichtet Vorgeschichte. Doch der Stoff wird unterbrochen von Zornesausbrüchen, die sich mit der Erzählung steigern. Diese dichterische Sequenzierung ist das perfekte Analogon der Musik – und diese Exposition erklärt nicht nur das Geschehen – die „Handlung“, wie Wagner dieses Werk nannte –, sondern auch den philosophischen Anspruch des Opus: der Wille muß zur Raserei aufgestachelt werden, zu jener psychischen Quantität, die umschlagen kann in die Qualität der Selbstverneinung des Willens. So könnte diese erste Szene des Tristan als Muster einer dramatischen konkretisierten Philosophie gelten.

Die poetische Konzeption des Dramas bei Wagner ist folglich von aristotelischen Ansprüchen genährt: die dramatische Technik, der dramaturgische Bau bringt das Kunststück zuwege, Wort- und Tondrama sich ergänzen, erläutern zu lassen, ohne im Tautologischen zu ertrinken. Es entstand eine Einheit der sechs aristotelischen Bedingnisse, doch diese selbst bewahrten Autonomie. Das ist neu: Wagner erfand das Doppel-drama – die simultane Zweisprachigkeit von Wort- und Tondrama. Von hier aus ergeben sich Konsequenzen für die Inszenierungspraxis:

Man muß alle Teile als autonom verstehen, nichts dient, nichts ist unterwürfig. Man darf nicht alles zu einer perfekten Geschlossenheit zwingen, denn Gesamt-kunstwerk ist nicht die Bebilderung synästhetischer Vision! Nur ein Beispiel sei gegeben: Tristan liebt im neuen Bayreuth Wieland Wagners nicht mehr in der Minnegrotte, sondern in einer Welt schweigender, deswegen um so vieldeutigerer Symbole, die ihrerseits fast selbständige Plastiken von Riesenformat sind – sie stehen gegen das Drama und geben dem Kunstwerk dennoch Halt und Einheit. Aber es ist die Einheit des trotzig Disparaten.

IV

Die sprachliche Erscheinung des Dramas

Über Wagners Sprache gibt es mehr Spott als Untersuchungen. Er selbst hat sich oft zu dramaturgischen und Gattungsproblemen geäußert, doch selten über die Worte, Maße oder Metaphern geschrieben. Dennoch findet man in seinen Schriften eine aufschlußreiche Unterscheidung: er stellt die „poetische Anschauung“ der „poetischen Mitteilung“ entgegen. Die Anschauung dokumentiert sich in der dramatischen Form, in der dramaturgischen Technik, im Bild, in der szenischen Konzentration wie in der Konstellation der Figuren. Die „poetische Mitteilung“ aber ist das Wort,

der Vers, die Strophe . . . Diese sprachlichen Gesten aber sind bei Wagner im Detail oft mit Manier befrachtet. Er hatte, weil er alles übertrieb, die Forderung des Aristoteles hypertroph verwirklicht: „Die Sprache muß künstlerische Würze haben“. Solche Würzen finden sich von Anfang an, zuerst die selbst im 19. Jahrhundert verwunderlichen Archaismen:

ich pflag – der Helde mein – ihr Antlitz trüb und bleiche –

ich frug . . .

sodann die Schatzgräbereien im altdutschen Vokabular:

freislich – Brünne – wabern – Minne – Maid – Friedel – kiesen . . .

schließlich die überstrapazierte Stabreimtechnik:

Weia! Waga!

Garstig glatter

Woge, du Welle,

glitschriger Glimmer

walle zur Wiege! . . .

Wie gleit ich aus . . .

(Rheingold I, 1)

Man hat derlei gern mit Witz und Hohn übergossen – und mancherlei entbehrt auch der Komik nicht. Doch darf die Sprache nicht von ihrem Zweck abstrahiert werden: das Drama auszusprechen und vertont zu werden.

1. Dramatische Formung:

Wagner mußte, da er sich ungeheure Stoffmassen vorgenommen hatte, rafften, und, da er sich zudem Gedankenprogramme – Philosophie und Psychenanalyse – aufgebürdet hatte, motivieren. Handlung galt es nicht hinzustellen, apodiktisch etwa oder gar elementar, sondern als notwendig erscheinen zu lassen. Das zwang einerseits zur Straffung vorgegebener Sprache, andererseits zu Dehnung. Es soll ein Beispiel aus dem Parsifal dies verdeutlichen. Wagners Vorbild war das Wolframsche Epos, das er im Original (Lachmannsche Ausgabe 1833) und in der Übersetzung (San-Marte 1836) besaß. Man kann viele Details auf den Wortlaut der epischen Sprache zurückleiten. Wir betrachten zwei Passagen:

- a) sich begôz des landes vrouwe
mit ir herzen jâmerstouwe:
ir ougen regenden ûf den knaben:
sie kunde wibes triuwe haben:
beidiu siufzen unde lachen
kunde ir munt vil wol gemachen.
si vrôte sich ir suns geburt:
ir schimph ertranc in riuwen vurt.
Wolfram, Parzival III, 113/114

Sich begoß des Landes Frau
mit ihres Herzens Jammertau.
Ihre Augen regneten auf das Kind;
getreuer war kein Weib gesinnt.
Seufzen Lachen konnt ihr Mund
beides wohl zu seiner Stund!
Des Sohns Geburt erfreut ihr Herz,
in der Klage Furt ertrank ihr Schmerz. . . .
Übersetzung von Wilhelm Hertz

Das Leid im Herzen
 wie lachte das auch Herzeleide,
 da ihren Schmerzen
 zujauchzte ihrer Augen Weide.
 Den hold geschláfert sie mit Kosen
 ihn weckt am Morgen
 der heiÙe Tau der Muttertränen.
 Wagner

Diese drei Textfassungen zeigen einmal, wie unmöglich es ist, mittelhochdeutsche Verse übersetzend in neuhochdeutsche umzugießen: Hertz – ein Mann des 19. Jahrhunderts, bei dem der junge Thomas Mann in München noch Vorlesungen über „Höfische Epik“ hörte, – landet einmal bei barocker Metaphorik (Herzens Jammertau), dann im Archaischen (beides wohl . . .), was bei einer Übertragung besonders mißlich scheint, die ja modernisieren will! Wagner dichtet nicht um, sondern neu, das Versmaß ändert sich, der Reim fällt in den letzten Zeilen fort, damit die strengen Zeilenzäsuren, es wird verkürzt, ohne auszulassen: Wolfram 43 – Hertz 43 – Wagner 32 Wörter. Aber es wird auch umfunktioniert, die gesperrten Gegensätze (süfzen und lachen) werden zu Paradoxen verschmolzen: „Das Leid . . . wie lachte . . .“ / „Schmerzen – zujauchzte . . .“, auch das Oxymoron „heiÙer Tau“ gehört in diese rhetorische Verdichtung.

b) bogen unde bölzelin
 die sneit er mit sîn selbes hant
 und schôz vil vogle die er vant.
 Wolfram, III, 118

Bogen und Bolzen viel
 schnitt er sich mit eigener Hand
 und schoß die Vögel, die er fand.
 Hertz

(Wer gab dir den Bogen?)
 Den schuf ich mir selbst,
 vom Forst die rauhen
 Adler zu verscheuchen.
 Wagner

Hier sind drei Zeilen mit drei Zeilen wiedergegeben: aber sie haben eine dramatische Form bekommen: Frage und Antwort, ja im Zusammenhang mehr noch: Verhör und Verteidigung. Wagners Parsifal ist nicht mehr der Dümmling – er ist „reiner Tor“ nur bezüglich eines Ethos, nicht aber in dem Sinne, daß er weltfremd wäre, denn er weiß wohl, daß er sich mit der Gefährlichkeit der „rauen Adler“ zu verteidigen hat, auch, daß er nicht töten zu wollen zugibt – daher „verscheuchen“! – ist Verteidigung.

2. Vertonbarkeit der Sprache:

Wie Wagner Verse dramatisiert, so ändert er auch ihre Maße. Er bevorzugt Kurzzeilen, denn er sucht möglichst viele Zäsuren, um Formen deutlich werden zu lassen,

um das Prosaische selbst im Gesang zu meiden. Daher lehnt er den fünffüÙigen Blankvers ab. Die Länge dieses Verses, in dem nach seiner Beobachtung meist nicht mehr als zwei Silben sinngemäÙ hervorzuhoben sind, verführt zur Prosa. Es lieÙe seinem Konzentrationsstreben zuwider, solche Zehnsilber zu bringen, in denen nur zwei Silben sinntragend verstanden würden. Er wählt den Kurzvers und dazu die Alliteration, die zusammen mehr Verständlichkeit gewähren und die sinntragenden Wörter zusammenzwingen. Man kann also das Drama quasi an den reimenden oder stabenen Worten ablesen, das unbetonte, in den Versenkungen liegende Sprachmaterial ist meist knapp und ohne sinngebietende Wichtigkeit. Hagens Wacht in der Götterdämmerung zeigt solche Dichte:

„Hier sitz ich zur Wacht,
 wahre den Hof,
 wehre die Halle dem Feind.“

Zum Schluß sei noch einer Besonderheit der Wagnerschen Sprache gedacht: der Lautsymbolik. Gerade weil er Musiker war und den Gefahren des Pleonastischen aus dem Weg gehen wollte, verwendet er nicht nachdrücklich die melodischen, klingenden, selbstlautenden Mittel der Worte, die Vokale, sondern die exponiert sprachlichen Erscheinungen, die Konsonanten. Er unterschied bewußt – und handelte als Dichter danach – zwischen „energischen Konsonanten“ (k, r, p, t), den „verstärkten Konsonanten“ (sch, sp, st, pr) und den „schlafferen, weicheren Konsonanten“ (g, l, b, d, w). So werden Zuspitzungen des dramatischen Geschehens mit energischen oder gar verstärkten Konsonanten angereichert:

Rheingold: die Riesen führen Freia davon, Loge kommentiert:

„Über Stock und Stein zu Tal
 stapfen sie hin:
 durch des Rheines Wasserfurt
 waten die Riesen.
 Fröhlich nicht
 hängt Freia
 den Rauhen über den Rücken . . .“

Ebenso energisch sind Wotans letzte Worte in der Walküre:

„Wer meines Speeres
 Spitze fürchtet
 durchschreite das Feuer nie.“

Doch vorher schon hat Wotan allein mit sprachlichen Mitteln seine Resignation bekundet, so stark, so gehäuft mit den „schlafferen Konsonanten“ geredet, daß die vom letzten Vers suggerierte Stärke nicht mehr glaubhaft ist:

„ . . . wenn Hoffnungssehnen
 das Herz mir sengte,
 nach Weltenwonnen
 mein Wunsch verlangte
 aus wild webendem Bangen:
 Zum letzten Mal

letz' es mich heut
mit des Lebewohles
letztem Kuß ..."

Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß Wagner hier in den W-Alliterationen bis zur Sinnentstellung – was ist „webendes Bangen“? – wühlt, um eine Identität von Wotans Seelenlage und ihrem Sprachausdruck zu konstruieren. Mag also mancher Vers, verabsolutiert man ihn als selbstgenügsame Sprachkunst, verdienen, einer philologisch richtenden Lächerlichkeit preisgegeben, ja der linguistischen Absurdität geziehen zu werden, so ergibt ein synthetisches Betrachten der Sprache im Zusammenhang mit dem Gesamtkunstwerk, daß jedes Wort, jeder noch so anlaufreudige Stabreim gerechtfertigt ist, wenn nicht gar notwendig.

V

Beispiel ‚Lohengrin‘

Stoffe, Gattungen, die poetisch-dramatische Konzeption und die sprachliche Mitteilung wurden punktuell beleuchtet. Es gilt nun zu illustrieren. Es wird der ‚Lohengrin‘ gewählt, weil er das Werk auf der Grenze von Oper und Musikdrama ist, weil in ihm vieles schon, manches noch nicht da ist. Schon: die dramaturgische Konzeption, die sich zu antikem Vorbild bekennt, und die zweigleisige Dramatik des Gesprochenen und des Orchestralen. Noch nicht: die umgreifende mythische Perspektive, die stabreimende Manier der Sprache, die Perfektion des Leitmotivischen.

1. Stoff und Gattung:

Wagner, dem „glückliches Finden“ über Erfinden ging, fand die stofflichen Grundlagen in Grimms ‚Deutscher Mythologie‘, dann in der Ausgabe des Vaticanischen Lohengrin-Manuskripts von J. Görres (1813), in deren Vorwort er zugleich jene Mythenklitterung fand, die er später (mit größerem Kunstingenium) praktizierte. Daneben dienten als stoffliche Grundlagen die Grimmschen ‚Weisthümer‘ und ‚Deutschen Rechtsaltertümer‘ und für die Handlung in Brabant auch noch Warnkönigs ‚Flandrische Staats- und Rechtsgeschichte‘. Es geht, wie in einem Gerichts-drama um die Identifizierung, hier jedoch nicht die eines Übel-, sondern die eines Wohltäters, Retters. So ist die erste Szene ein brabantischer Gerichtstag. Doch der „Punkt“, auf den das Drama, damit die Auflösung des Rätsels der Lohengrin-Identität hinsteuert, ist von der Tribunalszene abgetrennt. Lohengrin tritt als Verteidiger und Zeuge auf, keiner fragt nach seinen Personalien. Keiner darf es, nur Elsa hat das Recht zu wissen. Sie macht nach der Brautnacht Gebrauch von diesem Recht – und Lohengrin erzählt wenige Minuten vor dem Dramaende, was eigentlich in die Exposition gehört: seine Vorgeschichte, Abkunft. Doch diese Aussagen Lohengrins sind musikalisch nicht neu – das Vorspiel, die ersten Takte des ganzen Opus,

verkündete längst die mythische Genealogie. Die musikalische Exposition und die dramatische Katastrophe werden mit denselben Klangchiffren vorgeführt. Das Musikdrama scheint in seiner Grundkonzeption reziprok dem Worddrama angelegt.

2. Konzeption des Dramatischen:

Es sei an die „Einheit des Disparaten“ erinnert, da von hier aus die Konzeption des Lohengrin-Dramas zu beleuchten sein wird. Disparat: das sind psychologische Vorgänge mit aller Empfindlichkeit des seismographisch reagierenden *décadent* gegeben, da wird aber auch der Chor der antiken Theatralik eingeführt, da weisen präzise Szenenangaben auf naturalistische Zukunft hin, da findet schließlich die mittelalterliche Simultanbühne eine Renaissance in den musikalischen Regiemöglichkeiten. Nehmen wir das „Disparate“ nicht allgemein und formal, sondern wenden wir es auf den dramatischen Moment an, so zeigt es sich im zweiten Akt: Telramunds und Ortruds Schmach – das Gottesurteil zeugte wider sie – wird kontrastiert mit dem Festlärm der Hochzeitsfeier. Vordergrund und Hintergrund bringen das Doppeldrama – eines mit Worten, eines mit puren Trompetenklängen, die aber mehr als Zeichen fernen Festes, mehr als Klangbilder oder impressionistische Theater-töne sind. Formal halten Jubelkontraste und Stereophonie die ganze Szene zusammen.

Das musikalische und das sprachliche Drama ergänzen sich – nur mit einem Wort wird der „Glanz des Festes“ genannt, der die Szene musikalisch-dramatisch festigt und formt.

3. Die vertonte Sprache:

Wagner hat hier den Schematismus der Großen Oper noch nicht überwunden, was übrigens für die Popularität des Lohengrin sich als Vorteil erwies. Der Endreim ist noch konstitutiv für die rezitativen Partien, das heißt: eine Periodisierung der melodischen Phrasen ist noch gegeben nach dem *Maß der Texte*. Diese Ansprache ist nach dem sicheren Muster demagogischer Rhetorik gebaut: Jede Zeile eine plakathafte Überschrift:

„Wie fühl ich stolz mein Herz entbrannt,
find ich in jedem deutschen Land so kräftig rei-
[chen Heerverband!
Nun soll des Reiches Feind sich nahn,
wir wollen tapfer ihn empfahn ...“

Jede Zeile wird, wie es dem deutschen protestantischen Choral gemäß wäre, durch Reim und musikalische Zäsur voneinander getrennt, die Form der Sprache wird von der der Musik aufgesogen: zwei Weisen der Poesie begegnen sich im Pathos des Moments, in der nationalen Geschwellenheit, die vom Chor weiter bekräftigt wird.

Dieser Passus zeigt auch die Konzentrierung auf sinn-

tragende Worte, ja schon alliterierende Figuren in der Versmitte („öden Ost“) oder in den Reimen („Herz brannt“ – „Heerverband“), aber noch fehlt die Kalkulation – und die Philosophie hat das Agitorische der revolutionär determinierten Kunst Wagners noch nicht aufgesogen – noch verdeckt das Produkt nicht vollkommen das Produktionsverfahren.

VI

Poetische Sendung?

Sobald man über Wagners Gesamtkunstwerke zu reflektieren beginnt, gerät man in Konflikte, die ihre Ursachen in den Stoffen, Formen oder weltanschaulichen Ansprüchen gründen. Da sind satte Widersprüche, da zeigt sich, wie verwundbar auch Wagners Kunst ist durch Analyse, wie sehr sie die Brüche und Schäden eines Jahrhunderts konserviert wie seine Größe. Nichts, wogegen man, wie Oskar Walzel formulierte, keine „Verstandeseinwände erheben könnte“. Daß man überall Fakten und Formen findet, die getadelt, gescholten werden können, beweist zugleich die Durchschaubarkeit einer gigantischen Kunst. Diese

Durchschaubarkeit war es auch, die so viele Epigonen provozierte.

Von Thomas Mann stammt die Tristan-Charakterisierung: es sei „parfümierter Qualm, in dem es blitzt“. Der Blitz aber erleuchtet grell, zerreißt Qualm und Nebel und vordergründige Dämpfe, sein sekundenkurzes Licht gibt ein Kunstwerk zur Besichtigung frei, das eben deshalb an Verstandeseinwänden nicht gescheitert ist, weil es mit noch perfekterem Verstand, mit noch klügerer Berechnung, mit der *Rationalität des Romantikers* konstruiert wurde.

Das Gebäude des musikdramatischen Gesamtkunstwerkes steht, riesenhaft von Architektur, kühn und artistisch das Interieur, überladen die Stukkaturen, unwohnlich die Räume. Die Poetik Wagners, seine Lehre des Machens, die freilich nur er zu praktizieren vermochte, hat gehalten, weil sie von der Autonomie der Künste ausging, nicht von Mischungen, wo eins das andere unterjochte, nicht von Collagen und Pasticcen, von Potpourris und happenings. Die poetische Sendung? Man nenne sie den ungestutzten Reichtum der Mittel, die Souveränität des Eklektizismus der Künste, die Dissoziation in der vorgetäuschten Harmonie.

August Halm - 1969

Von Ulrich Siegele

Die August-Halm-Gesellschaft und das Archiv der Stadt Stuttgart haben des schwäbischen Komponisten und Musikschriftstellers August Halm (26. 10. 1869–1. 2. 1929) dieses Jahr mit einer Ausstellung im Wilhelmspalais gedacht. Bei der Eröffnung am 31. Januar begrüßte Stadtarchivdirektor Dr. Leipner die zahlreichen Gäste und dankte Frau Emma Rahn, Stuttgart, für die kollegiale Zusammenarbeit beim Aufbau der Ausstellung. Richard Kommerell, Ravensburg (vertreten von Frau Mathilde Halm, Korntal), und Botschafter a. D. Dr. Rudolf Rahn, Düsseldorf, sandten Grußworte, Dozenten der Pädagogischen Hochschule Esslingen spielten Halms Suite D-Dur für Violine, Cello und Klavier. Die folgende Rede stützt sich auf Halms Schriften und auf Heft 1 des X. Jahrgangs der Zeitschrift „Die Freie Schulgemeinde“, das ihm im Oktober 1919 zum fünfzigsten Geburtstag gewidmet ist.

Sie, lieber Herr Doktor Müller, haben diese Rede gehört und in der Südwest Presse vom 22. Februar 1969 darüber geschrieben. Wenn ich Ihnen nun gedruckt auf den Geburtstagstisch lege, was Sie schon kennen, so deshalb, weil der Name des Mannes, von dem die Rede geht, beziehungsreich auf das anspielt, was uns verbindet.

In Esslingen haben Sie die Unterweisung August Halms genossen, in einer anderen schwäbischen Reichsstadt, in Ulm, ist mein Vater, den Sie gut gekannt haben, ihm

nahegekommen. Was Sie in Esslingen gelernt haben, hat in der Tübinger Umlandstraße weitergewirkt: hörbar in Ihrem Geigenspiel, sichtbar in Ihrer Zeitung, die allem Musikalischen verschwenderisch fast offenstand, die auch die erste Serie meiner journalistischen Arbeiten aufgenommen und, zumal mit Helmut Weidhases Essays, meine Aufführungen und Vorträge regelmäßig und kritisch fördernd begleitet hat. So wollen diese Zeilen Ihnen Dank und Glückwunsch sagen.

1

Das Gedächtnis eines Menschen, das Gedächtnis an einen Menschen unterliegt einer Zäsur, die in das Bild seiner geistigen Erscheinung stärker vielleicht eingreift als selbst der physische Tod. Vor dieser Zäsur, die wie zeitlich so auch räumlich zu begreifen ist, stehen Menschen, die von diesem Leben berührt worden, die diesem Leben nahegekommen sind, Menschen, die als Zeitgenossen unzulänglich nur, als Lebensgenossen zutreffender bezeichnet würden. Neutral ist ihre Stellung kaum gewesen; fasziniert oder abgestoßen sind sie in Parteien auseinanderge-

treten. Die Aura der Person hat ihnen Bewunderung oder Abneigung, Liebe oder Haß evoziert, hat dieses Leben sie dem Inhalt nach als vorbildliches oder abschreckendes Beispiel erfahren lassen. Wärme oder Kälte der Beziehung wiegen Einseitigkeit und Eingeschränktheit des Urteils auf.

Wärme oder Kälte: hinter dieser Zäsur verfehlen sie die Beziehung. Die Aura der Person ist unwiederbringlich und unwiderruflich zerschnitten. Wer hinter dieser Zäsur steht, kann davon nicht mehr affiziert werden, kann sich nur an das halten, was von diesem Menschen darüber hinweg gerettet ist. Das aber hat sich substantiell verändert. Der Aura entkleidet, gilt es fortan als Zeugnis der Geschichte, als historische Quelle, dem abwägenden Blick unterworfen, wie es aufgenommen und weitergereicht, rezipiert und tradiert werden soll. Diese Veränderung trifft nicht nur, was von dieser Person selbst erhalten ist, sondern ebenso, was ihre Lebensgenossen von ihr berichten.

Im Jahr der hundertsten Wiederkehr des Geburtstags, am Vorabend der vierzigsten Wiederkehr des Todestags sind wir zusammengekommen, um August Halms zu gedenken. Weniger das zweite denn das erste Datum begründen, daß die Zäsur die Beziehung derer, die versammelt sind, zu dem, der sie versammelt hat, scheidet. Diese doppelte Beziehung zu entfalten, sprechen hier Menschen, die vor und die hinter dieser Zäsur stehen.

Die besondere Situation im Jahr der hundertsten Wiederkehr des Geburtstags stellt freilich auch der August-Halm-Gesellschaft eine Mahnung ins Haus: wie sie, die zuvor sich als Freundeskreis konstituierte, denn hinter der Zäsur sich legitimieren möchte.

Es ist mir verwehrt, über das Charisma der Person August Halms, das außerordentlich gewesen sein muß, zu sprechen. Die Ausstellung als ein Versuch, etwas davon weiterzureichen, muß dafür einstehen. Sie mag das vielgestaltige Leben des Komponisten, Musiktheoretikers in umfassendem Sinn, Kritikers, Dirigenten, Pädagogen, Malers und Theologen, sie mag den umgetriebenen Lebensweg mit den Stationen Großaltdorf, Schwäbisch Hall, Tübingen, Bempflingen, München, Heilbronn, Haubinda, Wickersdorf, Ulm, Stuttgart, Esslingen und wieder Wickersdorf den einen erinnern, den ändern bezeugen. Verwehrt auch ist mir, dieses Leben als exemplarisch vorzustellen: es könnte nur der Form nach geschehen.

So wähle ich, was tatsächlich auf mich gekommen ist, was zugleich August Halm zentral repräsentiert, spreche von den Formen, in denen er über Musik gedacht hat.

August Halm war 36 Jahre alt, als 1905 sein erstes Buch, die „Harmonielehre“, erschien. Ihre Einleitung zeigt aphoristische Diktion und Grundzüge des Systems. Halm denkt in Begriffspaaren, refüsiert die Historie, betont die Ursachen, die Urformen, die Gesetze, zieht rasch den Vergleich zu Natur und Leben, insistiert auf der inneren Bewegung, der immanenten Prozeßhaftigkeit aller Musik.

„Was war zuerst? Die Melodie oder die Harmonie? Praktisch, historisch unbedingt die erstere; theoretisch gesehen aber gewißlich die letztere. Lange Zeit hat man musiziert, hat Melodien gesungen, ehe man die Harmonie gefunden hat – trotzdem war aber diese die treibende, verborgene Ursache. Man hat auch lange schon und gut genug zu leben verstanden, ehe die Gesetze des menschlichen Organismus aufgedeckt waren – dennoch sind diese für all unser Leben bedingend. Die Melodie, die Musik überhaupt ist Blüte und Frucht von dem Urkeim, ist bewegte Harmonie; diese aber ist das Gesetz dieses sprossenden Lebens. – Alles Geschehen hat seine Gesetze: trotzdem weiß man nie mit Sicherheit vorher, ‚was kommt‘: so auch beim musikalischen Geschehen. Ein Variationenwerk bedeutenderen Stils (wie wir solche bei Beethoven finden) überrascht immer durch neue Fälle, welche alle das Thema darstellen und aus dessen Grundharmonien herausgeboren werden. Die ganze Musik aber ist auch nichts anderes als eine ungeheuer erweiterte Variation der musikalischen Urform, d. i. der Kadenz; deren Urkeim aber ist die Dominante mit ihrer inneren Bewegung zur Tonika. Eine Urform, in der nicht schon Bewegung wäre, gibt es überall nicht: πάντα ῥεῖ (‚alles ist im Fluß‘).“

Melodie und Harmonie: dieses Begriffspaar gehörte, als Halm das schrieb, der traditionellen Musiktheorie an, wie manches andere, das er verwendet: Dur und Moll, Diatonik und Chromatik, Konsonanz und Dissonanz. Das Schlußwort der Harmonielehre aber zeigt, wie originell er mit solchen traditionellen Paaren operiert: „Die Natur gibt uns nicht eine Tonika, sondern die Dominant in doppelter Form; nicht Ziel und Ruhe, sondern die Bewegung zum Ziel: d. h. nicht die Konsonanz, sondern die Dissonanz. Erstere wird auf künstliche (oder künstlerische) Weise gewonnen, durch die Kadenz (und ihre Verwertung), welche die abschließende Tonika als solche erst schafft, indem sie deren natürliche Bewegung unwirksam macht. Die Tonika hat ihre Ruhe nur als Einheit ihrer beiden Dominantgegensätze. Die Konsonanz lebt nicht, denn als Forderung – sie geschieht

nicht! Die Geschichte der Musik ist die Geschichte der Dissonanz.“

Ungewöhnlicher schon sind Paare wie Modulation und Verharren in der Tonart oder Kadenz als Formel des Abschlusses und Sequenz als Formel des Nicht-zu-Ende-kommen-wollens, Eigengewächs vollends Paare wie melodische und harmonische Chromatik, Steigerung auf der Dominant und Steigerung auf der Tonika, Steigerung auf Distanz und Nahsteigerung, architektonische, die formalen Stationen gewährende, und dramatisierende, diese Stationen ereignishaft herbeiführende Harmonie. Um diese dramatisierende Harmonie zu beschreiben, führt Halm die methodisch und analytisch fruchtbaren Begriffe „Strukturelle Harmonie“ und „Harmonische Ökonomie“ in die Musiktheorie ein, leitet nebenbei von dieser dramatisierenden Harmonie das Paar dramatische Musik und Musikdrama her.

Die Bildung der Paare greift in den Bereich der Philosophie aus, stellt Leben und Wissen, Können und Kennen, Musik-Natur und Musik-Geist nebeneinander, bezieht sich jedoch, indem sie Musik-Natur mit Harmonie, Musik-Geist mit Melodie gleichsetzt, aufs Musikalisch-Technische zurück.

Das hohe Paar aber, das Halms Namen unlöslich verbunden bleibt und ihn bekannt gemacht hat, siedelt im Land der Ästhetik: Fuge und Sonate stehen da, reich angetan mit entsprechenden Attributen. Von allen musikalischen Formen haben sie sich am besten bewährt und vervollkommen. „Die musikalischen Formen“ aber „sind Lebensgesetze der Tonkunst, produktive Kräfte, um welche diese von den andern Künsten wohl beneidet werden darf... Hierin, in dem Vorhandensein eigentlich musikalischer Formen, liegt der Vorrang der Musik. Aus diesem Grund, und durchaus nicht ihrer tieferen Wirkung auf die Gemüter der Menschen wegen, ist sie die erste unter den Künsten, ist sie die eigentliche Kunst.“

Die Fuge ist die Form der Einheitlichkeit, ist äußerlich beschränkt; die Sonate ist die Form der Gegensätzlichkeit und expansiv. Die Fuge hat Stil und thematische Gesinnung, sie sieht auf die Tugend eines Themas; die Sonate hat Form und höhere Organisation, sie sieht auf die Tauglichkeit eines Themas. Die Fuge arbeitet ohne Zäsuren, kontrapunktische Denkweise ist ihr notwendig; die Sonate arbeitet mit leeren Stellen, kontrapunktische Denkweise ist ihr möglich. Die Fuge hat das harmonisch reichere Schema, die Sonate läßt praktisch den größeren Reichtum an harmonischem Geschehen zu. Die Fuge überzeugt, die Sonate überredet. Der Autor der Fuge

gleichet einem Gärtner, der Autor der Sonate einem Strategen. „So ist in der Sonate eine Fülle von Verschiedengeartetem einem Ganzen dienstbar gemacht; Über- und Untergeordnetes sowie Ebenbürtiges ist schließlich, alles zusammen, der Form selbst, der Idee der Sonate (ich meine natürlich nicht etwa der poetischen ‚Idee‘ in einer Sonate!) untertan; umgekehrt ist die Fugenform der Idee eines Themas, ihrer Verkörperung geweiht. Die Fuge hat mehr Struktur als Aufbau, sie gleicht eher einer gesonderten Existenz, einem Lebewesen, etwa einem Baum, wenn man konkrete Vorstellungen wagen will; sie ist die Formel einer Individualität. Die Sonate dagegen ist die Formel des Zusammenwirkens vieler Individuen, ist ein Organismus im großen: sie gleicht dem Staat.“

„Die Fuge, die Sonate existiert“, zeitlos und ewig, ohne Geschichte, Erscheinungen der Musik als eines geistigen Wesens, dessen Wille zur „immer tüchtigeren Verkörperung der (als Gebot, als Bedürfnis) präexistenten Form“ drängt. Fuge und Sonate sind zwei Kulturen der Musik, bislang am tüchtigsten verkörpert von Bach und von Beethoven, ohne prinzipielle Feindschaft. Deshalb ist eine universale Musik möglich. „Eine dritte Kultur, die Synthese der beiden, von denen wir... ein Bild zu geben versucht haben, ist zu erwarten, die erst die volle Kultur der Musik, nicht mehr nur eine Kultur sein wird, und ich glaube, sie ist schon begründet, vielleicht schon erreicht. Ich sehe sie in Anton Bruckners Symphonien keimen und leben, ... in manchen seiner Werke, und vor allen in seinem letzten Werk, das Ideal der Form mit dem des Individuellen so herrlich vereinigt wie nirgends sonst: der erste Satz seiner Neunten Symphonie ist mir die beste Musik, die je geschaffen worden ist. Möge die Zeit nahe sein, welche in ihr den letzten Anfang, nicht aber das letzte Ende der Tonkunst zu verehren den Mut hat und auch das Recht beweist.“

An diesen Schluß des Buches „Von zwei Kulturen der Musik“ des Jahres 1913 knüpft „Die Symphonie Anton Bruckners“, 1914 unmittelbar folgend, an.

Halm selbst arbeitet mit am Werk der Synthese. Seine „Selbstkritik“ des Jahres 1919 formuliert das: „Ich behaupte, einen neuen Typus der Fuge, überhaupt der Entwicklung, gefunden und aufgestellt zu haben, und ich halte ihn für den höheren gegenüber von dem Bachs. Die Exemplare dieses Typus sind mir jedoch weniger geglückt als Bach diejenigen seines Typus... Das beste Bild meines Fugentypus gibt wohl (obgleich sie keine eigentliche Fuge) meine ‚Invention‘ im 4. Klavierheft. In meinen großen Orchesterkompositionen finde ich aber... kein Mißver-

hältnis zwischen Wollen und Können, sondern sogar beides in hohem Maß vorhanden und offenkundig.“ Wie die zwei Kulturen der Musik von der dritten aufgehoben und überhöht sind, so sind alle musikalischen Begriffspaare von der Musik selbst aufgehoben und überhöht. „Zwingen wir uns, der verantwortlichen Frage ins Gesicht zu sehen, ob wir die Herren über die Musik oder ob diese Herr über uns sein soll. Im ersteren Fall steht uns das Recht freilich zu, vorhandene Arten sich kreuzen oder auch aussterben zu lassen, neue zu züchten, wie man Haustiere züchtet; die uns weniger zusagenden Arten zu vernichten oder sozusagen in die Tierparks zu verbannen. Im andern Fall aber sind wir die Diener geistiger Mächte, und es sollte nicht schwerhalten, so unsere Stellung und Pflicht zu erkennen.“

3

Das ist groß, unhistorisch und undialektisch gedacht. So sehr ich das Ethos bewundern mag; ich kann über das andere schwer hinwegsehen. Die Inthronisation der Musik als übergeordneter Macht befriedet die Gegensätze der Begriffspaare, beschränkt ihre Wirksamkeit. Es ist ausgeschlossen, eine Musik zu erkennen, die weder Melodie noch Harmonie, weder Dur noch Moll, weder Diatonik noch Chromatik, weder Konsonanz noch Dissonanz, weder Modulation noch Verharren in der Tonart, weder Kadenz noch Sequenz, weder Fuge noch Sonate ist. Diese definitorische Intransigenz weist auf die Zeit der Entstehung des Systems; noch trifft sie die Situation der Jahrhundertwende. Daß sie die folgende Musik verfehlt, tritt dahinter zurück, daß sie das utopische Potential der gleichzeitigen und vorhergehenden Musik verschließt.

Es müßte möglich sein, auch in der Musik ein Konzept zu entwickeln, das die Geschichte anders begreift, als Halm sie im Zerrbild des Historismus erblickte, nicht als nacktes Vorher und Nachher, sondern als Antwort auf offene Fragen der Musik zu bestimmter Zeit, so nämlich, daß jede authentische Komposition das Material der Töne, das als akustisches ohne Bedeutung und seit der Einführung temperierter Stimmungen nicht einmal mehr natürlich ist, weiterschreitend deutet und interpretiert. Diese Interpretation ist an die Geschichte gebunden, die Bedeutung dieser Interpretation ändert sich in der Geschichte. Die Geschichte der Fuge, die Geschichte der Sonate ist ihr Begriff. Und es müßte möglich sein, auch in der Musik Konzepte zu entwickeln, die dialektisch über sich hinausweisen, so etwa, daß die erste

Alteration, der erste chromatische Ton im diatonischen System Entfaltung wie Auflösung der harmonischen Tonalität in sich schließt, daß also jedes Faktum als Aufbau und Zerstörung zugleich einsichtig gemacht wird.

Solche Versuche unterstehen der objektiven Begrenzung unserer Zeit, die wir selbst nicht zu erkennen vermögen. Ich meine aber, daß August Halm die Grenzen seiner Zeit nicht voll ausgeschritten hat. Sein System gleicht einer schön und zweckmäßig gebauten Burg. Dort wohnt ein Orden, dem Dienst der Musik geweiht. Er glaubt an diese lebendige geistige Macht und waltet ihrer Gebote. Für ihn ist die Musik kein Genußmittel, sondern ein Gegenstand seines Kultus; keine Dienerin, sondern eine Königin; eine geistige Wesenheit, deren Verwirklichung in seine Hände gegeben ist. Verantwortlichkeit bezeichnet seine Grundeinstellung zu ihr am besten. Musik ist hier Gemeinschaftssache, Fest und Feier. Die geistige Schöpfung dieser Burg, vielleicht steht sie in Thüringer Land.

Eine besondere Zier und Wehr noch ist ihr eigen, das Ideal der Größe. Harmonische Tonalität allein garantiert sie in der Musik. Ihr Medium sind die Instrumente. Dafür tritt Halm ein, 1926 in seiner „Einführung in die Musik“, 1927 in seinem „Beethoven“. Er ficht gegen Atonalität und rücksichtslosen Kontrapunkt der neuen Musik, er ficht gegen das vokale Prinzip und die damit bevorzugte modale Tonalität der Jugendmusikbewegung (die doch einst ihn für sich reklamiert hatte). Was er freilich verteidigt, ist zuvor die Größe, und zwar die natürliche Größe, die Großheit als Natur. „Es gibt keine große Musik ohne große Form; große Musik ist notwendig auch räumlich und zeitlich groß gewachsen.“ Konkurrenz diesem Ideal kann nicht geduldet werden; das müßte die Ordnung der Werte und damit die Sicherheit des Urteils stören.

Dieses Denkgebäude entstand nach der Jahrhundertwende. Die zweite Generation des Kaiserreichs war ihrer selbst bewußt geworden. Sie hatte die schwierige Gründung des Reichs nicht erfahren; ihr Blick sah starre Geistlosigkeit der Lebensformen. Ein neues Lebensgefühl erwachte, rief zum Aufbruch. Die Bewegungen, die davon ausgingen, hatten eins gemeinsam: sie zielten auf eine erneuerte Kultur, ein besseres, ein geistiges Leben, dem frevlen Müßiggang, der Ziellosigkeit und Dummheit der materiellen Welt, der Politik entgegen und enthoben. Weil Kultur nicht mehr besteht, muß sie herbeigeführt werden. Die Möglichkeit wird erhofft, daß die Musik selbst eine Kultur herbeiführe, und Geschichte ist Kulturge-

schichte. Diese Bewegungen aber formulierten ihren Protest in den Formen des Bestehenden: im Reich des Geistes reproduzierten sie die Struktur der Monarchie, jener Rechtschreibereform ähnlich, die auf allerhöchsten Wunsch das Wort „Thron“ unverändert ließ. Der Gegenstand des Protestes, die Monarchie, verschwand; zurück blieb eine Leerstelle. Die Bewegungen realisierten das kaum. Eine politische Bewegung besetzte diese Leerstelle. Die kulturellen Bewegungen, die sich selbst als unpolitisch verstanden, waren ihr preisgegeben. Politisch reagierten nicht sie, sondern die einzelnen Mitglieder. Die kulturellen Bewegungen deshalb mit dem Titel „präfaschistisch“ zu versehen, scheint mir verfehlt, wegen ihres unpolitischen Selbstverständnisses. Indem sie aber für ihre Ideen den ganzen Menschen, oft auch das ganze Volk beanspruchten, waren sie totalitär, indem sie diese Ideen der Kritik entzogen, waren sie autoritär. So konnte Gustav Wyneken Halm vor fünfzig Jahren einen Führer nennen, durch Schicksals Gnade angeboten. Und Wyneken selbst verstand sich so. Auf seine Legitimation befragt, antwortete er: „Folget mir nach.“

4

„Frägt es sich nun, was mit diesem Tonmaterial ausgedrückt werden soll, so lautet die Antwort: Musikalische Ideen. Eine vollständig zur Erscheinung gebrachte musikalische Idee aber ist bereits selbständi-

ges Schöne, ist Selbstzweck und keineswegs erst wieder Mittel oder Material zur Darstellung von Gefühlen und Gedanken, wenn sie gleich in hohem Grad jene symbolische, die großen Weltgesetze widerspiegelnde Bedeutsamkeit besitzen kann, welche wir in jedem Kunstschönen vorfinden. Tönend bewegte Formen sind einzig und allein Inhalt und Gegenstand der Musik.“

Wüßten wir nicht, daß diese Sätze Eduard Hanslick geschrieben hat, wir könnten sie, mit geringen Bedenken nur, als Zitat August Halm akzeptieren. Halm selbst hat, soviel ich weiß, diese Deszendenz nicht betont. Schuld mag die Musik Anton Bruckners haben, von der Hanslick sich überwiegend distanzierte, mit der Halm sich nahezu identifizierte. Einig waren sich beide in der Ablehnung der Gefühls- oder Ausdrucksästhetik, der Hermeneutik (die Halm mit der Historie in eins setzt).

„Die Formen, welche sich aus Tönen bilden, sind . . . sich von innen heraus gestaltender Geist.“ Dieses ästhetische Postulat Hanslicks hat Halm ins Werk gesetzt. Musikalische Form ist ihm nicht Schema, nicht Faktum, musikalische Form ist ihm ein sich stets aus sich selbst rechtfertigender Prozeß. Seine Analysen, deren Standard schwer zu erreichen ist, verfolgen zum erstenmal und unausgesetzt eine zentrale Frage modernen Musikdenkens, die Frage der immanenten Rechtfertigung, der Integration der musikalischen Form.

Kirche und staatliche Autorität in Württemberg

Von Hermann Diem

Eine von der staatlichen Autorität freie Kirche hat es nach der Reformation in Deutschland in den evangelisch gewordenen Territorien nirgends gegeben. Württemberg machte darin nur insofern eine Ausnahme, als hier die Herrschaft des Staates auch über die Kirche von Anfang an gar kein Problem war, sondern vom Landesfürsten ganz selbstverständlich mit ausgeübt wurde.

Luther hatte dagegen schwere Bedenken, die Hilfe des Kurfürsten bei der Neuordnung der Kirche in Anspruch zu nehmen. Die Möglichkeit einer freien Sammlung derer, „die mit Ernst Christen sein wollen“, hat ihm lange vorgeschwebt. Wenn er sie dann doch nicht durchführte, dann unterließ er es nicht deshalb, weil er mit dem volks- und staatskirchlichen

Erbe nicht brechen wollte, sondern weil er das unter den gegebenen Umständen gar nicht konnte. Seit Kaiser Theodosius im Jahr 380 die Annahme des christlichen Glaubens für alle Reichsbewohner zur Voraussetzung der staatsbürgerlichen Rechtsfähigkeit gemacht hat, konnte es auch im „Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation“ keine Trennung von Staat und Kirche mehr geben.

Luther hat die Heranziehung des Kurfürsten bei der Neuordnung der Kirche schließlich damit gerechtfertigt, daß dieser sein Amt als „Notbischof“ nur als „hervorragendes Glied“ der Kirche, aber nicht kraft seiner landesherrlichen Gewalt ausübe, was freilich weithin ein bloß theoretischer Vorbehalt geblieben ist. Daß aber diese ganze staatsbürgerliche Welt, der

Fürst ebenso wie seine Untertanen auf allen Gebieten, also auch im politischen Bereich dem Anspruch der Predigt unterstellt bleiben, das hat Luther nicht nur theoretisch gefordert, sondern selbst mit Vollmacht praktiziert, z. B. in seinen Schriften zum Bauernkrieg, ohne Rücksicht darauf, daß er es dadurch mit den Bauern und den Fürsten verdarb, oder zum Türkenkrieg, zu den Grenzen des Gehorsams gegen die Obrigkeit, sowie zu wirtschaftlichen Fragen, dem Wucher und Zinsnehmen usw. Alle diese Schriften waren „politische Predigten“ im recht verstandenen prophetischen Sinn¹. Solche Predigten beschränkten sich später meist auf das Moralische. Und im politischen Gebiet reduzierten sie sich auf das falsch verstandene Wort von Röm. 13,1: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.“

In Württemberg haben sowohl Herzog Christoph wie Johannes Brenz jene Problematik um die Inanspruchnahme des Landesherrn für die Kirche gar nicht erst aufkommen lassen. Die „Große Kirchenordnung“ von 1559 läßt von jenen Skrupeln Luthers nichts verspüren. In der perfekten Durchorganisation der Staatsverwaltung, und zwar nicht bloß durch Gesetze, sondern vor allem durch die zu ihrer Durchführung eingesetzten Visitationen war man zwar darauf bedacht, diese Kommissionen paritätisch durch staatliche und kirchliche Beamte zu ersetzen und sie auch in ihren Befugnissen einigermaßen gegeneinander abzugrenzen. Aber verantwortlich waren beide Seiten nur dem Herzog. Dabei beschwerten sich eher die staatlichen Beamten über die Zurücksetzung gegenüber den kirchlichen als umgekehrt. Das kam vor allem daher, daß zu den Aufgaben der Visitatoren die Kirchen- und Sittenzucht gehörte. Das war ein sachlich von vornherein verunglücktes Unternehmen durch die Vermischung von geistlicher Kirchenzucht und staatlichen Polizeimaßnahmen. Die staatlichen Beamten waren in dieser Sache, schon wegen ihres eigenen Verhaltens, verständlicherweise laxer als die geistlichen Visitatoren. Herausgekommen ist dabei sicher viel für die polizeiliche Sittenzucht, besonders nach der durch den Dreißigjährigen Krieg eingetretenen Verwilderung. Aber die Kirchenzucht mit evangelischen Mitteln und damit eine auch nur annäherungsweise Darstellung der christlichen Gemeinde innerhalb der bürgerlichen Gemeinde, war auf diese Weise undenkbar. Hier hat dann erst der Pietismus die Lücke auf seine Weise ausgefüllt, indem er in seinem Heiligungstreben eigene Gemeinschaften innerhalb der Kirche bildete, die aber nach außen keinen Anspruch erhoben. Eine kluge Kirchenpolitik hat ihnen das nach einigen Schwierigkeiten ermöglicht und da-

mit, besser als in anderen Kirchen, eine Separation dieser Kreise vermieden. So hat der Pietismus die württembergische Kirche und darüber hinaus das ganze Land stark geprägt. Es lag aber nicht in der Linie dieser „Stillen im Lande“, eine „politische“ Predigt im Sinne Luthers zu verlangen. In ihrem Streben nach Innerlichkeit wollten sie das ebensowenig wie die Obrigkeit, wenn auch aus ganz anderen Gründen.

Eine Folge dieser streng zentralistischen Kirchenleitung war – und das ist wieder eine württembergische Besonderheit – die fast völlige Entmündigung der Gemeinden. Daß Luther 1523 eine Schrift veröffentlicht hat unter dem Titel „Daß eine christliche Versammlung oder Gemeinde Recht und Macht habe, alle Lehre zu urteilen und Lehrer zu berufen, ein- und abzusetzen, Grund und Ursach aus der Schrift“, das war in Württemberg zwar bekannt, wie die Große Kirchenordnung von 1559 zeigt, welche das Recht der Gemeinden, ihre Pfarrer selbst zu berufen, sehr ausführlich betont und begründet. Eine andere Frage ist freilich, wie weit das praktisch durchgeführt wurde. Was nach 300 Jahren aus diesem Recht der Gemeinde wurde, zeigt ein Beispiel aus Tübingen:

Im Jahr 1851 hat das Ministerium für das Kirchen- und Schulwesen dem König die Ernennung eines Pfarrers nach Tübingen gegen die Bedenken des Konsistoriums vorgeschlagen. Es war schon außergewöhnlich, daß das Konsistorium es überhaupt wagte, dem Minister gegenüber Bedenken anzumelden. Diese wurden damit begründet, daß gegen den Betreffenden auf Grund früherer Vorfälle eine starke Opposition zu erwarten sei, die dann tatsächlich auch eintrat. Dies wurde vom König als Aufsässigkeit betrachtet und er war entschlossen, den „oppositionellen Geist der Tübinger zu brechen“. Der Stadt Tübingen wurde angedroht, „die sofortige Auflösung des dortigen, wie es scheint ganz schlecht zusammengesetzten Gemeinderats und Bürgerausschusses, die Schließung der Universität vorläufig auf die Dauer eines halben Jahres sowie die Verlegung eines Regimentes nach Tübingen auf Kosten der renitenten Einwohner zu verfügen“.

So kann man es natürlich heute nicht mehr machen. Aber nach der geltenden Kirchengemeindeordnung haben die Gemeinden heute in der Frage der Pfarrstellenbesetzung noch so wenig Rechte wie damals. An der straff zentralisierten Leitung der Kirche und der damit verbundenen Bevormundung von Gemeinden und Pfarrern hat sich auch dadurch wenig geändert, daß diese seit 1918 nicht mehr durch den Staat, sondern den Oberkirchenrat ausgeübt wird. Es

gibt kaum eine Kirche in Deutschland, in der die Gemeinden so wenig eigene Entscheidungsfreiheit haben wie in Württemberg, und darum – das ist die Kehrseite davon –, in jahrhundertelanger Gewöhnung auch gar keine Verantwortung mehr übernehmen wollen. Obrigkeitsdenken und Untertanenverstand entsprechen einander. Das alles ist immer noch das Erbe von Herzog Christoph.

Für die vom Nationalsozialismus verlangte Einführung des „Führerprinzips“ auf allen Gebieten waren das günstige Voraussetzungen. Dazu kam, daß man in der Kirche das „Dritte Reich“ fast durchweg mit großen Hoffnungen begrüßte. In den Pfarrkränzen sprach man mit Genugtuung davon, daß die „Roten“ uns jetzt nicht mehr die Fensterscheiben einwerfen würden. Und wenn man den von diesem Druck „Befreiten“ sagte, sie sollen eben warten, bis die „Braunen“ das tun würden, stieß man auf absolute Verständnislosigkeit.

Bischof Wurm schreibt in seinen Lebenserinnerungen 1953 (S. 94), er habe Hitler einmal entgegengehalten, „das treue Kirchenvolk habe bei allen Wahlen nach 1918 durch seine Abstimmung dafür gesorgt, daß wir nicht in der roten Flut untergegangen seien“. Das stimmt durchaus – und zwar vor allem für Wurm selbst. Er tat das zunächst im „Ev. Volksbund“, der dazu errichtet worden war, um gegen die durch die politische Linke befürchtete religiöse und sittliche Verwilderung einen Damm aufzurichten. In allen Wahlversammlungen wurden die Parteien befragt, welche Rechte sie der Kirche bei der staatlichen Neuordnung zu geben bereit seien. Man hat also in erster Linie in eigener Sache gekämpft. Die befriedigendsten Zusagen kamen natürlich von der politischen Rechten, und die Kirche hielt sich zu ihr. Wurm hat das offenkundig gemacht, in dem er aus dem angeblich „neutralen“ Volksbund austrat und sich, damals als Pfarrer in Ravensburg, 1919 in den Landtag und 1920 in die Verfassungsgebende Landesversammlung als Abgeordneter der deutschnationalen „Bürgerpartei“ wählen ließ.

Man kann Wurm und der von ihm seit 1929 als Kirchenpräsident geleiteten Kirche zugestehen, daß sie aus politischer Verantwortung der Kirche so handeln zu müssen meinten. Aber offenbar bedachten sie dabei nicht, welchen Beitrag sie dadurch zur Zerstörung der Autorität der Weimarer Republik leisteten, falls das nicht sogar ihre Absicht war. Es war schon schlimm, wenn man damals als Vikar erleben mußte, wie ein später sehr prominent gewordener Pfarrer in seiner „roten“ Vorstadtgemeinde demonstrativ die schwarz-weiß-rote Flagge hißte und dazu erklärte, er

sei bereit, für Christus zu sterben. Aber ein viel schlimmeres Zeichen war, daß, von der Öffentlichkeit zwar kaum bemerkt, in dem amtlichen Spruch- und Liederbuch der Landeskirche im Jahr 1926 der Spruch Röm. 13: „Jedermann sei Untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat, denn es ist keine Obrigkeit, ohne von Gott...“ einfach gestrichen wurde. Man meinte offenbar, es den Pfarrern nicht zumuten zu können, die Schüler im Blick auf diese Obrigkeit in diesem Sinn zu belehren.

So hat Wurm, ebenso wie die deutschnationalen Politiker, die der „Harzburger Front“ beitraten, sich auf die Seite der Nationalsozialisten gestellt, und er ist mit seinem Vertrauen auf „Treu und Glauben“ ebenso hereingefallen wie diese. Ein großer Teil der Pfarrer trat spontan den „Deutschen Christen“ bei. Wurm selbst stimmte den Plänen zur Schaffung einer „Reichskirche“ zu, nahm für sich selbst wie die Leiter der meisten Landeskirchen in Anpassung an das „Führerprinzip“ den Titel eines Landesbischofs an, und half mit, die organisatorischen und rechtlichen Voraussetzungen für eine zu diesem Zweck einzuberufende Nationalsynode zu schaffen. Das gelang ihm durch eine, vielleicht gerade noch „innerhalb der Legalität“ liegenden Manipulation der Wahlen zu den kirchlichen Vertretungskörperschaften. Aber das rächte sich sehr schnell: Gegen die alsbald erfolgenden Eingriffe des Staates in die kirchliche Autonomie war dieser Landeskirchentag ein unbrauchbares Organ. Die meisten Pfarrer traten bei den „Deutschen Christen“ wieder aus und stellten sich hinter den Landesbischof. Die Auseinandersetzung zwischen der staatlichen Kirchenpolitik und den auf ihre verfassungsmäßigen Rechte pochenden Landeskirchen nahm den Charakter eines bloßen „Investiturstreites“ an, d. h., er blieb im Rahmen der Wahrnehmung der kirchlichen Rechte gegen den Staat. Einen Protest gegen die politischen Maßnahmen des Staates, soweit sie nicht direkt die Kirche betrafen, suchte man nach Möglichkeit zu vermeiden, also das, was man im Sinne Luthers unter der „politischen Predigt“ versteht. Auch in den vielgerühmten Briefen Wurms an die leitenden Männer in Staat und Partei wurde versucht, diese Grenze einzuhalten.

Dafür nur zwei Beispiele: Am 19. Juli 1940 protestierte Wurm in einem Brief an den Reichsinnenminister Dr. Frick gegen die Tötung der Geisteskranken. Der Brief schließt mit den Worten: „Dixi et animam meam salvavi.“ Einige Wochen später, am 5. September 1940 folgt ein zweiter Brief, der mit den Worten schließt: „Weiß der Führer von dieser Sache? Hat er sie gebilligt? Ich bitte, mich in einer so

ungeheuer ernsten Sache nicht ohne Antwort zu lassen.“ Als Gemeindepfarrer wußte ich, daß jene Maßnahmen auch im „christlichen“ Volksteil keineswegs nur mißbilligt wurden, sondern weithin als Befreiung von Belastungen begrüßt oder sogar von den Angehörigen selbst angeregt wurden. Ich ging daraufhin zu Wurm und sagte ihm, der Schlusssatz seines Briefes sei unmöglich. Er habe als Bischof nicht nur sein persönliches Gewissen zu salvieren und was der „Führer“ dazu sage, sei gleichgültig. Er habe vielmehr öffentlich die Gewissen der Pfarrer und Gemeinden zu unterrichten und ihnen Hilfe zur entsprechenden Predigt zu geben². Ich bot ihm an, Material dazu zu liefern aus meiner eigenen Praxis. Er sah das alles ein. Aber als ich ihm das Material für den Gebrauch der Pfarrer brachte, sagte er, seine „Herren“, d. h. die Oberkirchenräte, seien nicht dafür³.

Vergeblich versuchten wir, Wurm zu einem deutlichen Wort der Kirche in der *Judenfrage* zu veranlassen. Er setzte sich immer nur für die zunächst noch „privilegierten“ Juden, d. h. die „nichtarischen“ Christen, ein. Als die einzelnen Kategorien dieser „Privilegierten“ Schritt für Schritt in die „Endlösung“ einbezogen wurden, schwieg man immer noch, um die noch übrigen nicht zu gefährden. Und so fand die Kirche nie den Absprung, um gegen den Judenmord zu predigen⁴.

Ein anderes Beispiel dafür, wie Wurm dauernd in seiner Argumentation die kirchlichen und die nationalen Gesichtspunkte vermischte, bzw. die einen durch die anderen zu stützen versuchte, ist sein Brief an Göbbels vom 10. November 1941, in dem er zuerst Göbbels selbst zitiert: „Die Chance, die die deutsche Nation heute besitzt, ist zwar die größte, aber auch ihre letzte. Das müssen wir uns täglich und stündlich klarmachen . . . Das muß unser Gebet am Morgen und am Abend sein. Es muß wie ein Leitmotiv durch unser ganzes Sein und Handeln gehen.“ Und nun fährt Wurm selbst fort: „Ganz einverstanden! Sollte dieses schwere Ringen umsonst sein, sollte das deutsche Volk ermatten, . . . so würde die Rache der Feinde eine furchtbare sein. Nur eine völlig geschlossene Nation kann diese Prüfungen bestehen. Aber wer stört beständig die Geschlossenheit der Nation? Wer gibt Kampfparolen aus gegen den christlichen Volksteil, zu dem sich 95 % der Gesamtbevölkerung bekennen? Wer allein kann an den sogenannten planwirtschaftlichen Maßnahmen zur Beseitigung der Geisteskranken, an dem Raub kirchlichen Eigentums, an all den Maßnahmen gegen Kirche und Pfarrstand, die seit Kriegsbeginn einander gefolgt sind, auch an der Behandlung der Nichtarier

eine Freude haben? Doch nur Herr Roosevelt und seine Helfershelfer! Diesen bösesten und verlogenen Feinden des deutschen Volkes wird beständig Material geliefert, das sie brauchen, um die Kreuzzugstimmung . . . bis zur Siedehitze zu steigern.“

Wir hielten solche Briefe für unmöglich. Wurm dagegen meinte, daß das die einzige Sprache sei, die jene Leute verstehen⁵. Grundsätzliche Erwägungen anzustellen, und daraus Konsequenzen zu ziehen, lag ihm eben nicht. Seine Stärke war das spontane, tapfere Handeln, auch wenn er sich dabei in den Argumenten vergriff. In einem Kreis der Bekennenden Kirche sagte damals jemand, Wurm springe los wie eine Heuschrecke, ohne zu bedenken, wo er wieder herunterkommen werde. Das machte ihn liebenswert. Es bedeutete aber auch für die Zusammenarbeit mit ihm innerhalb der Bekennenden Kirche eine schwere Belastung.

Die Bekennende Kirche trat bald in zwei verschiedene Gruppen auseinander: auf der einen Seite standen die „zerstörten“ Kirchen, in denen unter Bruch mit den vom Staat beherrschten Kirchenleitungen eine von den Bekenntnissynoden autorisierte Leitung der „Bruderräte“ entstand. Man nannte sie die „Dahlemiten“, weil sie ihren Ursprung in Dahlem, der Gemeinde von Martin Niemöller, hatten. Auf der anderen Seite standen die „intakten“ Kirchen, denen es gelang, unter Vermeidung offenen Bruches mit den staatlichen Organen eine, wenn auch beschränkte und stets bedrohte rechtliche Eigenständigkeit zu retten. Das ging natürlich nicht ohne viel taktisches Lavieren, aber auch nicht ohne Konzessionen, die theologisch und kirchlich schwerlich zu verantworten waren.

Wurm hielt sich zunächst zur Seite der „Bruderräte“ und beteiligte sich auch an der grundlegenden Synode von Barmen. Und als seine Absetzung drohte, bekannte sich die württembergische Kirche auf einem Kirchentag im April 1934 in Ulm feierlich zusammen mit den Bruderrats-Kirchen als die „rechtmäßig evangelische Kirche Deutschlands vor dieser Gemeinde und der gesamten Christenheit“. Im Herbst 1934, nach der Bekenntnissynode von Dahlem, und nicht ohne Unterstützung durch dieselbe, wurde seine inzwischen erfolgte Absetzung rückgängig gemacht. Damit war die feierliche Erklärung von Ulm vergessen, und Wurm lehnte es ab, den in Dahlem in Vollzug des Barmer Bekenntnisses beschlossenen Bruch mit der Reichskirchenleitung mitzuvollziehen. Er versuchte von da an, die rechtliche „Intaktheit“ seiner Kirche auf die genannte Weise zu erhalten und schloß sich nun seinerseits mit den anderen „intakten“

Kirchen, dem „Lutherischen Rat“, einem rein kirchenpolitischen Zusammenschluß, an.

Das konnte Wurm freilich nicht verhindern, daß er es mit der „bruderrätlichen“ Richtung, den „Dahlemiten“, in seiner eigenen Kirche zu tun bekam in Gestalt der „Kirchlich-theologischen Sozietät“, deren Leiter ich war. Wir haben ihm viel zu schaffen gemacht – und er uns. Verstanden hat er bei seiner Abneigung gegen theologische und kirchenrechtliche Grundsatzfragen eigentlich nie, worum es uns ging. Er schreibt in seinen Erinnerungen: „Als tiefste Ursache, daß der Zwiespalt zwischen den beiden Teilen der Bekenntenden Kirche nicht zu beseitigen war, sehe ich nicht Gegensätzlichkeit, sondern die allzugroße Verwandtschaft der ‚jungen‘ Kirche mit dem totalitären Staat. Gerade weil sie auch totalitär dachte, konnte sie sich auf eine mittlere Linie nicht einlassen.“ (S. 133.)

Aber all diese Vermischung von theologischen, politischen und menschlichen Problemen ist heute nur noch im Blick darauf interessant, was dabei nach 1945 in dem Verhältnis von Staat und Kirche herausgekommen ist. Auch hier hat Wurm wieder eine entscheidende Rolle gespielt.

Seit 1939 arbeitete er an einem „Einigungswerk“ zur Neuordnung der Kirche auf der Grundlage der „intakt“ gebliebenen Landeskirchen. Praktisch bedeutete das den Versuch, die auf dem „Bekenntnisrecht“ stehende Bekenntende Kirche zu liquidieren. Diese war allmählich zermürbt und müde geworden und ließ sich zum großen Teil auf dieses „Einigungswerk“ ein, das dann zur Neuordnung der Kirche nach dem Zusammenbruch des Reiches führte. Als die Kirchenführer beider Seiten im August 1945 in Treysa zusammenkamen, war es nur Wurm zu verdanken, daß trotz vieler Widerstände eine aus beiden Seiten gebildete „provisorische Leitung der Evangelischen Kirche in Deutschland“ zustande kam, die eine Grundordnung ausarbeiten sollte, die dann 1948 in Eisenach vorgelegt und angenommen wurde. Wegen des Widerstandes der konfessionalistischen Lutheraner brachte man es allerdings nur zu einem „Kirchenbund“. Als „Kirche“ betrachteten sich nur die innerhalb dieses „Kirchenbundes“ unter sich zusammengeschlossenen lutherischen Landeskirchen gegenseitig.

Wurm konnte mit Recht Eisenach 1948 als die Krönung seines Lebenswerkes betrachten. Aber was wurde damit aus der Bekenntenden Kirche? Der Reichsbruderrat beschloß in Eisenach mit nur einigen wenigen Gegenstimmen, sein ihm von den Bekenntnisynoden gegebenes kirchenleitendes Mandat als

erloschen zu betrachten, bzw. es an diesen „Kirchenbund“ abzugeben, von dem sich erst noch zeigen mußte, ob er mehr werden würde als ein zentral geleitetes kirchliches Verwaltungsorgan, nachdem wegen der Lutheraner die Bekenntnisfragen ohnehin seiner Zuständigkeit entzogen worden waren.

Die Hoffnung auf eine vom Staat freie, nur auf ihrem eigenen Bekenntnisrecht stehende Kirche, die uns im Kirchenkampf leitete, war durch jene Selbstliquidation des Reichsbruderrates illusorisch geworden.

Trotz allem konnte auch diese restaurierte Kirche nach all ihren Erfahrungen und ihrem Versagen im „Dritten Reich“ an der *Frage nach der politischen Verantwortung der Kirche* nicht vorbeigehen, auch wenn sie wegen der betont kirchenfreundlichen Haltung der Besatzungsmächte im Westen nicht mehr so dringend erschien. Aber der Osten war ja auch noch da; und für die Kirchen in der DDR war das Problem nach wie vor brennend.

Man hat diese Frage schon in Treysa 1945 behandelt und ist dabei auf die kurzschlüssigste und theologisch unmöglichste Lösung gekommen, unter der wir heute noch, und vermutlich noch lange zu leiden haben. Es zeigte sich, daß wir auf diese entscheidende Frage überhaupt nicht vorbereitet waren, weil wir ja den Kirchenkampf nicht im Sinne von Luthers „Politischer Predigt“, sondern nur als „Investiturstreit“ geführt hatten. Daraus ergab sich die in Treysa herrschende Verlegenheit. Die Verantwortung der Kirche für das öffentliche Leben wurde zwar bejaht. Zugleich aber sollten sich die Amtsträger der Kirche von den politischen Auseinandersetzungen fernhalten und dafür die christlichen „Laien“ als ihren weltlichen Arm einsetzen. Über den Pfarrer wird dort gesagt: „Er muß sich der Gefahr bewußt bleiben, die in jeder Veräußerlichung seines Amtes ruht. ‚Wer das Schwert nimmt, wird durch das Schwert umkommen.‘ Er darf sich wohl in sachlicher Arbeit am öffentlichen Wesen betätigen, aber keinesfalls in den Tageskampf der Parteien und Gruppen hineinzerren lassen.“ Man beachte: für den Pfarrer ist die politische Stellungnahme nicht nur eine „Veräußerlichung seines Amtes“, sondern ihm wird sogar gedroht mit den Worten des Petrus: „Wer das Schwert nimmt, soll durch das Schwert umkommen.“ Jedoch zu eben dieser derartig abqualifizierten politischen Tätigkeit sollen zugleich die christlichen „Laien“ aufgefordert werden. Dieser Widerspruch konnte nicht gut aufgehen.

Man forderte damit nicht nur die politische Abstinenz der Pfarrer und Amtsträger – wie wenn das in einer politisch so eminent geladenen Situation überhaupt möglich gewesen wäre – sondern in der Botschaft von

Treysa heißt es weiter: „Dies schließt nicht aus, daß die Kirche die Bildung einer politischen Partei, die sich selbst auf christliche Grundsätze verpflichtet, mit Wohlwollen aufnimmt.“ Infolge davon wurde die CDU gegründet als der weltliche Arm der Kirche. Mit ihrer Hilfe konnten die beiden Kirchen jedenfalls alle verlorengegangenen Rechte und Privilegien vom Staat zurückgewinnen und viele neue dazu. So spielte nach 1945 die CDU für die Interessen der Kirche dieselbe Rolle wie nach 1918 die politische Rechte. Aber worin sollten eigentlich jene „christlichen Grundsätze“ für die Politik bestehen? Diese entscheidende Frage hat man sich kaum gestellt. Sie läßt sich hinterher eigentlich nur für den katholischen linken Flügel der CDU klar beantworten, der sich für seine Politik auf die päpstlichen Sozialenzykliken beruft. Das treffendste dazu hat der Jesuit von Nell-Breuning in seinem Buch „Über die Problematik christlicher Parteien“ schon 1946 gesagt: „Die Parteilbildung vom Boden der christlichen Weltanschauung – wenn christlich nicht gleichbedeutend mit ‚katholisch‘, sondern als weiterer pseudogenetischer Begriff verstanden wird, ist in Wahrheit gar keine Parteilbildung vom Boden einer vorgegebenen Weltanschauung her. Sie ist nichts anderes als der Versuch, einen Machtfaktor gegen die antichristlichen Machtfaktoren zu schaffen und politisch zu aktivieren. Das Weltanschauliche bei diesem Versuch beschränkt sich streng genommen auf ein Anti-Anti, eine doppelte Negation.“

Für die Gesamtpartei gilt das Rezept, das ein evangelischer Publizist in der „Sonntagszeitung“ verteidigte: „Die Union ist eine *Wählerpartei*, sie braucht den Applaus der Massen, und ihre Bindeformel ist eher vorder- als hintergründig. Sie lautet C plus Erfolg.“

Wie sich dieses Abschieben der politischen Verantwortung der Kirche an diesen ihren politischen Arm ausgewirkt hat, brauche ich nicht weiter auszuführen, weil es allgemein bekannt ist. Die Kirche ist einfach dem politischen Trend in der Bundesrepublik gefolgt: Im kalten Krieg zwischen Ost und West hat sie sich in die westliche Front einreihen lassen. Als anfangs die Politiker selbst die Wiederaufrüstung nicht für opportun hielten, gab es auch tapfere Worte der Synoden dagegen. Als der Staat seine Meinung änderte, zog die Kirche jeweils nach. Sie schloß den Militärseelsorgevertrag und meldete sich im übrigen zur Sanität ab, indem sie wenigstens sich um die Kriegsdienstverweigerer annahm. Ihre Bemühungen um den Zusammenhalt der evangelischen Kirchen im geteilten Deutschland hat sie damit selbst unmöglich

gemacht. Als sie endlich – viel zu spät – anfang, sich in Form von „Denkschriften“ wenigstens vorsichtig um die „politische Predigt“ im Sinne Luthers zu bemühen, wurde das kaum mehr beachtet. Doch als sie dabei einmal ausnahmsweise tatsächlich Stellung nahm, wie in der Ostdenkschrift, bekam sie die größten Schwierigkeiten in ihren eigenen Reihen, welche immer noch eine „unpolitische“ Predigt wollten. Sie braucht sich nicht zu wundern, daß sie nach 20 Jahren der Restauration heute mit einer revolutionären Bewegung innerhalb der Kirche rechnen muß.

Anmerkungen:

¹ Als Beispiel dafür, was aus dieser „politischen Predigt“ in Württemberg im „Dritten Reich“ geworden ist, lese man den Band: *Landesbischof D. Wurm und der nationalsozialistische Staat 1940–1945. Eine Dokumentation* in Verbindung mit Richard Fischer, zusammengestellt von Gerhard Schäfer, Stuttgart 1968, auf den wir noch mehrmals zurückkommen werden. Ich zitiere aus einem Brief von Bischof Wurm an einen Stuttgarter Pfarrer Y, der an einem Hirtenbrief von Wurm Anstoß nahm: „Wie frei durfte Luther reden bei seinen Aufrufen zum Widerstand gegen die Türken. Welcher der Heutigen könnte eine solche freimütige Sprache nach innen verstehen und ertragen? Der Mund ist uns verschlossen, solange nicht gegen das Böse in unseren eigenen Reihen gezeugt werden kann und der Nimbus von der Unfehlbarkeit und Unantastbarkeit des heutigen Regimes aufrecht erhalten werden soll. Ich darf Sie bitten, diese Ausführungen als einen ganz persönlichen Vertrauensbeweis anzusehen und entsprechend verschwiegen zu behandeln. Ich nehme gerne eine Erwiderung zur Kenntnis, glaube aber, es wäre das Beste, wenn wir uns mündlich austauschen würden...“ (S. 361). – ² *Dokumentation* S. 144 ff.: „Ein Zeugnis und Beispiel theologischer Erarbeitung der Fragen, die sich aus den Euthanasie-Maßnahmen ergaben, durch württ. Pfarrer ist das Referat von Pfarrer Diem über: ‚Das Problem des Lebens unwerten Lebens in der katholischen und in der evangelischen Ethik‘ (in: Hermann Diem: sine vi-sed verbo, Theol. Bücherei 25, München 1965, das er am 30. 1. 1941 dem Landesbischof zusandte). Beigelegt waren ‚Gesichtspunkte zu einer seelsorgerlichen Handreichung‘.“ – ³ Das steht allerdings nicht in den Akten und fehlt darum in der „Dokumentation“. – ⁴ Beispiele dafür finden sich in der *Dokumentation*, u. a. S. 157: „In der Kollegialsitzung des Oberkirchenrats vom 16. 9. 1941 referierte Pressel über die Einführung des ‚Judensterns‘ auf 1. 9. 1941. Er führte aus, daß, bei aller Einsicht in die durch die Polizei-Verordnung sich ergebenden Schwierigkeiten, doch die Kirche des Evangeliums aus biblischen und seelsorgerlichen Gründen keine Ausnahmebestimmungen und Sonderregelungen für die Zugehörigkeit von nichtarischen Christen zur Gemeinde und ihrer Teilnahme an gottesdienstlichen und sonstigen Veranstaltungen erlassen kann“ (Matth. 11, 28; 13; 28, 19; 20; Joh. 14, 6 und 2). Die Agape des Neuen Testaments weist unsere seelsorgerliche und praktische Liebe und Teilnahme auf diese in äußerer und innerer Not befindlichen christlichen Brüder und Schwestern hin, so wenig die rassischen Schranken übersehen werden können und so wenig wir ihnen unter den staatlichen Rassegesetzen äußerlich helfen können. Es wird freilich auch von den in Betracht kommenden, übrigens wenigen nichtarischen Christen auch Takt und Zurück-

haltung erwartet. Es wird daher beschlossen, von einem diesbezüglichen Ausschreiben abzusehen, dagegen unmittelbare Anfragen direkt und positiv zu beantworten und im übrigen, insbesondere bei der nächsten Dekanskonferenz, die Geistlichen über die von ihnen einzunehmende Haltung zu orientieren und sie zu seelsorgerlichen Besuchen zu ermuntern. Die erwähnte Dekanskonferenz fand am 1.10.1941 statt. Neue Gesichtspunkte oder Tatsachen scheinen sich nicht ergeben zu haben. In einem persönlichen Brief an Wurm hatte Diem den Landesbischof gebeten, es möchte am 3. Advent, 14. 12. 1941, im Anschluß an den Text der Epistel (Apg. 3, 19–26) ein einheitliches deutliches Wort der Kirche zur Judenfrage gesagt werden. Wurm ging jedoch darauf nicht ein.“ Vgl. auch S. 159 ff. – S. 165 Anm. 34: „Eine anonyme Eingabe“, die an Ostern 1943 Landesbischof D. Meiser

übergeben und von diesem an Wurm weitergeleitet wurde, blieb nach den Akten unbeachtet. Die Eingabe stammte von Diem; vgl. dazu ‚Wider das Schweigen der Kirche zur Judenverfolgung, Offener Brief an Landesbischof D. Meiser‘ (1943); Diem, sine vi-sed verbo, S. 108 ff.“ – ⁵ Diese „Sprache“ scheint auch dem Herausgeber der Dokumente, dem Historiker *Gerhard Schäfer* einige Verlegenheit bereitet zu haben, wie aus einer Bemerkung in seinem Vorwort hervorgeht: „Seine Argumentation mag Späteren manchmal seltsam oder auch befremdlich erscheinen, sie muß aber aus der Situation heraus verstanden werden. Es wird nie ganz zu klären sein, was in seinen Briefen an Staats- und Parteistellen vordergründige Anpassung an Sprechweise und Horizont dieser Stellen, aber nicht eigene und eigentliche, letzte Grundanschauung war ...“ (S. 11).

Denkmalpflege und Architekt

Vortrag von Peter Haag

Denkmalpflege ist für uns Architekten eine Aufgabe, nicht die einzige und nicht die ausschließlich wichtigste, zum Glück – solche distanzlose Einseitigkeit würde der Sache und unserer Arbeit schaden. Dann: Denkmalpflege ist für uns Architekten eine *gefährliche* Aufgabe. Wer sie sieht als amüsante kosmetische Playboy-Betätigung, sieht sie grundfalsch und schadet ihr und sich. Denkmalpflege zwingt den Architekten zur kritischen Nachprüfung seiner Anschauungen und seiner Arbeit. Hierbei bleiben möglicherweise peinliche Erkenntnisse nicht aus. Aber aus dem Zwang, geistige Arbeit und gestalterische Zucht zu verbinden – und das ist die unabdingbare Forderung der Denkmalpflege –, erwächst eine Bereicherung für unsere berufliche Tätigkeit, wie sie, wenn ich richtig sehe, keine andere Disziplin für uns bereithält.

Nun konkret meine Themen:

1. Über die heute mögliche Ablehnung jeglicher Denkmalpflege durch die Architekten (für Architekten können Sie auch setzen: durch den Bürger XY, durch den Gemeinderat, den Minister oder wen Sie wollen).
2. Über die heute wieder mögliche Bejahung der Denkmalpflege und ihrer Aufgaben durch den Architekten oder durch ... s. oben.
3. Über die praktische Tätigkeit des Architekten in der Denkmalpflege.
4. Anregungen aus der Praxis.

Zu 1: Ablehnung aller Denkmalpflege

Es gibt heute die grundsätzliche Möglichkeit, zu leben und zu arbeiten mit einem in sich geschlossenen und logischen Denksystem, innerhalb dessen die Kategorien der Geschichte, und damit auch jede Denkmalpflege, wert- und sinnlos werden. Ähnlich wie Teilhard de Chardin von der nicht abzustreitenden Tatsache aus-

gehend, daß nicht nur die geistigen, sondern auch alle technisch-naturwissenschaftlichen Entwicklungen einer progressiven Beschleunigung unterworfen sind (die berühmte Kurve, die heute plötzlich auf allen Gebieten steil nach oben geht), endet Pierre Bertaux (im Gegensatz zu Teilhard) in seinem sehr zum Nachdenken anregenden Buch „Mutation der Menschheit“ bei folgenden antihistorischen Perspektiven. (Erlauben Sie bitte, daß ich, um abkürzen zu können, ein paarmal zitiere.) Pierre Bertaux:

„Im Verlauf der letzten 15 Jahre, d. h. im Zeitraum einer halben Generation, sind fortgesetzt neue Tatsachen in den Bereich des menschlichen Bewußtseins getreten; Tatsachen von solcher Wichtigkeit, daß eine jede für sich hingereicht hätte, eine entschiedene Revolution, einen Wendepunkt der Geschichte zu bezeichnen.

Mit dem Beginn der Geschichte betrachtete sich der historische Mensch als Maß aller Dinge; und plötzlich ist der Maßstab (selbst), an dem wir alles zu messen gewohnt waren, in Frage gestellt. Alle unsere Bezugssysteme, alle festen Zusammenhänge unseres Denkens, unseres Handelns, unseres Daseins überhaupt sind davon betroffen und müssen revidiert werden. Und das nicht etwa ein für allemal; die Entwicklung der Dinge geht jetzt so schnell vor sich, daß die Revision zu einem Dauerzustand, zu einer geistigen Haltung werden muß.“ Und an anderer Stelle:

„Das 19. Jahrhundert – und in seinem Gefolge das 20. – hat eine Hochschätzung der Kenntnis der Vergangenheit erlebt, die vermutlich eine vorübergehende Überschätzung war. Es ist durchaus möglich, ja wahrscheinlich, daß sich die Menschheit von morgen für ihre Vergangenheit weniger interessieren wird als wir es immer noch tun.

Man kann sich sehr gut vorstellen – und vielleicht sind

wir schon soweit –, daß der Kult der Vergangenheit, den wir gekannt und geübt haben, ebenso verschwindet wie der Totenkult und aus denselben Gründen. Eine Menschheit ohne Gedächtnis oder mit einem sehr begrenzten Erinnerungsvermögen; unbeschwerte, immer jugendlich und frisch empfindende Menschen ...“

Also vergessen, den wertlos gewordenen Ballast der Geschichte abwerfen – natürlich dann auch die Denkmalpflege –, um trainiert und „frei“ zu sein für die Aufgaben der Zukunft ...

Oder, für den Architekten: das alte Zeug abbrechen, neu, offen und flexibel für die Zukunft bauen ... ein Standpunkt, der unter Architekten gar nicht so selten ist. Es ist nicht leicht und nichts weniger als bequem, sich der Faszination solcher Gedanken, und tauchen sie auch nur gelegentlich auf, zu entziehen. Sie mit einer Handbewegung einfach vom Tisch zu fegen, könnte gefährlich sein. Ich sehe die Notwendigkeit für jeden, sie nachzudenken.

Zu 2: Bejahung der Denkmalpflege

Es gibt heute aber wieder auch die Möglichkeit, zu leben und zu arbeiten mit einem anderen, in sich mindestens ebenso geschlossenen und mindestens ebenso zeitgemäßen Denksystem, innerhalb dessen die Geschichte, unsere Vergangenheit, einen neuen und notwendigen Platz (neben anderen Disziplinen) hat. Es ist eine andere Art von Geschichtsdenken als das des 19. Jahrhunderts, es ist entidealisiert, unsentimental und rational geworden, zieht keinen wackelig gewordenen vaterländischen Karren mehr und redet keiner kleinkarierten Heimattümelei das Wort. Geschichte und damit Denkmalpflege ist erkannt als Hilfe, als lebensnotwendiger Erkenntnisvorrat, der dem Heute und dem Morgen dient.

Hören Sie den neuen Ton in der Einleitung der „Internationalen Charta über die Erhaltung und Wiederherstellung von Denkmälern“:

„Als Träger einer geistigen Botschaft der Vergangenheit bleiben die monumentalen Werke der Völker im heutigen Leben das lebendige Zeugnis ihrer jahrhundertealten Tradition. Die Menschheit, die sich täglich der Einheit humaner Werte bewußt wird, betrachtet sie als ein gemeinsames Erbe und bekennt sich den künftigen Generationen gegenüber solidarisch verantwortlich für ihren Schutz. Sie ist verpflichtet, sie ihnen in dem ganzen Reichtum ihrer Ursprünglichkeit zu übermitteln.“

Oder die Einleitung zu der Resolution des UIA-Kongresses 1967 in Prag (nicht ganz glücklich aus dem Französischen übersetzt):

„Das historische Erbe der Architektur bereichert unser Lebensmilieu. Dieses Erbe ist von einem unschätzbaren kulturellen Wert und bringt die Kontinuität des Lebens und des schöpferischen Geistes der verschiedenen Nationen zum Ausdruck. Die Achtung vor den historischen Denkmälern reicht von dem Schutz der einzelnen Monumente bis zur Erhaltung der gesamten historischen Umgebung ...“

Hier wird eine alle Menschen verbindende und formende

Kraft geschichtlicher Kontinuität erkannt, und es werden Brücken geschlagen.

Der tschechische Philosoph Gardavsky weiß:

„Nichts Neues, keine Erscheinung der Wissenschaft, der Technik oder der Kunst, keine Veränderung der politischen Machtverhältnisse, keinen Fortschritt (können wir) für genügend gefestigt (ansehen), solange er nicht in Beziehung gesetzt ist zu allem, was sich zum menschlichen Wert der Geschichte summiert.“

„Was in der Geschichte scheinbar ein toter (fertiger, vollendeter) Gegenstand ist, was also „vergangen“ ist, ist in Wirklichkeit geladen mit Anrufen als Engrammen (also mit bleibenden Spuren geistiger Eindrücke) und wird objektiv zum Motiv für neue Betätigungen.“

Also das Bild: Geschichte wird uns transparent und wird zum Aktivum für eine Gegenwart, die, wie kritisches Sehen zeigt, dieser Hilfe dringend bedarf!

Noch einmal Gardavsky:

„Die heutige Welt ist in der Tat vorläufig, und es ist nicht sicher, ob die Menschheit das gegenwärtige historische Stadium eines fürchterlichen Provisoriums überleben wird.“

Auch wir Architekten, soweit wir nicht gedankenlos auf den etwas trüben Wogen kleiner Alltagserfolge glauben schwimmen zu können, wissen um die innere Unsicherheit bei unserer Arbeit, um unser Nicht-genügend-orientiert-sein. Der erfahrene Hillebrecht gesteht: „Ich weiß, wie wenig ich weiß.“

Sigfried Giedion in seinem großartigen Buch „Raum, Zeit und Architektur“ in dem Kapitel, das er überschreibt „Geschichte als Teil des Lebens“:

„Planung jeder Art erfordert von uns eine Erkenntnis, die über den augenblicklichen Stand der Dinge hinausgeht. Um zu planen, müssen wir wissen, was in der Vergangenheit vor sich ging, und fühlen, was die Zukunft fordern mag.“

Vom Soziologen, hier von Mitscherlich, müssen wir uns sagen lassen: „Heute wird gebaut, ehe gewußt wird; was wir brauchen, ist eine Menschenwissenschaft.“

... und zu dieser gehört Geschichte! Frey-Otto zieht nach (das wurde alles in Hannover vor 2 Jahren gesagt):

„Wir brauchen Aufgabenforschung!“

Und dafür Grundlagen, also auch Geschichte! Also wahrlich kein Grund für hochmütiges Lächeln über Vergangenes – dafür Geschichte richtiger verstehen, endlich vor allem auch die geistigen, sozialen, ökonomischen Hintergründe der Architektur aller Zeiten erkennen und (wieder wir Architekten) bekommen den Blick wieder frei für die reichen, unausgeschöpften Formideen aller Jahrhunderte.

Noch einmal Sigfried Giedion: „Die Einstellung zur Vergangenheit wird nur schöpferisch, wenn der Architekt fähig ist, ihren inneren Sinn zu erfassen.“ Er sieht es: „Die schöpferischen Künstler unserer Zeit – Dichter, Maler, Bildhauer und Architekten – verschmelzen Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft in der unteilbaren Ganzheit menschlichen Schicksals.“

Unsere besten Architekten bestätigen dies: Ronchamp, La Tourette, Montreal, Mies' Museumsbau in Berlin, alle Terrassenhäuser, Patios sind ohne freilich schöpferisch verarbeitetes Geschichtserlebnis nicht denkbar!

Genug! Es wäre leicht, weiter zu zitieren, weitere Gedanken und Bauten als Belege zu bringen dafür, wie hochaktuell Geschichte durch eine neue Art, sie zu sehen, geworden ist. Leben und Arbeiten ohne Geschichte oder mit Geschichte – jeder von uns kann, in völliger Freiheit, seine Antwort geben auf die Frage, welches Denkmodell das seine ist. Das meine schließt die Geschichte ein, weil ich mir bei abgehackten Wurzeln nur ein unnatürliches Treibhauswachstum vorstellen kann. Und ich glaube, bei allem Pessimismus, doch nicht daran, daß sich die Menschheit so zur kompletten Unnatürlichkeit hin entwickeln läßt, wie Bertaux meint.

Und hieraus leite ich das Recht ab, im folgenden über die Denkmalpflege selbst überhaupt heute noch zu sprechen.

Also zu 3: Zur praktischen und wie gezeigt offenbar immer noch „standesgemäßen“ Arbeit des Architekten im Bereich der Denkmalpflege.

Was bietet die Denkmalpflege dem Architekten als Aufgabe an? (Ich klammere aus: alle städtebaulichen Fragen in Verbindung mit unseren alten Ortskernen; ebenso, um zu straffen, nichts über die Archäologie, Plastik, Malerei und andere Spezialgebiete, obwohl in der praktischen Arbeit fast täglich Berührungspunkte mit diesen Bereichen gegeben sind.)

Die Denkmalpflege bietet uns Bauwerke an, die

- a) zu konservieren sind, d. h. der Befund kann nicht geändert werden und ist nur zu erhalten und vor Schaden zu schützen. Beispiel etwa Steinhausen.
- b) zu restaurieren sind, d. h. deren charakteristischer historischer Bestand, meist als Mischform aus verschiedenen Perioden auf uns gekommen, teils erhalten, teils instand gesetzt oder in kleinerem Umfang ergänzt oder umgestaltet werden soll.

Das ist die große Gruppe der Bauten, an denen der Architekt sehr weitgehend und komplex zu arbeiten hat. Kirchen, Schlösser, Nutz- und Wohnbauten in Stadt und Land. Hier stehen wir der weiten Skala aller formalen und technischen Fragen, die für die denkmalpflegerische Arbeit so charakteristisch sind, gegenüber.

- c) Bei der dritten Gruppe, die ich die „gestaltende Denkmalpflege“ nennen möchte, stellt sich die Aufgabe weitgehender Eingriffe, Ergänzungen und Umbauten. Z. B. ein Dominikanerkloster von Dominikus Zimmermann in ein städtisches Kulturzentrum oder ein klassizistisches Palais in eine Stadtbücherei umzuwandeln. Also: neue Zweckbestimmung bei möglichst weitgehender Erhaltung der charakteristischen Bausubstanz. Die oft immensen Kosten für die Erhaltung historischer Bauwerke wird dazu führen, daß solche Aufgaben in der Zukunft wahrscheinlich oft gestellt werden; denn nur das Finden eines sinnvollen und

wirtschaftlichen Verwendungszwecks wird viele unserer Bauten vor der Vernichtung schützen. Nur Glanzstücke, gerade etwa Steinhausen oder Otto-beuren, können (hoffentlich) auch in der Zukunft noch ihr durch allzu rationales Denken nicht bedrohtes Eigenleben führen.

Soviel zum Angebot, das uns gemacht wird. Was haben wir dagegen zu bieten, was erwartet die Denkmalpflege von uns Architekten? Um es vorwegzunehmen: sehr viel! Sicher mehr als das, was unsere alltägliche Praxis uns abfordert, und zwar in verschiedener Hinsicht, im Gestalten ebenso wie im wissenschaftlichen, technischen und handwerklichen Bereich.

Zu den Fragen der Gestaltung:

Das historische Bauwerk fordert vom Architekten (von der Dimension des Städtebaus bis zur letzten Farb- und Materialfrage) mehr als eine falsch verstandene, verwässerte Moderne, deren Formen in hektischem Tempo so schnell wechseln wie die Mode. Jedes historische Bauwerk hat einen ihm eigenen Maßstab, der die künstlerische Grundordnung für alles Gestalten an ihm, in ihm und neben ihm festlegt. Maßstab: hierunter verstehe ich nicht nur die Größenmaße und die Verhältnisse eines Baues, sondern auch das, was man seine Haltung nennt, ebenso seine Rhythmisierung, seine Schwere oder seine Leichtigkeit, seine kontrapunktischen Keime, seine Materialstruktur und seine Farbigkeit, und auch das, was seine im Grunde nicht definierbare Atmosphäre innen und außen ausmacht. Wahrscheinlich oft unbewußt, sicher aber mit weniger Mühe, weil die Konstruktionen und die Baustoffe gleiche oder ähnliche waren, haben sich in der Vergangenheit alle Generationen an diese Maßstäblichkeiten gehalten.

Aber unsere Baustoffe, unsere Konstruktionen und unsere Formvorstellungen sind heute weitgehend von dieser Tradition abgeschnitten und nach ihrer ganzen Art neu. Es gab, noch nicht weit zurückliegend, eine Zeit (wir Älteren erinnern uns noch daran), in der man glaubte, diesen Tatbestand durch einen forcierten Traditionalismus überspielen zu können. Das bekam der Denkmalpflege oft nicht gut. Es gibt zwar auch heute noch denkmalpflegerische Aufgaben, für die diese traditionelle Formsprache, gut gemeistert, zu guten Lösungen führen kann. Aber das wird, je länger, je mehr, seltene Ausnahme werden. Das zentrale Problem ist heute die Auseinandersetzung zwischen der (und hier nun im besten und voll bejahenden Sinne) modernen und der historischen Architektur, das Nebeneinander, das Abstimmen von Neu und Alt.

Nicht nur die gesellschaftliche Welt, in der wir leben, ist eine pluralistische, sondern auch unsere Formenwelt. Unsere Formmuster sind nicht mehr in der Nähe beheimatet, zwischen Heilbronn und Ulm oder zwischen Ulm und dem Bodensee, sondern zwischen Japan und Mexiko (links herum, dazwischen liegt noch einiges von Afrika und [sogar] von Europa). Ich schließe die Möglichkeit nicht aus, daß einmal, neu entdeckt, auch ein

Farbklecks Mitteleuropa oder gar Süddeutschland die internationale Formpalette für einige Zeit bereichert. Sei's drum! Der totale Formpluralismus ist vorgegebener Tatbestand! Seine Aspekte können für unsere Arbeit negativ oder positiv sein:

Schlimm wird es (und ist es, wie figura weithin zeigt), wenn gerade für 2 Jahre propagiertes „Japan“ und gleich darauf genauso einseitig, gerade moderne sudanesishe Lehmarchitektur im dritten Aufguß in unseren alten Städten herumläppert.

Ein Gutes hat diese trübe Brühe (um im Bild zu bleiben): sie riecht für die Nasen aller ziemlich schnell abgestanden. Die vielfach nur modisch bedingte, einseitige Zufälligkeit dieser Formen, ihre im wahren Sinn des Wortes wahllose, nur vom Zwang des „Aktuell-sein-wollens“ diktierte Anwendung kann bestenfalls zu gelegentlichen Zufallserfolgen führen. In der Regel muß, fast zwingend, eine schreiende Dissonanz entstehen.

Und dabei ist die Möglichkeit *freier Formwahl* heute eindeutig gegeben! Je umfassender unsere Kenntnis aller heute zur Verfügung stehenden modernen Formmöglichkeiten ist, je mehr wir es lernen, den Mut zur freien Wahl auch gegen den jeweiligen lokalen Modeterror aufzubringen, und uns dann auch zutrauen, unsere persönliche Handschrift nicht mehr zu verquälen – um so sicherer kommen wir überzeugenden richtigen Lösungen näher, deren Maßstab in bezug auf den alten Bau und seine Teile stimmt, die sich aus der starren Schablone befreit haben und die – vielleicht – in subtiler Andeutung sogar wieder landschaftscharakteristische Qualitäten besitzen.

Ich war erfreut, vor kurzem in der Braunschweiger Antrittsvorlesung von Professor Lehmbruck solche Gedanken bestätigt zu finden. Er spricht von den Möglichkeiten einer neuen Gestaltpsychologie, also einer deutlicheren formalen Charakterisierungsmöglichkeit unserer neuen Bauten, von einer „Semantik“, einer neuen Bedeutungslehre in der architektonischen Formensprache. Damit wären für die bis heute vielfach so monotone moderne Architektur Differenzierungsmöglichkeiten zu gewinnen, die ihren Rang bedeutend erhöhen würden. Nicht zuletzt die Denkmalpflege und ihre Objekte würden hieraus Nutzen ziehen.

So paradox es also scheinbar klingen mag: diejenige wirklich moderne Architektur unserer Zeit, die die höchsten und differenziertesten Qualitätsansprüche stellt, ist die der Denkmalpflege angemessenste Partnerin. Mittelmäßigkeit und Schablone werden den Aufgaben, die die Denkmalpflege zu stellen hat, stellen muß, nicht gerecht. Wir müssen der Denkmalpflege das jeweils bestmögliche an architektonischer Qualität anbieten. Auch für den praktischen Bereich des Konservierens, der Schutz-, Sicherungs- und Instandsetzungsmaßnahmen, kurz für alle technischen und handwerklichen Arbeiten am Bau, erwartet die Denkmalpflege von uns Architekten umfassendes Wissen, wiederum mehr als das Quantum, mit dem man in der Normalpraxis auskommt. In diesen Dis-

ziplinen stümpern, heißt Hunderttausende vergeuden!

Dazu kommt, daß uns fast jedes bautechnische und handwerkliche Problem am alten Bau in besonders exemplarischer Form präsentiert wird. Und noch ein Weiteres: nicht mehr alle Bauberufe sind den an sie beim historischen Bau zu stellenden, meist hohen Anforderungen gewachsen:

Zwar: glänzende Ergebnisse mit guten Hoch- und Tiefbaufirmen, wenn es um oft komplizierte Gründungen, Abfangungen, Sicherungen, Durchbrüche geht. Auch gute Zimmerleute finden sich meist noch, ebenso Dachdecker, wenn man ihnen gutes Material zur Hand gibt. Gute Maurer, Steinmetzen und Stukkateure werden aber immer mehr Mangelware, das Gipserhandwerk ist für unsere Aufgaben oft kein zuverlässiger Partner mehr.

Mancher Schreiner hat verlernt, mit Holz so umzugehen, wie dies ein lebender Stoff verlangt – der vielseitige Restaurator muß hier oft, über sein eigentliches Fachgebiet hinaus, als hochgeschätzter Ersatzhandwerker einspringen. Das gute Handwerk, das den Qualitätsbegriff noch kennt und das wir brauchen, droht sich zu verlieren!

Wir sollten in Gesprächen mit den Fachverbänden versuchen, mindestens ein bestimmtes Grundwissen zu retten. (Ich bin nicht der Meinung, daß dies neben der fortschreitenden Mechanisierung unmöglich ist.) In jedem Einzelfall müssen wir also sehen, wie wir mit einer gelegentlich reichlich gemischten Mannschaft zurechtkommen – zurechtkommen sozusagen „bei permanenter Windstärke 11“: weichende Fundamente, Mauerrisse, Senkungen, Grundfeuchtigkeit bis hoch hinauf, Hausschwamm, verfaultes Holz, zusammensinkendes Fachwerk, undichte Dächer, keine oder schlechte Rinnen, dadurch feuchtes Mauerwerk von oben und zerstörte Dachstühle, wieder Hausschwamm, Hausbock und wie die lieben Wesen alle heißen, in den Wänden und Decken durchfeuchtete Lehmstakungen, darauf teigige Gipsputze, zerstörte Parkettböden, zerschlagene Bodenplatten, gerissene gestemnte Türen usw.

Hinzu kommen noch die bauphysikalischen und bauchemischen Probleme unserer Arbeit:

Mauerentfeuchtung – welches System bringt tatsächlich Erfolg?

Heizung: Gefahr der Kondensatbildung, einerseits.

Andererseits: in plötzlich zu trockenen und zu warmen Räumen knallt das alte Holz, daß einem buchstäblich Hören und Sehen vergeht. Steinfestigung und Steinkonservierung: bei unserer hochaggressiven Luft in den Städten allmählich eine derart differenzierte Chemie, daß die Übersicht droht verlorenzugehen. Außenputze und Fassadenfarben: hier wird es mitunter fast kriminell. Moderne Baustoffe, Kunststoffe am alten Bau: wie ist die Verträglichkeit zwischen Alt und Neu? Die Skala schwankt (übrigens auch formal) von hervorragend, letzte Rettung bis zur absoluten Unverträglichkeit.

Dies als kleines Stichwortverzeichnis zur praktischen Arbeit in der Denkmalpflege. Fortsetzungsmöglichkeit beliebig. Sehen Sie mir bitte mein gelegentliches schein-

bares Überzeichnen nach – es ist die Wirklichkeit am Bau, die sich hier spiegelt. Und von uns erwartet man, daß wir mit alldem fertig werden, daß wir wenigstens, wie man so schön sagt, unser Handwerk verstehen. Enttäuschungen und Fehlschläge drohen uns allzuleicht – und irgendwo drohen dann möglicherweise schnell auch gerade die Paragraphen der VOB oder des BGB, die es mit uns Architekten oft weniger gut meinen als mit den Handwerkern.

„Anspruchsvolle Denkmalpflege“ mag der eine sagen; „gute Lehrmeisterin“ der andere. Ohne viele technische und handwerkliche Kenntnisse und ohne den festen Willen, diese Kenntnisse laufend zu ergänzen, besteht, um im Bilde zu bleiben, bei Windstärke 11 tatsächlich die Gefahr, ruhmlos unterzugehen – und das gute Geld des Bauherrn mit in die Tiefe zu ziehen.

Doch wir sind zum Glück nicht allein. Die Team-Arbeit ist in der Denkmalpflege längst zur Selbstverständlichkeit geworden. Aber von jedem in der Gruppe wird ein Mehr an Wissen verlangt! Vom erfahrenen Statiker, daß er neben Beton und Stahl auch in Holz denken kann und daß er konstruktive Phantasie besitzt: vom Heizungsfachmann, daß er die Kenntnis vieler Heizsysteme und ihrer Wirkungen hat und kein Schematiker ist; vom Fachmann für Holz- und Mauerschäden, daß er zuverlässig ist und daß seine Methoden nachweislich Erfolg haben. –

Immer wichtiger wird in dieser Gruppe auch der Bauphysiker und der Bauchemiker. Wir dürfen uns nicht mehr erlauben, „nach Gefühl und Wellenschlag“ etwa Kondensatprobleme zu lösen oder in Putz- und Farbfragen zu dilettieren. Zu viel Verlust an Kunstwert und Geld steht auf dem Spiel. Wir kommen ohne die Wissenschaft nicht mehr aus. Die Denkmalpflege zwingt zu der Einsicht, daß wir, je länger, je mehr (allgemein am Bau), ohne exakte Untersuchungsmethoden nicht mehr mit den Problemen fertig werden.

Dann noch einer der wichtigsten, unentbehrlichsten, der „Star“ im Team: der Restaurator. Seine Handschrift, hoffentlich immer im guten Sinne, ist entscheidend für die Gesamtqualität der Arbeit. Sein Wissen und Können ist für uns der beste Helfer. Aber wir müssen wissen, ob und wann die Führung nicht bei ihm, sondern in der Hand der Denkmalämter oder in der unseren liegt.

Wenn dann noch der genuine Individualist, der Künstler, also etwa der Bildhauer, mitarbeitet, dann haben wir Architekten all das beieinander, was uns von selbst auf den Platz zwingt, auf dem wir uns wohlfühlen, auf den Platz des Koordinators, des Ausgleichenden und des Fördernenden.

Daß wir hierbei stets, und soweit es die zahlenmäßig leider nicht ausreichende Besetzung der Denkmalämter zuläßt, von diesen alle notwendige Unterstützung erfahren und jederzeit kollegiale Hilfe voraussetzen können, sei, in diesem Rahmen nur ergänzend, aber sehr dankbar vermerkt!

Und noch eine Bemerkung – nicht ganz am Rande! In einem kann diese Denkmalpflege fast lästig werden: Sie

macht nicht einmal halt vor unseren Hobbys! Sie erwartet – wieder sagt der eine: wie schrecklich – der andere: wie gut! –, daß wir für sie (aber im Grunde natürlich zum eigenen Gewinn) ein paar kleine Freizeitbeschäftigungen treiben: Quellenstudium, allgemeine Geschichte, Bau-, Kunst- und Wirtschaftsgeschichte, Kirchengeschichte, Ikonographie ... heißen wir es (nicht ganz richtig, aber um die Komplexität zu zeigen) Kulturgeschichte.

Dies als Abend-Sonntags-Ferienlektüre. Wen's schaudert, dem fehlt Wichtiges! Wer's treibt – blamiert sich weniger am Bau! Besser gelegentlich sogar einem zünftigen Kunsthistoriker oder einem Archivar etwas beweisen oder widerlegen können (das schmeichelt außerdem auch ein wenig der eigenen Eitelkeit) – als selber quer durch die Jahrhunderte Flurschaden anrichten. – Auch das soll vorkommen und kann sehr peinlich sein!

Soviel als flüchtiges Bild der Aufgaben des Architekten im Bereich der Denkmalpflege, skizziert aus der Sicht des praktisch tätigen Architekten, eine Skizze, in der Licht und Schatten, wie ich hoffe, etwa richtig sitzen, und die zeigt, daß eine zeitgemäß verstandene Denkmalpflege und ein zeitgemäß interpretiertes Berufsbild des Architekten, wie ich meine, sehr wohl zusammengehen; eine Skizze, die hoffentlich auch zeigt, daß wir heute im Verhältnis „Alt-Neu“ nicht den Gegensatz, sondern die Ergänzung sehen; und, worauf es mir besonders ankam, daß die Denkmalpflege ein Scheidewasser ist, das gute und schlechte Architektenleistung, Qualität und Nicht-Qualität sichtbar macht. Ja, ich wollte noch ein Weiteres: ich wollte werben für die Denkmalpflege, vor allem auch unter den jüngeren Kollegen. Die Denkmalpflege braucht uns Architekten!

Zu 4: Anregungen aus der Praxis

Meiner Skizze fehlen noch ein paar Striche. Sie einfügen, heißt einige Lücken deutlich machen: Lücken in der Information für den Architekten und Lücken in der Ausbildung der Architekten. Wir wissen zu wenig über die Ergebnisse der Denkmalpflege, bei uns und jenseits der Grenzen. Wir sollten besser informiert sein, um unser Leistungsniveau im Vergleich überprüfen zu können.

Vorschlag: Die Informationsblätter für Denkmalpflege sollten

1. in die Hand jedes interessierten Architekten kommen,
2. eine Rubrik enthalten, in der laufend alle Titel wichtiger Veröffentlichungen zusammengestellt werden, welche die in der Denkmalpflege Tätigen, also auch uns Architekten und nicht nur die hauptamtlichen Denkmalpfleger interessieren und die wir als Arbeitsmaterial brauchen. Vor allem: Hinweise auf Aufsätze und Abbildungen zu dem Problem „Alt und Neu“ und zu den Fragen Stein, Holz, Putz.
3. Über diese Fragen sollte auch in den Zeitschriften selbst mehr geschrieben werden.

Ein weiterer Vorschlag: Die Denkmalämter sollten laufend Wettbewerbe unterstützen, auch für kleinere, ört-

liche Aufgaben, durch die den Architekten Gelegenheit gegeben wird, sich mit dem Problem „Alt-Neu“ auseinanderzusetzen. Das wäre eine wichtige Hilfe, um das Interesse zu wecken und das Niveau zu heben. In der Methode vorbildlich hierfür scheint mir der Weg der Planungskonkurrenz zu sein, der bei der Leutkircher evangelischen Stadtkirche beschritten wurde, wo 5 Architekten gleichzeitig je einen Vorschlag für Umgestaltung und für einen Neubau machen müssen. In Verbindung mit den Lehrstühlen sollten schon für unsere Studenten kleinere Wettbewerbe (mit anspornenden Preisen) veranstaltet werden. Hierdurch würde schon frühzeitig wichtige Informationsarbeit geleistet und der Nachwuchs, den wir dringendst brauchen, gefördert. Ich halte dies für besonders wichtig.

Und der letzte Vorschlag, der aber eigentlich noch gar keiner ist, noch keiner sein kann, und der zunächst mehr (allerdings nicht nebensächliche) Feststellung ist: Die Ausbildung der jungen Architekten an den Schulen mit Zielrichtung Denkmalpflege findet, soweit ich sehe, bei unszulande bis jetzt nicht statt. Ich meine, daß die Fächer Baugeschichte, Kunstgeschichte, Bauaufnahmen, Zeichnen

in der bis heute gelehrten Art (vorsichtig ausgedrückt) kaum geeignet sind, Interesse, Gegenliebe bei den Studenten zu wecken.

Wir, d. h. unsere Architektenverbände und die Denkmalämter, sollten gemeinsam diesen Fragen erhöhte Aufmerksamkeit zuwenden und nach Möglichkeiten suchen, wie am richtigen Platz Änderungsvorschläge eingebracht werden können. Sicher werden wir dann zu hören bekommen, daß für mehr Lehrstellen, für dies oder jenes keine Mittel da sind. Es wäre dann eine große Hilfe, mit dem Verständnis von Abgeordneten rechnen zu können, die sich ihrer Verantwortung auch auf kulturellem Gebiet bewußt sind.

Ich schließe mit einem letzten Vorschlag, nein mit einem Wunsch:

Die Denkmalämter sollten ihren Einfluß dahin geltend machen, daß in jeden Denkmalrat bei jedem Regierungspräsidium auch ein Vertreter der freien Architektenschaft berufen wird. Wenn wir freien Architekten zur Mitarbeit in der Denkmalpflege aufgerufen sind, dann wäre eigentlich in diesen Gremien auch unser selbstverständlicher Platz – nicht der Architekten, sondern der Sache wegen.

Tageszeitung und Volkskunde

Von Helmut Dölker

Auf mannigfaltige Weise wird die Volkskunde stets, ob man sie nun in einem mehr herkömmlichen oder in einem mehr fortschrittlichen Sinne betreibt, den Stoff zu ihren Untersuchungen zusammensuchen und zusammenbringen müssen.

Die persönliche Aufnahme durch den Forscher aus dem Mund der Gewährspersonen, wie sie klassisch etwa Karl Bohnenberger übte und seinen Schülern beibrachte, brauchte die zufällig sich ergebende Unterhaltung oder das gesuchte, zweckvoll geführte Gespräch des Forschers mit dem Gewährsmann, der ein tieferes Ziel dabei im allgemeinen nicht erkannte; sie beruhte dann auf den vielleicht schon während der Unterredung nebenbei gemachten Notizen oder auf den ihr möglichst sofort folgenden Aufzeichnungen. Der unvermeidlich kürzende Aufschrieb, der strenggenommen auf unbedingte Zuverlässigkeit so wenig Anspruch machen dürfte wie alles, was der Mensch auf Grund seiner häufig doch mangelhaften Sinneswahrnehmungen geistig verarbeitet, konnte nur ausnahmsweise, wiederum abhängig von der Beobachtungs-, Ausdrucks- und Mitteilungsbereitschaft und -fähigkeit des Forschers, die wünschenswerte Auskunft über die innere Haltung des Gewährsmannes

zu seinen Mitteilungen geben, wie sie aus der Art und Weise seines Sprechens hervorgeht und wie sie für die Auswertung der Angaben doch wichtig ist. Auch das heute gerne geübte Aufnahmeverfahren mit Hilfe des Tonbandgeräts und der Filmapparatur, das Sprechton- und Sprechmelodieschattierungen wie auch Mimik und Gestik des Sprechers festhält und somit das alte Verfahren durch wesentliche, objektiv erfaßbare Angaben bedeutend verbessert, hat seinen schwachen Punkt: man pflegt darauf hinzuweisen, daß die vielerlei technischen Gerätschaften trotz der offenkundigen Vertrautheit und fast harmlosen Unbefangenheit weitester Kreise, auch sehr einfacher Menschen, einer Bandaufnahme gegenüber jeder Unterhaltung ihre natürliche Ungezwungenheit nehmen müssen, auf alle Fälle nehmen können. Am Ende wird es natürlich auch hierbei auf den Forscher und sein Geschick ankommen, darauf, wie er sich beim Gewährsmann schon einführt und wie er im einzelnen seine Geräte handhabt.

Es ließe sich in dem Zusammenhang auch sprechen von der Verwendung des Fragebogens, von dem nach Art der Demoskopen veranstalteten gezielten Interview zu einem bestimmten, begrenzten Thema oder

Fragenkreis und von den Fragebüchern in der Hand von Exploratoren, die für den einzelnen Fall besonders eingeschult sind.

Immer geht es in dem bis jetzt Gesagten um die unmittelbare Erhebung von Tatsachen und Sachverhalten, ob sie nun das altbäuerliche Leben oder das Tun und Lassen des modernen Stadtmenschen oder auch das Verhalten einzelner Alters-, Standes- oder Berufsgruppen betreffen.

Eine jede Frage, die zur Erkundung hinausgegeben wird, muß nun aber beim Forscher irgendwo angeregt werden. Er wäre schlecht beraten, wenn er nur dem hergebrachten Katalog von Gesichtspunkten folgen wollte. Dieser hat seinen Grund doch in Lebensverhältnissen, denen die heutigen weithin nicht mehr entsprechen, weder im Stofflichen noch im Geistigen und Seelischen, weder im Privaten noch im Gesellschaftlichen, weder im Alltag noch am Feiertag. Statt dessen muß er um sich sehen, um ein allgemeines Bild vom gegenwärtigen Leben der Menschengruppe zu bekommen, mit der er sich abgibt, von ihrem Leben im weitesten Sinn. Der Vergleich mit zeitlich und räumlich anderem, mit Fern- und Naheliegendem, und ein gewisser Blick für künftig mögliche Entwicklungen werden ihn instand setzen, die jetzt angebrachten und erfolgversprechenden Fragen zu finden und richtigzustellen.

Hier scheint der Punkt, an dem die Überschrift „Tageszeitung und Volkskunde“ sinnvoll wird. Denn was könnte einem mehr Aufschluß über das gegenwärtige Leben geben als die Tageszeitung? Diesen im weitesten Begriff ihrem Leser zu vermitteln ist doch wohl als ihre Hauptaufgabe anerkannt. Fragt sich nun, inwiefern sie dem Volkskundler im besonderen dienen kann.

Es wird zwar überflüssig, trotzdem jedoch gut sein, zu betonen, daß es „die Tageszeitung“ nicht gibt, nur Tageszeitungen, und zwar solche der allerverschiedensten Art. Keine dürfte darunter sein, die ganz ohne Wert für die Volkskunde wäre. Es dürfte aber auch keine darunter sein, die für sich allein und ohne den Blick des volkskundlich beflissenen Lesers auf andere ausreichte. Durchsicht wie Ausbeute und Auswertung werden bei einer auf weite Räume und eine locker gestreute, aber anspruchsvolle Leserschaft angelegten Tageszeitung ganz anders sein als bei einem kleinen Lokalblatt, das am Ort von so gut wie allen Familien gehalten wird.

Ist man sich der Bindungen einer Tageszeitung in weltanschaulicher, parteilicher, wirtschaftlicher, gesellschaftlicher oder anderer Hinsicht bewußt – in der Regel sind sie entweder bekannt oder rasch zu er-

kennen –, so wird man das bei der Verwertung des Inhalts entsprechend berücksichtigen. Auch etwaige Verpflichtungen persönlicher Art, besondere Neigungen und Liebhabereien, Beschränkungen, notwendige Rücksichtnahmen, Lokalpatriotismus bei den unter sich sehr verschiedenen örtlichen Mitarbeitern sind in Rechnung zu stellen. Die in ihrem Rohbericht getroffene Auswahl aus der Menge des Berichtenswerten oder des Nichtberichtenswerten und der von ihnen gewählte sprachliche Ausdruck, ihr Blickwinkel der Betrachtung bestimmen zu einem nicht geringen Teil die Lokalnachrichten der kleineren Zeitungen. Diese ihrerseits haben dann bei der weiteren Zusammenstellung des Lokalteils die Spannweite innerhalb ihrer Leserschaft im Auge zu behalten – im Falle z. B. des Tübinger Tagblatts keine ganz einfache Aufgabe; soll es doch den Gogen und den Universitätsprofessor ansprechen und im Einzelfall von der letzten Antrittsvorlesung wie von der Jahresversammlung des Kleintierzüchtervereins berichten! Kritisches Lesen, kritisches Verwerten, – keine verlässlichen objektiven Angaben! Sollte man da nicht besser darauf verzichten, die Tageszeitung für die volkskundliche Forschung zu verwenden? Unter keinen Umständen! Sie bietet noch ungemein viel, Wichtiges und Wertvolles. Alles muß aber mit Vorsicht und Kritik aufgenommen und verarbeitet werden.

Von zwei Standpunkten kann der Volkskundler ausgehen, wenn er die Zeitung heranzieht. Wie oben angedeutet, mag es ihm wichtig sein, durch einen möglichst umfassenden und vielseitigen Überblick über einzelne Tatsachen, Ansatzpunkte und Entwicklungslinien im Alltagsleben der Gegenwart zu neuer volkskundlicher Fragestellung zu kommen. Oder er will die Tageszeitung vergangener Jahre und Jahrzehnte als Quelle bzw. zur zusätzlichen Unterrichtung beim Studium von Fragen des volkstümlichen Lebens früherer Zeiten benützen. In beiden Fällen darf er die der Eigenart seiner Quelle angemessene Vorsicht nicht außer acht lassen. In beiden Fällen wird er aber ähnliche Teile des Inhalts für seine Bedürfnisse verwerten. Welche sind es?

Die Tageszeitung will keinem einzelnen dienen, sondern einer dem Redaktor vertrauten, in irgendeiner Weise abgegrenzten Gesamtheit. Ihr Inhalt muß auf diese zugeschnitten sein, wenn sie ihren Zweck erfüllen und Absatz finden will. Gleichermassen muß es die Art der Darstellung und des sprachlichen Ausdrucks sein. Man wird also bereits aus der Untersuchung dieser Tatsachen manche Schlüsse auf die jeweils geltenden und gepflegten Interessengebiete,

auf die geistige und seelische Lage, auf die wirtschaftlichen Gegebenheiten und Bestrebungen der Leserschaft ziehen dürfen und durch vergleichende Untersuchungen an anderen Orten vielleicht schon räumlich umgrenzte Eigenart ahnen können. Eine örtliche Tageszeitung im rheinisch-westfälischen Industriegebiet unterscheidet sich, so angesehen, natürlich von ihrer Kollegin in der Holledau – und das tun ja auch die Menschen in den beiden Landschaften, wie sie nun einmal im Laufe der Geschichte ihre Eigenart entwickelt haben.

Viel greifbarer werden die Ergebnisse, wenn man die einzelnen redaktionellen Teile einer Tageszeitung ausbeutet. Im Nachrichtenteil finden sich Berichte über Ereignisse des Arbeits- und Festjahres und des menschlichen Lebenslaufs. Man erfährt vom bräutlichen Leben einer Gegend (z. B. Fasnacht – Fasching – Karneval in Zeitungen aus allen Teilen Europas!! Martinstag in rheinischen Zeitungen) und bekommt daraus Kenntnis sowohl vom Ausklingen und Verschwinden bestimmter Erscheinungen in der Vergangenheit (letztes Vorkommen!), von ihrem Fortleben heute, wie auch von Ansätzen und Anfängen eines Neuen, dem die Forschung auf die Spur gehen sollte. Im Blick über längere Zeiträume läßt sich in den Berichten bisweilen recht deutlich ein mehr oder weniger rascher Wechsel in der Sache und in der Haltung der Menschen dazu feststellen. Nachrichten und Schilderungen von Hochzeiten und Beerdigungen kommen dabei ebenso in Frage wie solche über Heimatfeste und Heimattage, Kinderfeste und Jahrhundertfeiern (ihr Ansteigen, ihr im allgemeinen üblicher Verlauf, ihre Ausstattung, ihr Gehalt), und man erkennt dabei die gegenwärtige Neigung zu historischen Zügen, das immer noch zu beobachtende Wachsen dessen, was man in der Wissenschaft als „Folklorismus“ bezeichnet, d. h. etwa das betonte Hervorholen (ohne Verbindlichkeit für eine künftige Wiederaufnahme oder Pflege, zum Zweck der Unterhaltung oder gar Belustigung) von altem Gerät und alten Trachten (zumeist im Sinne komischer Wirkung getragen und aufgemacht) oder von Volkstänzen und anderen darstellbaren Äußerungen des ehemals volkstümlichen Brauchlebens.

Wesentlich ergänzt und bekräftigt werden solche Beobachtungen durch die Beiziehung des Wirtschaftsteils und der Geschäfts- und Handelsanzeigen. Hier zeichnen Bericht, Angebot und Nachfrage über die Jahrzehnte hin den Weg der volkstümlichen Lebenshaltung, der Bedürfnisse und Ansprüche im Alltag. Was wird angeboten? Was wird als „gebraucht“ abgestoßen? Wie zahlreich finden sich dabei

gleiche oder vergleichbare Gegenstände? Wie hoch sind die Werte? Welche Personen, welche Personengruppen haben welche Stücke abzugeben?

Aus dem allem ergibt sich der Umriss eines Bildes von der jeweiligen wirtschaftlichen Lage der Bevölkerung in ihren verschiedenen gesellschaftlichen Gruppen. Diese zu kennen ist für jeden wichtig, der sich mit ihrem Leben abgibt. Wie beklagenswert ist es, daß wir gerade in dieser Hinsicht im allgemeinen so wenig über den Alltag wissen; schon das 19. Jahrhundert, also doch die jüngste Vergangenheit, ist in diesem Sinn dem Forscher geheimnisvoll, nicht selten fremd. Die Tageszeitung kann ihm zum zutreffenden geschichtlichen Bild verhelfen. Daß die heute nicht endenden Anpreisungen von altem Hausgerät (Erdöllampen usw.) und die Angebote von neu hergestellten Bauernmöbeln von dem genannten Folklorismus Zeugnis ablegen, braucht nicht besonders gesagt zu werden.

Auf bereits Angedeutetes greift es zurück, wenn man auf die landschaftliche Verschiedenheit der Benennung von Gegenständen in den Anzeigen hinweist, auch auf das bloße Vorhandensein bestimmter Stücke in bestimmten Landstrichen, auf die von Gegend zu Gegend möglicherweise wechselnde Art der sprachlichen Fassung der Angebote, auf die häufig ebenfalls räumlich wechselnde Art, in der der Geschäftsmann für seine Ware wirbt (in der Werbetechnik von heute werden auf Grund der Vertreterberichte die Neigungen der Bevölkerung wie in den einzelnen Erdteilen so auch in den Teillandschaften aufs genaueste beachtet; die Ergebnisse schlagen sich im Angebot bis auf die Farbgebung des Gegenstandes und selbstverständlich in der sprachlichen und bildlichen Werbung nieder).

Geschichtlichen Einblick gibt natürlich die Abbildung in der Anzeige. Je kleiner die Tageszeitung, desto eher folgt sie ganz festen, überlieferten Formen; es ist Klischee und entspricht ohne Zweifel der allgemein für gültig und zutreffend angenommenen Vorstellung von der Wirklichkeit im Gegenstand wie im Vorgang eines Geschehens (z. B. Tanzwerbung mit dem Bild eines tanzenden Paares u. ä.). Es hat also ausgesprochenen Aussagewert für die volkskundliche Forschung, abgesehen davon, daß es oft auch den einzigen Aufschluß oder die willkommenen Bestätigung seines vorläufigen Bildes vom Aussehen eines dem Forscher nicht mehr geläufigen Gegenstandes gibt.

Damit ist nun der Anzeigenteil aber bei weitem nicht erschöpft. Von „Amts wegen“ kommen die standesamtlichen Nachrichten mit ihren Aufschlüssen über die räumlich und zeitlich so verschiedenartige und

wechselvolle Vornamengebung. Früher fanden sich Steckbriefe, Suchmeldungen, Beschreibungen von Leichenfunden, die bis über die Mitte des 19. Jahrhunderts hinaus zumeist die genaue Beschreibung der Kleidung des Gesuchten bzw. Gefundenen enthielten und damit eine von der Trachtenforschung vermutlich noch nicht genügend ausgeschöpfte Quelle darstellen, gerade auch im Blick auf die gesellschaftlich bedingten Unterschiede im Tragen und in der Zusammensetzung der Kleidung wertvoll. Hinweis auf ständische, berufliche und landschaftliche Bindung bieten sich in Überfülle (z. B. der „dreieckige Bauernfilzhut“, „ein . . . Wams, nach Oberländer Art gemacht“, eine „kleine schwarze Haube, wie sie im Hechingischen getragen werden“, „eine blaue kottone Haube nach Art, wie sie die Katholiken in Neckarsulm tragen“). Eine Tübinger Dissertation über die „Tageszeitung als Quelle der volkskundlichen Forschung“ (Hannelore Roth; maschinenschriftl. 1956) stellt in diesem Zusammenhang heraus, daß bei aller Vielfalt der beruflichen Männerkleidung als einzelnes Kleidungsstück die Lederhose so gut wie durchgehend erwähnt wird und daß sich die unveränderte Art der Kleidung am längsten bei den Bauern und Schäfern erhalten hat und hier sogar zu einem sozialen Unterscheidungsmittel geworden ist. Diebstahlanzeigen mit ins einzelne gehenden Beschreibungen des gestohlenen Guts veranschaulichen uns in günstigen Fällen nicht nur den Wert, sondern auch die ungefähre Größe des Besitzes der Bestohlenen (im Einzelfall etwa zweier Dienstmägde in Eglosheim OA. Ludwigsburg 1821 – Schwäbischer Merkur 14. 10. 1821).

Wie für die Kleidung lassen sich Einzelheiten aus dem Anzeigenteil auch über die volkstümliche Nahrung, die Gesundheits- und Körperpflege entnehmen, über rechtliche Termine (früher etwa für den Gesindewechsel, für Abgaben und Zinse), Entlohnungen, über das Innungs- und Vereinswesen, gesellige Veranstaltungen (Jahrgangs-, Geburtstagsfeiern) und etwa im Wirtschaftlichen über größere und kleinere Märkte mit ihren Besonderheiten und Daten (Martini-markt – bis heute im Tübinger Tagblatt im Anzeigenteil zu finden!). Unerschöpflich möchte man den Stoff allein schon in diesen Beziehungen nennen, den die Tageszeitung darbietet, und zwar gleichermaßen für die historische Forschung wie für die Gegenwartsbeobachtung.

Das bisher Genannte kann zumeist auch im Nachrichtenteil und im Wirtschaftsteil gefunden werden; allerdings scheint der Anzeigenteil der unmittelbaren Aussage näher zu stehen und insgesamt viel reicher zu sein.

Nicht übersehen darf man, auch heute nicht, die Berichte über Gerichtsverhandlungen und die Polizeiberichte. Mit der nötigen Vorsicht lassen sich daraus – zwar nur für den Einzelfall und den jeweils Betroffenen gültig, jedoch im Negativen wie im Positiven als Hinweis auf das Allgemeingültige zu verwerten – je nach Lage der Dinge Schlüsse auf das volkstümliche Glaubensleben ziehen (Volks glauben, Heilkunde; volkstümliche Auffassungen von Recht und Moral, vom Verhältnis zwischen dem einzelnen und der Allgemeinheit – z. B. „Eselshochzeit“, Einsperren von Krüppeln und geistig Minderwertigen im Schweinestall, „Fensterln“, Holzstehlen für den „Funken“ am Sonntag Lätare). Der volkskundliche Forscher wird sich natürlich darüber im klaren sein, daß gerade bei der Berichterstattung über Fragen des Volksglaubens und seiner Äußerungen Zeitströmungen, persönliche Voreingenommenheit und Sensationslust vielleicht sehr stark im Spiel sein können, wie übrigens auch bei vielem, was mit den volkstümlichen Bezügen des kirchlich-konfessionellen Lebens zu tun hat.

Mit dem Nachrichten- und Berichtsteil, dem Wirtschaftsteil und dem Anzeigenteil im weitesten Sinn ist die Tageszeitung nicht erschöpft. Sie hat auf alle Fälle noch einen Unterhaltungsteil und einen Teil mit Besinnungs- und Bildungsbeiträgen. Der Unerfahrene erwartet gerade von diesem vielleicht allerlei Aufschlüsse. Es ist nicht ausgeschlossen, daß er sie dann und wann bekommt; in der Regel jedoch werden ihm Abhandlungen, auch wenn sie ausgesprochen das volkstümliche Leben und seine Fragen in jeder Hinsicht behandeln, nicht allzuviel Neues sagen; ja er mag unter Umständen über die Früchte der „neuesten Forschung“ erstaunt sein, die er in solchem Zusammenhang zu lesen bekommt. Vielfach handelt es sich – es kommt ganz auf die Höhenlage der Zeitung an – um die Stimme von Unberufenen, die nicht selten über Agenturen an mehrere Redaktionen gleichzeitig kommt. Ganz ohne Sinn ist es aber nicht, auch den Besinnungs- und Bildungsteil der Tageszeitung zu beachten: er gibt mit seinen Beiträgen Auskunft einmal über die Stärke und Richtung der Bestrebungen der Schriftleiter und Herausgeber auf dem Feld der Volks- und Erwachsenenbildung; zum andern zeigt er, was als Unterrichtung über „Volkstum und Heimat“ (unter dieses Leitthema werden sich die Beiträge meistens einordnen lassen) an die Leser, d. h. an das „Volk“ herangetragen und von diesem zu einem gewissen Teil vermutlich als zuverlässig und wahr (es ist ja gedruckt!) aufgenommen wird. „Volksbildung“, Einwirkung der Kulturträger (z. B.

auch der Schule in jeder Abstufung, auch der an sich sehr verdienstvollen Lehrer um die Jahrhundertwende, die örtliche Sagen nicht bloß sammeln, sondern auch verfertigten und durch ihren Unterricht in das volkstümliche Wissen ihrer Gemeinden einschleusten, so daß sie dem ahnungslosen Studenten, oder wer es sein mag, heute von den Ältesten des Dorfs als echt erzählt werden) und geistige Verarbeitung des Dargebotenen durch das „Volk“ ist eine wichtige Frage der volkskundlichen Forschung heute.

Bleibt noch der Unterhaltungsteil der Tageszeitung. Hier können bereits solche sekundäre volkstümliche Erzeugnisse, von denen soeben die Rede war, auftauchen. Daneben stößt man in der Regel hier auf die Mundartdichter des Einzugsgebiets der Tageszeitung und ihre unvermeidlichen Beiträge in Vers und Prosa. Der Volkskundler wird sie zur Kenntnis nehmen, sich aber dessen bewußt sein, daß er zwar Zeugnisse – so sei durchaus zur Ehre der Verfasser angenommen – ernstgemeinter „volkstümlicher“ Äußerungen zu Gott und Welt, Mensch und Tier, Natur und Geschichte vor sich hat, daß aber die Autoren als Individuen schwerlich die „Stimme des Volks“ darstellen und daß der, der Mundart schreibt, meistens kein ursprünglicher Mundartsprecher ist. Doch das ist eine Frage, die hier nicht zur Besprechung steht. Beachten aber sollte man, daß die Erzeugnisse von der Leserschaft im allgemeinen gerne aufgenommen zu werden scheinen.

Nicht in jeder Ausgabe und nicht in allen Tageszeitungen wird die Spalte „Leserbriefe“ vorkommen. Wo sie auftritt, möge sie sehr beachtet werden von dem, dem es um volkstümliches Denken und Fühlen, um Stellungnahme des „Manns auf der Straße“ zu Fragen des Tages und das Erkennen volkstümlicher Gedankenäußerung und -führung geht.

Vielleicht darf man zum Schluß noch einmal auf das Kapitel des volkstümlichen Glaubenslebens zurück-

kommen. Das Horoskop ist doch wohl dazuzurechnen. Wie viele Tageszeitungen drucken es allwöchentlich! Welche Eröffnung über die geistige Haltung unserer Jahre, wenn man sich einmal fragt, ob das ebenso um 1890 oder auch 1910 hätte sein können! Ist es der Wille des Schriftleiters oder des Herausgebers, daß es regelmäßig erscheint? Oder ist es der Wunsch der Leser, also des „Volks“? Als vor nicht allzu langer Zeit ein geistig sehr hochstehender Herausgeber eines sehr angesehenen Blattes einmal gefragt wurde, wie er seine Zeitung denn nur so tief legen und jeden Samstag das Horoskop bringen könne, ob er wohl selber daran glaube, erwiderte er mit listigem Lächeln: Nein, so einen Mist glaube er nicht; aber schließlich müsse seine Zeitung auch leben und ihm etwas von dem an Geld einbringen, was er brauche, um im übrigen das zu leisten, was ihm und allen Wohlmeinenden am Herzen liege. Das ist eine deutliche Antwort. Sie sagt natürlich gar nichts darüber, ob das Publikum an die Voraussagen glaubt oder nicht, nur das, daß man das Horoskop kennen will, und das dürfte für den Volkskundeforscher ausreichend sein!

„Tageszeitung und Volkskunde“ – beide gehören unbedingt zusammen. Der Volkskundeforscher, ob historisch oder gegenwärtig arbeitend, kann ohne die Tageszeitung nicht sein. Sie gibt ihm in fast allen ihren Teilen viel neues Wissen zur Ergänzung seiner alten Kenntnisse, als Anregung zu neuer Beobachtung, als Anstoß zu wissenschaftlicher Untersuchung. Er wird nie die Zeitung als alleinige Quelle ansehen oder sich ohne mehrfache Nachprüfung auf ihre Angaben verlassen; anzunehmen, daß er etwa anders verfare, käme einer Beleidigung seiner Wissenschaft gleich. Auf die Tageszeitung, besser auf die Tageszeitungen zu verzichten, hieße für ihn an einem der wasserreichsten Ströme zum Betrieb seines Werks achtlos vorbeigehen.

Überlegungen zur Theorie und Praxis des Volkskunde-Museums

Von Hans-Ulrich Roller

Seit einiger Zeit wird an den Universitäten sehr kritisch nach Sinn und Ziel der wissenschaftlichen Forschung gefragt, besonders in den geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächern. Mit der Berufung auf die „Objektivität“ ihres Forschungsansatzes und auf die „Wert-

freiheit“ ihrer Forschungsergebnisse meinen nämlich noch immer viele Wissenschaftler, sie könnten die Verantwortung für lebens- und weltverändernde Forschungsergebnisse, für Thesen und Hypothesen, die über einen mehr oder minder komplizierten Vermitt-

lungsprozeß kulturelles, gesellschaftliches und politisches Denken und Handeln bestimmen, den „Praktikern“ (Militärs, Politiker, Industrielle, Journalisten usw.) zuschieben.

Sie verkennen also, daß sie im Hinblick auf ihre angebliche Objektivität als Gesamtpersönlichkeit wie als Wissenschaftler vermittelt sind, d. h. in einer Vielzahl von psychischen, politischen, religiösen, sozialen und wissenschaftsgeschichtlichen Bindungen stehen, deren Einfluß auf ihre Forschung gar nicht genug betont werden kann. So gesehen sind ihre Forschungsergebnisse, an der komplexen Realität gemessen, weder objektiv in ihrem absoluten Erkenntniswert noch wertfrei in ihrem Gehalt und ihrer Auswirkung.

Wenn man dem zustimmt, so müßte man besonders für die geistes- und sozialwissenschaftlichen Fächer, aber auch für die Naturwissenschaften – man denke nur an die Medizin (psychosomatische Therapie!) – folgende Forderungen erheben: Intensivierung der interdisziplinären Forschung und Ausarbeitung realitätsbezogener Methoden auf breiter personeller Basis, mit dem Ziel verantwortungsbewußter „Aufklärung“ und einer zunehmenden Humanisierung unserer Welt.

Was bedeutet das nun im Hinblick auf das volkscundliche Museum als einer wissenschaftlichen Institution? Hier muß vorausschickend gesagt werden, daß im folgenden keine Auseinandersetzung mit der Literatur zu diesem Thema erfolgen wird, sondern nur einige Überlegungen vorgetragen werden sollen, die sich aus praktischen Erfahrungen der letzten Zeit ergeben haben.

Zunächst muß festgestellt werden, daß ein Volkscund-Museum – es ist im folgenden immer von volkscundlichen Museen die Rede, wenn nicht ausdrücklich andere Museumsgattungen genannt werden –, das keine Konzeption erkennen und nicht spürbar werden läßt, daß wenigstens versucht worden ist, wissenschaftliche Erkenntnisse zu vermitteln, nichts anderes ist als ein besserer Antiquitätenladen. Der immer wieder zitierte Satz – „Ein Museum soll zuerst erfreuen und dann belehren“ – macht deutlich, daß man vielfach die Schausammlungen eines Museums und gerade auch des volkscundlichen Museums nicht als einen Ort wissenschaftlicher Dokumentation ansieht.

Vielleicht ist deshalb eine kurze Überlegung zu den beiden Wörtern „erfreuen“ und „belehren“ ganz nützlich, weil sie das Verhältnis vieler Museumsleute zu ihrer Aufgabe und zur Großzahl der Museumsbesucher verdeutlichen kann. Es ist die alte Frage, ob zuerst das Ei oder das Huhn da war, d. h. in unserem Falle: ob zuerst das vorwiegend nach rein ästhetischen Gesichtspunkten aufgestellte Museum da war und dann der Museumsbesucher, der ein dementsprechend geprägtes Bild vom Museum hat und von der Welt, die es repräsentiert, oder ob sich der Museumsmann nach dem angeblich unkritischen, einlinigen Denken des berühmten Lieschen Müller richtet, dem er, vorurteilsgebunden, gar nicht zutraut, daß es sich über die bunte

Welt der hübschen Dinge hinaus zu einer „Belehrung“ bereit zeigt.

„Belehrung“ – das ist nun allerdings ein verräterisches Wort. Ein Polizist belehrt einen Verkehrssünder über die Straßenverkehrsordnung, ein Richter belehrt einen Angeklagten über eine Rechtsvorschrift, ein Museumsmann belehrt einen Museumsbesucher über... Man braucht den Satz wohl nicht zu Ende zu führen. Wenn der Museumsbesucher Angst haben müßte, im Museum auf die Schulbank gedrückt zu werden, um dort mit erhobenem Zeigefinger in trockener Manier belehrt zu werden, dann könnte man es ihm nicht verübeln, wenn er diese Einrichtung meiden würde. Und solange der Museumsmann meint, „Erfreuen“ und „Informieren“ seien schlecht zu überbrückende Gegensätze, solange wird es ihm auch nicht möglich sein, ein überzeugendes Museumskonzept zu entwickeln.

Schaut man sich verschiedene größere und kleinere Volkscund-Museen im deutschsprachigen Raum an, so wird man feststellen, daß hier weithin – wissentlich oder nicht – dem Besucher das Bild einer schönen, bunten und heilen Welt vermittelt wird, unhistorisch, keinem Wandel unterworfen, ohne soziale Gegensätze, ohne Armut. Dinge, die von Armut zeugen könnten – wenn sie überhaupt vertreten sind – erhalten in dieser Museumskonzeption die Weihe des Schlichten und Einfachen, sie sind Zeugnisse einer selbstgenügsamen, von der Zivilisation verschonten Welt. So wird suggeriert – eine Gefahr, die es wohl gibt, seit man „historisch“ denkt – „früher“ sei es besser und schöner gewesen. Der Museumsbesucher wird also „erfreut“ durch den Blick in eine versunkene, vermeintlich paradiesische Welt. Daß er hier im besten Fall eine vereinfachte, ausschnittshafte historische Realität präsentiert bekommt, bemerkt er gar nicht, weil er, von Ausnahmen abgesehen, gar nicht das nötige historische Wissen mitbringt, um das ihm Gebotene kritisch prüfen zu können.

Dabei soll gar nicht verkannt werden, welche Schwierigkeiten die Forderung nach historischer Wahrheit mit sich bringt, wenn man sich ihr ernsthaft stellt. Das beginnt mit den oft schon rein quantitativ ungenügenden Sammlungsbeständen, geht weiter über die vielfach ganz mangelhaften oder gar fehlenden Angaben über Alter, Herkunft und Funktion der Stücke, über die teilweise unüberwindlichen Hindernisse, die sich bei dem Versuch ergeben, die Exponate als lebendige Zeugnisse einer komplexen Wirklichkeit zu zeigen und endet beim Mangel an Ausstellungsräumen und Geldmitteln, um einen didaktischen Apparat aufzubauen.

Einige Forderungen wären aber in den meisten Fällen erfüllbar. Es soll allerdings dabei nur von der Aufstellung selbst ausgegangen werden, also nicht von Katalogen, die der Besucher um oft teures Geld erwerben muß, denn ein Katalog sollte für den Durchschnittsbesucher – von ihm muß man ausgehen, nicht vom Kenner – immer nur Ergänzung sein, auch Erinnerung, natürlich auch Informationslieferant für Bereiche, die

ausstellungstechnisch einfach nicht oder nur schlecht darstellbar sind. Der Besucher hat das Recht, die Schausammlungen selbst als primäre und hauptsächliche Informationsquelle anzusehen.

Wenn es Museen gibt, die sich als „Volkskunst“-Museen ausweisen, die also nichts anderes wollen, als die ästhetische Seite volkskultureller Sachgüter aufzeigen, dann beurteilen sie diese Dinge zwar unter einem sehr engen Blickwinkel, sind aber in sich konsequent. Man sollte diesen Museen aber nicht die Bezeichnung „Volkskunde-Museum“ geben, weil sie die Exponate wohl eher nach den Prinzipien eines Kunstgewerbemuseums aufstellen und zudem alle die Gegenstände weglassen müssen, die ästhetisch uninteressant, als Zeugnisse für bestimmte Lebens- und Funktionsbereiche aber sehr wichtig sind.

Vielleicht lassen sich die erwähnten grundsätzlichen Forderungen am besten an einem bestimmten Museumstypus herausarbeiten: nämlich an der volkskundlichen Sammlung eines Landesmuseums.

Vor dem Gang durch die eigentlichen Schausammlungen, z. T. aber auch bei der Betrachtung der einzelnen Sachgebiete, müßte dem Besucher wenigstens in großen Zügen folgendes deutlich gemacht werden: Umfang des erfaßten geographischen Gebietes mit den angrenzenden Nachbarländern, Morphologie und Besiedlung in großen Zügen, die wirtschaftlichen Grundgegebenheiten und die Sozialstruktur (z. B. Real- oder Anerbenteilung, Verhältnis von Städten und Dörfern), die Konfessionsverteilung, die historischen prägenden Herrschaftsverhältnisse (in Württemberg z. B. eine Karte von 1780 und 1813). Sodann müßte wenigstens der Versuch spürbar sein, immer wieder Verbindungslinien zwischen diesen Grundstrukturen und den verschiedenen Sachgebieten aufzuzeigen. Wie das im einzelnen praktiziert werden sollte, kann in diesem Rahmen nicht näher aufgeführt werden. Die Sachgebiete sollten in sich so gegliedert sein, daß für den Beschauer Funktion und Zusammenhang der Dinge untereinander erkenntlich wird. Das heißt u. a. auch – besonders bei Geräten und Gefäßen, deren Funktion heute nicht mehr allgemein bekannt ist –, daß die Exponate konsequent und so präzise wie möglich beschriftet werden. Bei einer Trachtenhaube z. B.: evtl. besonderer Name, Trägerin (verh. oder ledig), ob zu Festtags-, Sonntags- oder Alltags-tracht gehörig, Herkunft, Alter, Material, Herstellungstechnik.

Zeigt man Geräte für die Flachsbearbeitung, dann sollten sie in einer funktionalen Reihe stehen, und anhand von Flachsproben sollte die jeweilige Verarbeitungsphase dokumentiert sein. – Möbel sollten nicht zur Raumdekoration oder gar zu zweifelhaften Milieudarstellungen verwendet, sondern in ihrer historischen

Entwicklung und landschaftlichen Ausprägung gezeigt werden. „Milieu“-Dokumentation kann man u. a. mit Bildern erreichen. Hat man dagegen aus einem Haus eine ganze Stubeneinrichtung übernommen, mit Mobiliar und Wandschmuck und kann sie maßstabsgetreu wieder aufbauen, so ist dagegen natürlich nichts einzuwenden.

Ein besonders schwieriges Kapitel im Volkskunde-Museum ist die Darstellung von Beharrung und Wandel, der Nachweis, daß auch die Volkskultur in historische und soziale Entwicklungen eingespannt ist. Er ist gerade deshalb so wichtig, weil volkskundliche Sammlungen häufig in Gefahr sind, ein statisches Bild der Volkskultur zu vermitteln. Leider ist es von den Sammlungsbeständen her oft sehr beschwerlich, dieses Problem überzeugend zu lösen. Für eine bestimmte Zeit müßte es aber einer Reihe von Museen möglich sein, diese Frage in den Griff zu bekommen: die Zeit zwischen etwa 1850 und 1914, in der handwerkliches volkstümliches Kunstgewerbe, Hausindustrie und Individualproduktion von der Industriefertigung mehr und mehr verdrängt oder ganz abgelöst wird. Zwei beispielhafte Möglichkeiten in Schlagwörtern, also undifferenziert: in der Landwirtschaft der Übergang vom Handarbeitsgerät zur Maschine, bei Bildern aller Art die zunehmende Dominanz der von großen Verlagen gedruckten und vertriebenen Drucke. Gerade in der Geräteforschung und -dokumentation hat sich in einigen Museen einiges getan.

Es müssen nun nicht mehr noch mehr Details aufgezählt werden, weil es vielleicht bei diesen wenigen Beispielen schon klargeworden ist, worum es geht. Es geht zunächst ganz vordergründig um die Sorgfaltpflicht in der musealen Dokumentation, die immer noch vielfach verletzt wird. Man sollte es dem Museumsbesucher einfach nicht zumuten, daß er sich mit der bloßen Existenz eines Gegenstandes zufrieden gibt. Er hat ein Recht auf weitergehende Information und selbst die Behauptung mancher Fachleute, der Durchschnittsbesucher lege gar keinen Wert darauf, kann kein Alibi für den unsystematisch planenden, ästhetisierend aufstellenden Museumsmann sein. Wenn nämlich das Museum als eine wissenschaftlich arbeitende Bildungsinstitution ernstgenommen werden will, ist es ja gerade seine Aufgabe, dieses Interesse zu wecken.

Um zum Schluß noch einmal auf den Satz vom „Erfreuen“ und „Belehren“ zurückzukommen: ein Gegenstand verliert dadurch, daß man ihn in einen didaktischen und systematischen Rahmen einspannt, nichts von seiner Schönheit. Ästhetisches Genießen und die Bereitschaft, zu lernen, schließen einander nicht aus. Das sollten die Museumsleute selbst am besten wissen.

Geschichte Württembergs im Munde der Dichter, herausgegeben von Jürgen Gutbrod. 167 Seiten, 20 Tafeln. W. Kohlhammer, Stuttgart 1969. Leinen DM 28.-.

„Geschichte einmal anders“ möchte man als Überschrift über das neue Buch des Kohlhammer Verlags setzen, das Jürgen Gutbrod herausgegeben hat, der als Urenkel des Verlagsgründers Wilhelm Kohlhammer Herausgeber und Verleger in einer Person ist. Jürgen Gutbrod knüpft an das alte Julius Hartmann Vorbild an, dessen „Geschichte Schwabens im Munde der Dichter“ vom Jahre 1881 bis über die Jahrhundertwende hinaus ein beliebtes Volksbuch für unsere Väter und Großväter war. Nicht in mehr oder weniger nüchterner oder spannender Prosaerzählung wird die Geschichte Württembergs dargestellt, vielmehr wird sie im Gedicht lebendig gemacht. Württemberg gilt von allen deutschen Gauen als das landeskundlich besterforschte Gebiet; und auch die Zahl dichterischer Zeugnisse zur Geschichte des Landes sucht ihresgleichen. Seit alters stehen in Württemberg den Historikern und Chronisten die Dichter zur Seite, um die Ereignisse der Geschichte zu deuten, zu besingen, zu verherrlichen oder zu beklagen. In 12 Abschnitten werden von der Vor- und Frühzeit bis zum 19. Jh. die Epochen der württembergischen Geschichte behandelt, wobei besonders reizvoll ist, wie darstellende Texte aus der Feder von Chronisten und Geschichtsschreibern – von Otto von Freising über Karl Pfaff und Chr. Fr. Stälin, Ranke und Treitschke bis zu Ernst Müller – die Balladen der Dichter begleiten, unter denen neben den Größten im Reich des Geistes wie Goethe, Schiller, Mörike Sterne zweiter und dritter Ordnung stehen: Ludwig Uhland, Gustav Schwab, Scheffel, Felix Dahn, Justinus Kerner, Friedrich Rückert, Wilhelm Hauff, R. Magenau, A. Seubert und v. a. Es ist unmöglich, die Fülle der besungenen Begebenheiten und Gestalten aufzuzählen; stellvertretend für alle seien hervorgehoben „Der Pfahlmann“ (Scheffel), „Die Alemannen“ (Felix Dahn), „Die Stiftung des Klosters Hirsau“ (Just. Kerner), „Barbarossa“ (Rückert), „Graf Eberhard der Rauschebart“ (Uhland), „Herzog Ulrich in der Nebelhöhle“ (W. Hauff), „Die Weiber von Schorndorf“ (K. Fr. Reinhard), „Kaplied“ (Schubart), „Friedrich Schiller“ (Goethe), „Friedrich Hölderlin“ (Freiligrath). Eine Zusammenstellung der Lebensdaten der Dichter und Chronisten schließt den Text ab, der durch hervorragende Wiedergaben von Gemälden, Stichen und Lithographien, größtenteils farbig, trefflich ergänzt wird. Man wünscht dem Buch weiteste Verbreitung, weil es das Zeug in sich hat, ein echtes Volksbuch zu werden.

O. Rühle

Die Ortenau. Veröffentlichungen des Historischen Vereins für Mittelbaden, 45. Jahresband, 1965, 287 Seiten. – Der Historische Verein für Mittelbaden, einer der größten Geschichtsvereine unseres Landes, bringt jährlich einen stattlichen, reich bebilderten Zeitschriftenband heraus. Die vorliegende Veröffentlichung umspannt in bunter Folge 22 Beiträge zur Adels-, Wirtschafts- und Baugeschichte, zur Volkskunde, Namenkunde und Genealogie, zur Geistes-, Kirchen- und Kunstgeschichte sowie zur Entwicklung technischer Einrichtungen. Es sind Beiträge, die unser Verständnis der reichen Geschichte des mittelbadischen Raumes erweitern, vielfach über das lokale Interesse hinaus die geschichtliche Forschung überhaupt bereichern, jedoch nicht nur informieren, sondern auch unterhalten und jedem aufgeschlossenen Leser ver-

ständlich sind. Herausgegriffen sei hier die wirtschaftliche Untersuchung Peter Sattlers über die Ritterschaft der Ortenau: Sie führt zu dem statistisch belegten Ergebnis, daß die Verarmung des Adels im 14. Jahrhundert nicht, wie meist angenommen wird, eine Folge allzu aufwendiger Lebensführung oder menschlicher Unzulänglichkeiten war, sondern die Auswirkung einer wirtschaftlichen Entwicklung, also objektiver Umstände, denen der einzelne mehr oder weniger ausgeliefert war. Der Grund lag darin, daß der Geldwert und Getreidepreis stetig sanken, mithin die grundherrschaftlichen Einnahmen zurückgingen, während die gewerblichen Kosten sich erhöhten.

Die Arbeit von Karleopold Hitzfeld über die Burgen von Hornberg im Gutachtal, die bis 1810 württembergisch waren, vermögen historisch und baugeschichtlich vieles zu klären. So wie die Untersuchungen von Klaus Hornung und Wilhelm Mechler über die Rheinfähren und -brücken zwischen Straßburg und Kehl, wie die Beiträge von Kurt Klein und Josef Krausbeck über den Maler Konrad Schmider, einen genialen, früh verstorbenen und vergessenen Künstler, so sind auch die anderen, hier nicht genannten Aufsätze lesenswert und bildend.

Hans-Martin Maurer

Rüdiger German, *Bad Wurzach* – Ein naturkundlicher und geschichtlicher Führer durch die Umgebung. DM 5.60. In einem Moorheilbad bleibt dem Kurgast meist neben der Kur noch Zeit, die Umgebung seines Kurortes auf ausgedehnten Spaziergängen kennenzulernen. Hinweise sind da oft recht willkommen. Sie dürfen – weil man Zeit hat – auch etwas ausführlicher und gründlicher sein als üblich. Bad Wurzach hat aus solchen Überlegungen heraus ein Beispiel gegeben: Zusammen mit Paul Filzer, P. Agnellus Schneider und P. Reinfried Schneider hat Rüdiger German einen naturkundlichen und geschichtlichen Führer durch Bad Wurzach und seine Umgebung geschaffen. Fachleute also sind es, die hier auf rund 80 Seiten von der Entstehung des Wurzacher Beckens im Laufe der Erdgeschichte berichten, vom Wurzacher Ried und der Geschichte seiner Pflanzenwelt während der letzten 100 000 Jahre, von der Tierwelt in dieser Landschaft und von der Geschichte des Raumes. Mit der fachlichen Zuverlässigkeit geht die anschauliche Darbietung des Stoffes einher. Zehn Karten und schematische Darstellungen machen zusammen mit dem Text am konkreten Beispiel wichtige Vorgänge der Erdgeschichte verständlich, erläutern die Moorbildung und geben Geleit auf den wichtigsten Wanderwegen. Bildtafeln von hohem Informationswert unterstützen Vorstellungskraft und Erinnerungsvermögen. – Die Geschichte der Landschaft und der Pflanzenwelt wird auf Grund neuester Forschungen der Verfasser German und Filzer dargestellt. In exemplarischem Verfahren wird hier eiszeitliche Erdgeschichte vermutlich für viele überhaupt erst verständlich. P. R. Schneider leitet folgerichtig das Bild der heutigen Landschaft aus deren Geschichte ab und bringt es in Zusammenhang mit der Art, wie der Mensch in ihr gesiedelt und gewirtschaftet hat. Die landes- und kunstgeschichtlichen Hinweise sind von Besiedelung und Wirtschaft leider getrennt durch die allerdings recht aufschlußreichen und anregenden Hinweise von P. A. Schneider auf die Vielfalt der Pflanzen- und Tierwelt im heutigen Ried. Aber der Kurgast – und wohl auch jeder andere Benutzer dieses in seiner wissenschaftlichen Gründlichkeit und anschaulichen Präzision neuartigen Führers durch Wurzach und seine Umgebung wird – ausgehend von den detaillierten Wandervorschlägen am Schluß des Bändchens – immer wieder blättern dorthin gelangen, wo Antworten auf die jeweils auftauchenden Fragen bereit sind.

W. Leygraf

K. Senn, E. Schneider, und F. J. Rothenbiller, *Bad Dürreim, Weg und Ziel. Heimatbuch des Heilbades*. 416 S., 212 Abb. Verlag G. Braun, Karlsruhe 1969.

Nach den einführenden Worten des Bürgermeisters fühlt sich Bad Dürreim verbunden mit seinem Ortsadelsgeschlecht, mit dem hier einst begüterten Johanniterorden, dem Großherzoglichen Haus Baden, dem Badener Land, dem Bundesland Baden-Württemberg und mit seinem Heilbad. Damit ist das Programm des Heimatbuches gegeben. Damit ist gleichermaßen angekündigt, daß Bad Dürreims Geschichte dargestellt wird, daß das Werk aber auch in starkem Maße der Gegenwart gewidmet ist. Der wirkende Mensch wird sehr nachdrücklich neben seine Schöpfungen gestellt; dies bezeugt das ausgedehnte biographische Kapitel.

Der Umfang dieses Buches verbietet es, alle Themenstellungen auch nur zu erwähnen. So seien nur einige Streiflichter gesetzt, die vielleicht ein wenig den Interessen des Referenten entsprechen. Mitten in der Gegenwart steht das Kapitel über die neuere Geschichte des Heilbades, die sich in großartigen Bauten repräsentiert. Die Besprechung der natürlichen Heilmittel und der Kurrichtungen Bad Dürreims schließt sich an. Analysen der beiden Heilwässer – Sole und Calcium-Sulfat-Wasser – werden angegeben. Leider vermißt man sowohl eine Geologie der Landschaft als auch eine sich aus der Geologie ableitende Genese der Heilwässer. Das zweite sehr umfassende Kapitel über die Geschichte des Ortes und seiner Saline zeichnet sich durch außergewöhnlich sorgfältige Wiedergabe und Auswertung zahlreicher Archivalien aus; man hat die Freude, wichtige Urkunden, Siegel und Baupläne in guten Reproduktionen zu sehen. Ein vollständiges Flurnamenverzeichnis samt Erläuterung ist beigegeben. Umfangreich ist die Geschichte der Saline dargestellt; das Gebotene geht über die alte Steigersche Arbeit weit hinaus, vor allem, was das hervorragende Bildmaterial und eine Rekonstruktion des ursprünglichen Bauzustandes betrifft. Sehr interessant sind die soziologischen Verhältnisse der Saline.

Im biographischen Teil wird ausführlich über die vielseitig begabte Familie Reich berichtet, die vornehmlich den Bildhauer Luzian Reich hervorgebracht hat; dieser war außerdem ein beachtlicher Industriepionier. Die Reste seiner berühmten Karlsruher Terrakotten sind aus den dortigen Bombentrümmern nach Bad Dürreim zurückgekehrt. Man findet ein Salinengedicht Victor von Scheffels. Hans Thoma weilte 1911 als Kurgast in Bad Dürreim. Der Baumeister Arnold, ein Schüler Weinbrenners, nahm sich die Fächerstadt Karlsruhe zum Vorbild der ebenfalls radial angeordneten Salinenbauten. Zum Schluß wird über Johann Baptist Willmann, den Initiator der Saline, berichtet.

Das gefällig in weinrot gebundene und mit Goldprägung verzierte Werk ist eine Fundgrube für fast alle Interessengebiete, die sich mit Geschichte und Wesen einer Gemeinde verbinden können. *Walter Carlé*

Hohenlohe. Landschaft und Städte. Mit einer Einführung von *Rudolf Schlauch*. Verlag Wolfgang Weidlich, Frankfurt/M., 1969. 72 Seiten mit 48 Bildtafeln. DM 10.80.

Das Hohenloher Land, das den nordöstlichen Teil unseres Bundeslandes Baden-Württemberg mit den Kreisen Öhringen, Künzelsau, Schwäb. Hall, Crailsheim und Mergentheim umfaßt, ist in letzter Zeit mehr und mehr aus dem Verkehrsschatten der großen Reisewellen herausgetreten; aber es hat sich seine Eigenständigkeit, seine behäbige, altfränkische Art in Kunst und Geschichte, in Volksleben und Brauchtum bewahrt. Verträumte Städtchen, noch immer vom Nimbus der „Residenz“ umworben; anheimelnde Dörfer, in fruchtbares Bauernland gebettet;

stattliche Schlösser und Burgen, bis zum heutigen Tag Sitz der verschiedenen noch blühenden Linien des mehr als tausendjährigen Uradelsgeschlechtes der Hohenlohe, prägen das Gesicht dieser gesegneten Landschaft, deren Schönheiten Meisterphotographen in 48 ganzseitigen Tafeln eingefangen haben. Der bekannte Heimatforscher Pfarrer Rudolf Schlauch, Bächlingen, gibt in prägnanter Darstellung einen Überblick über die geschichtliche Entwicklung, schildert eindrucksvoll die zahlreichen Kunstwerke und zeichnet mit kräftigen Strichen ein lebensvolles Bild von Land und Leuten. Alles in allem ein liebenswertes Buch, das allen Freunden des Hohenloher Landes wärmstens empfohlen sei.

Eine feinsinnige Ergänzung zu Schlauchs landeskundlichem Buch bildet das Märchenbuch von *Fritz Jakob Weller*, *Der Riese Bombember und andere Hohenloher Märchen* (64 Seiten, Hohenloher Druck- und Verlagshaus Gerabronn-Crailsheim, DM 5.80). Der Verfasser, gebürtiger Crailsheimer, geht von alten Sagen aus, die sich an geheimnisumwitterte Örtlichkeiten knüpfen, und spinnt daraus Märchen, die uns einen Blick tun lassen in die Phantasie des Volkes. Prinzessin Tugendreich, Das Mädchen vom Berge, Der Zauberbrunnen, Das Geheimnis des alten Turms, Das verwunschene Schloß, Die Köhlerskinder, Der Riese Bombember heißen die Titel der sieben Märchen, die frisch und lebendig erzählt und von Maria Reiner-Richter reizvoll illustriert sind.

O. Rühle

Wilhelm Schrader, Die schönste Hohenloher G'schichtlich vum alte Gäwele, Herausgegeben und ausgewählt von Karl Schumm, Verlag Ferdinand Rau in Öhringen, Leinen DM 12.80. – „Der alte Gäwele“ – hei lewet noch! Würde man in Hamburg sagen. Man sagt es mit Freuden in unserer Heimat und lobt den Autor und Koordinator Karl Schumm, der aus den Werken Schraders die herausgesucht hat, die wirklich von bleibendem Wert und damit unvergessen sind. Beweis dafür, daß eine zweite Auflage notwendig geworden ist, die nun vorliegt. Über „den alte Gäwele“ zu schreiben und sich seiner Bramarbasiererei und seines Jägerlateins zu erfreuen, ist nicht schwer. Denn Schrader, der Apothekersohn aus Neuenstein, der als Hohenloher in Oberschwaben und „in Schtuegert hinte“ tätig war, hat die „G'schichtlich“ so reizend erzählt, daß ganze Generationen schon über sie geschmunzelt haben. Die „G'schichtlich“ sind so typisch hohenlohesch, daß man an ihnen sofort auch den Volksstamm und sein Wesen erkennt. Wer etwa sich die Mühe machen würde, Thaddäus Trolls „Deutschland deine Schwaben“ mit dem „Gäwele“ zu vergleichen, der würde müheelos erkennen, welch erstaunlicher Unterschied zwischen Schwaben und Franken besteht! Bei den Schwaben ein sinnierendes, fast philosophisches „Humor haben“ – bei den Franken, also bei Gäwele, ein leichtes, angenehmes Plaudern, das nie irgendwie in Pointen, wie sie die Gögenwitze haben, explodiert, sondern das den Leser Satz für Satz am Schmunzeln hält. Karl Schumm hat in seinem Vorwort mit Recht erklärt, die Geschichten vom Gäwele seien hauptsächlich zum Vorlesen da! Einmal deshalb, weil ein jenseits des Kocher wohnender und lebender Zeitgenosse die „Hohenloher Sproch“ schlecht lesen kann – deshalb hat Schumm dankenswerterweise die hohenloheschen Wörter wie bei einer unbekannten Sprache in Fußnoten erklärt – zum andern, weil es ein seltener Genuß ist, wenn von einem echten „ungebälzten“ Hohenloher der Gäwele in der Original-Mundart vorgelesen wird. Mögen diese des Hohenloheschen mächtigen Vorleser nie aussterben! Ein Freund, der den Gäwele wie den Marschallstab stets im Tornister trägt, macht uns die größte Freude, wenn er uns vorliest „vum Katzemaier und samm fächerlich

blooe Zinke", an welchem die Hohenloher Weinsorten sich versucht haben, oder vom „Mauerer, der leddich bliewe isch“ oder gar vom Gäwele und seiner „Raas nach Rußland und in d'Tärkai“. Oder die köstliche Geschichte, wie es bei der Revolution 1848 in Hohenlohe zuging. Beim „Gäwele“ ist außerdem hervorzuheben, daß in dem Buch ein besonderes Stück Kulturgeschichte der kleinen Duodezfürstentümer des nordwürttembergischen Raums in Erscheinung tritt.

„Dorchlaucht“ ist noch der Landesvater, alles ist mit ihm verbunden, und man merkt, es ist gut leben gewesen unter den schreitenden Leoparden, so gut wie anderweitig unter dem Krummstab. Eine Welt der Idylle, der Gemütlichkeit, der Schlitzohrigkeit tut sich auf jeder Seite auf, und man ist dankbar, daß man in einer Zeit, die nur noch auf massive „Kommunikationsmittel“ reagiert, ein solch witziges, heiteres, unbeschwertes Buch in die Hände bekommt. Die „Bäse Weiwer“ haben neben den „Dunndersmadlich“ Platz und der „Seechboukwewer“ neben den „Schloßmummelich“. Man sagt, daß unsere Zeit eine Zeit ohne „Originale“ sei, das ist richtig. Aber bei Gäwele kommen sie in langen Reihen köstlich geschildert anmarschiert, vom alten Förster Gäwele, der tatsächlich gelebt hat, bis zur „Fraa Houfabodäger, die d'Oured an d'Fraa Erbprinzesse done hat“.

Gäwele redivivus! – Für alle Freunde der heimatlichen und vor allem der Mundartdichtung ein freundliches Ereignis. „Aus em scheine Hohenlohe, em alte Gäwele serrer Haamet“ kommen die Geschichten, hoffentlich wieder ins Volk, das soviel von den alten Überlieferungen, Mundartwendungen und heimatlichen Geschichten vergessen hat. Karl Schumm sei Dank, daß er diese Quelle der Heiterkeit und des hohenloheschen Lebens wieder zum Sprudeln brachte!

Rudolf Schlauch

Neue bunte Kosmos-Taschenführer

Dietmar Aichele, Paula Koblhaupt, Heinz-Werner Schwegler, *Bunte Welt der Alpenblumen*. 120 Farbfotos, 71 Seiten, 5,80 DM. – Gert Wolfram Rohm, *Bunte Welt der Vögel*. 120 Farbfotos, 71 Seiten, 5,80 DM. – Dr. Werner Lieber, *Bunte Welt der schönen Steine*. 120 Farbfotos, 71 Seiten, 5,80 DM. Kosmos Verlag Stuttgart, 1969.

Besonders als kleines Geschenk für die Jugend sind diese Bändchen geeignet, die sich durch gute Farbbilder und klare Beschreibungen der Einzelobjekte auszeichnen. Wer hat nicht schon bei Wanderungen in den Alpen sich an den farbenprächtigen Blumen erfreut und sich die Frage gestellt, warum einzelne Arten gerade an bestimmten Standorten massenhaft auftreten. Hier gibt das kleine Werk für wichtige Alpenpflanzen zuverlässig Auskunft. Besonders wichtig sind Angaben über den Pflanzenschutz in der Bundesrepublik, in Österreich und in der Schweiz. Manchen Abbildungen hätte man freilich eine bessere Vorlage und eine einwandfreiere Wiedergabe gewünscht.

120 europäischen Vogelarten ist der Taschenführer von Gert Rohm gewidmet. Ausgezeichnete Farbaufnahmen vermitteln einen Eindruck von der Farbenpracht und Formenfülle. Die Beschreibungen sind kurz und prägnant, sie bringen die charakteristischen Merkmale, Angaben über das Vorkommen, die Lebensräume und die Nahrungsansprüche sowie über die Größe der Tiere.

In die Wunderwelt der schönen Steine, der farbenprächtigen Minerale führt Werner Liebers gut bebildertes Heft. Neben der Bezeichnung werden die Formeln, die Eigenschaften des Minerals, z. B. seine Härte und sein Vorkommen angegeben. Viele dieser Steine, die man häufig in den Auslagen der Juweliers sieht, werden nach Lektüre dieses Büchleins erst richtig verständlich.

Der Kosmos vermittelt Belegstücke in allen Größen zu erschwinglichen Preisen.

Alle drei Hefte bilden eine Vorstufe zu den bewährten Kosmos-Naturführern und bieten manch willkommene Anregung zum Beobachten, Photographieren und Sammeln.

Helmut Schönmannsgruber

Wilhelm Kotzde-Kottenrodt, *Lupold auf dem Staufen*. 1969. 284 Seiten, Hohenstaufen Verlag, Bodman, Leinen DM 19,80. Der Roman, der 1927 zum erstenmal erschienen war und jetzt mit dem 7.–9. Tausend neu vorgelegt wird, spielt in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts in Schwaben. Es waren unruhige Zeiten damals, voll politischer Wirren und religiöser Unruhe. Herzog Friedrich von Staufen hatte Mühe, sein Herzogtum gegen feindliche Nachbarn zu behaupten. Hirsauer Mönche zogen durch das Land und wiegelten das Volk auf gegen die weltliche Obrigkeit, während auf dem Scheuelberg nahe dem Rosenstein bei Heubach noch den alten germanischen Göttern heimlich Opfer dargebracht wurden. Vor diesem geschichtlich bedeutsamen Hintergrund erzählt der Roman von den Menschen jener bewegten Zeit, von hochgestellten und niedrigen, von Bauern, Mönchen, Rittern und Fürsten; vor allem von Lupold auf dem Staufen, der als Freund und Vogt des Herzogs Friedrich die Burg gegen alle Angriffe heldenmütig verteidigt, und von Liugard, der wehrhaften Tochter des Ritters auf dem Rosenstein. Um diese beiden Gestalten rankt sich eine spannende Liebesgeschichte, die an die herbstliche Melodie einer alten Volksballade erinnert, wie sie in der Jugendbewegung in den 20er Jahren gesungen wurden – der Zeit, da der Roman geschrieben worden war. O. Rühle

Welt im Übergang

Hermann Lenz legt uns die Chronik einer schwäbischen Familie vor. Drei Generationen, die den Übergang der alten Kleinbürgerwelt zu den spannungsreichen zwanziger Jahren in der bescheiden-geduldigen Erfüllung ihrer Lebensverantwortung bestehen, sind Gegenstand des – schon 1966 erschienenen – Romans „Verlassene Zimmer“. Lenz setzt diese Chronik unmittelbar fort in dem Roman „Andere Tage“ (Verlag Jakob Hegner, Köln und Olten; 294 S.; Ln. 17,80 DM).

Bereits in diesem Titel spricht sich die Veränderung aus, die das Geschehen der folgenden Jahre nicht mehr als wechselvolles Nacheinander, sondern als Bruch mit einer langen Überlieferung und den von ihr geprägten Lebensformen erfahren läßt. Anders sind die Tage geworden unter den politisch turbulenten Ereignissen bis zum Ausbruch des zweiten Weltkriegs. Als bedrohlich empfinden Sohn und Tochter der Familie Rapp eine Situation, in der das Maß individueller Freiheit auf ein Minimum, ja bis zur Entleerung der Individualität herabgedrückt ist. Denn alle, die sich gleich ihnen von den verführenden und verstörenden Gewalten der Zeit gelähmt oder erstickt fühlen, werden zu einer Art passiven Untergrunddaseins verurteilt. Der Widerstand, der auf solche Weise gegen den Zwang von außen und innen erfolgt, wird denn auch zum eigentlichen Problem des Romans.

Anders als der Vater handelt und denkt darum der Sohn. Jener, ein Zeichenlehrer, hat sich aus opportunistischen Gründen der „Bewegung“ angeschlossen. Eugen dagegen widersetzt sich während seiner Schul- und Studienjahre in Stuttgart, München und Heidelberg bald mit anpasserischer List, bald mit freimütiger Offenheit dem Zugriff der soldatischen Gegenwart, die ihm fremd und ungemäß ist. Eine Möglichkeit, sich diesem Zugriff wirksam und dauernd zu entziehen, findet er jedoch nur in der „zugeschweißten Kapsel“ seines grüblerisch-melancholischen, zuweilen bis zum Sonderlinghaften verspon-

nenen Innenlebens. Diese von ihm eigenwillig verteidigte Insel des Humanen, in der die Liebe zum Biedermeier, zur Wiener Kultur, zu Mörike, Stifter, Hofmannsthal, Schnitzler und Thomas Mann fortlebt, läßt ihn, ohne daß er sich noch um Berufschancen kümmert, an einer in der Ferne geahnten künstlerischen Bestimmung festhalten. Solches Vertrauen zu sich selbst, zu der Bergungskraft echten Lebens, gewinnt er nicht zuletzt durch den Dichter Stefan Bittner, eine Gestalt, in der dem Lyriker Georg von der Vring ein unvergeßliches Denkmal gesetzt wird.

So erweist sich diese Geschichte einer Jugend als ein Schlüsselroman, der von Selbsterfahrung durchtränkt ist und unleugbar biographische (auch an Landschaft und Mundart gebundene) Züge trägt. Das Eigenpersönliche wird jedoch ständig aus dem Blickfeld der Schwester gesehen, die – als zweite Hauptperson – dem Bruder verstehend zur Seite tritt. Eine bereits in früheren Romanen entwickelte – und an Thomas Mann gemahnende – Erzählform berichtet dergestalt indirekt, nämlich durch den miterlebenden Zuschauer, was hier geschieht und abläuft. Wenn folglich das eine immer zugleich durch das andere und mit ihm da ist, so wird gerade durch diese reflektierende Distanz glaubwürdig aufgedeckt, was eine ruhelose und oft ratlose Ichverklammerung in sich verschließen mußte. Aus solcher Verdeckung enthüllt sich langsam, doch ohne Beschönigung das wahre Gesicht einer Zeit, in der sich zwei Geschichtsepochen krisenhaft ablösen. Der enge Rahmen einer Familienchronik öffnet sich damit der Weite einer Lebenssicht, die den Raum der Heimatkunst sprengt.

Einen anderen Ton episch gestimmter Nachdenklichkeit schlägt der Erzähler Otto Rombach in den „Deutsch-Französischen Vignetten“ an (Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart; 143 Seiten mit 24 historischen Stichen und Zeichnungen; Ln. 14.80 DM).

„Alte Liebe zu Frankreich“, auf Reisen immer wieder beglückend bestätigt, wendet sich in diesem Buch, das uns Rombach zu seinem 65. Geburtstag vorlegt, der Geschichte, insbesondere jener Epoche zu, die uns durch Napoleons 200. Geburtstag aufs neue vor Augen gerückt ist. Es besteht also ein doppelter Anlaß, unsere Aufmerksamkeit diesem schmalen Band zu schenken. Eine Vignettenkunst, die ja als Kunst des Buchschmucks sich im Verzieren der Ränder und Titel von Texten entwickelt hat, nimmt hier das Nahe, Besondere, das einzelne Ereignis nicht nur als etwas Sinnfälliges wahr, sondern läßt es aus der Erlebnismitte des sich in Schuld verstrickenden oder in überwindender Entsagung sich selbst bewahrenden Menschen erfahren und dadurch zu einer ungewöhnlichen Begebenheit werden. Solch nuancierendes Sehen und Verstehen kann auch in der erzählerischen Kleinform ein hohes Maß von gegenständlicher und seelischer Realität erreichen.

Der Kreis der fünf Lebens- und Zeitbilder, die hier vereint sind, beginnt mit dem prunkvollen Brautzug der Marie Antoinette. Die „Route Dauphine“ führt von Wien mitten durch Oberschwaben und den Schwarzwald nach Straßburg und Paris, führt unter höchster Prachtentfaltung sowohl in ein Land, dessen Königin, als in eine Welt, deren Opfer sie einmal werden sollte. Doch nicht nur ihr, auch den Gestalten der beiden nächsten Vignetten werden die untergründigen Spannungen, die schon früh die Revolution ankünden, schmerzhaft bewußt. Kaum sind deren Schrecken verklungen, macht sich Napoleon selber zum erregenden Mittelpunkt des Geschehens. Dieser Welt des Übergangs, des sich auflösenden höfischen Absolutismus ausgesetzt wird ebenso der Kardinal de Rohan, der zuletzt im badischen Ettenheim als Emigrant leben muß, wie der Herzog von

Enghien, der aus demselben Ort entführt und von dem ängstlich um seine Macht besorgten Konsul Bonaparte hingerichtet wird.

Die Schicksalsfäden, die sich derart wechselvoll her und hin über den Rhein spinnen, lenken freilich den Blick auf ein ganzes Geflecht älterer und jüngerer Ereignisse. Vielfältig mit ihnen verknüpft ist eine Gestalt, die hier als Beispiel aus dem 17. Jahrhundert steht: der Marschall Turenne, den nach vielen Siegen 1675 der Soldatentod im (gleichfalls badischen) Sasbach ereilt, wo Frankreich ihm später ein Denkmal gesetzt hat. Wiederum sorgten und kämpften auch schwäbische Herren mehr als vierhundert Jahre lang um ihre Besitzungen drüben im Elsaß und bis in die Burgundische Pforte hinein. Größe und Tragik ihres Lebens spiegelt sich im letzten Bild: „Von den württembergischen Grafen in Reichenweier und Mömpelgard.“

Kein individuelles Geschick, das die fünf Vignetten aufzeichnen, bleibt so ohne Bezug auf Zeit und Gesellschaft, auf den landschaftlichen und historischen Lebensraum. Und stets wird das Einzelne, Besondere auch in seinem Zusammenhang mit dem innermenschlichen Leben und Erleben gesehen. Eine sorgsam jede Situation auf-fächernde Darstellung gibt unverhohlen den Prunk des Bösen, die Versuchbarkeit und Gefährdung des Menschen in dieser Welt zu erkennen. Von solchen Verstrickungen heben sich die noch möglichen Wege zu einer Selbstbewahrung und Selbsterfüllung um so deutlicher ab. Unter dieser Blickstellung enthüllt sich uns allerdings nicht nur die Krise jenes Zeitalters, sondern jeder Übergang von Altem zu Neuem als eine lange Kette von Siegen und Niederlagen des Menschen. Darum trägt eine Verlebendigung der Geschichte, wie sie Rombachs Erzählkunst ohne effekthaschende Attitüden gelingt, dazu bei, auch die eigene Zeit als Epoche des Übergangs tiefer zu begreifen und sich in ihr zurechtzufinden.

Emil Wezel

Franz Georg Brustgi: *Sagen und Schwänke vom Neckar- und Unterland*. Rosgarten-Verlag, Konstanz; 192 Seiten; 14.50 DM.

Im Rosgarten-Verlag erscheint eine Buchreihe „Sagen und Schwänke“. Je ein Band ist dem Bodensee, Oberschwaben, dem Schwarzwald, dem Oberrhein und der Schwäbischen Alb gewidmet. Brustgi, der in diesem Rahmen sich als profunder Kenner der Sagen der Alb ausgewiesen hat, ergänzt die Reihe durch eine entsprechende Sammlung aus dem neckarschwäbischen und fränkischen Landschafts- und Stammesraum. Damit erhalten wir einen neuen Zugang zum überlieferten Volksgut eines – dem Veränderungsprozeß der Zeit besonders ausgesetzten – Gebiets unserer Heimat.

Bunt ist das Gesamtbild der hier vor uns ausgebreiteten Sagenwelt. Angesichts der verschiedenen Stammesart und ehemals recht mannigfaltigen Territorialzugehörigkeit dieses Raumes kann uns das kaum überraschen. Solche Unterschiede, die durch die natürliche Eigenart des Orts, an dem die Sage jeweils entstanden ist, noch stärker betont werden, rechtfertigen das Prinzip einer regionalen Gliederung, die den Stoff elf Landschaftsgebieten vom oberen bis zum unteren Neckar, vom Gäu bis zur Hohenloher Ebene und zum Taubergrund zuordnet.

Die differenzierte Färbung, die Ausdrucksvielfalt des – aus zahlreichen Quellen bedachtsam ausgewählten – Erzählguts beruht jedoch auch auf dem Nebeneinander von Sage und Schwank. Sage ist seit uralter Zeit Niederschlag der Selbsterfahrung des Menschen in einem mehr als persönlichen Lebenszusammenhang, weshalb sogar das scheinbar Geringfügigste noch in das Ehrfurchtsge-

fühl gegenüber dem Ganzen der Welt eingeschlossen bleibt. Die ältesten, gleichwohl im Volksbewußtsein am festesten haftenden Sagenmotive, denen wir in dem Band begegnen, bewahren ungemindert diesen Bezug, bewahren ebenso die im mündlichen Erzählgebrauch gewonnene Spannung und Anschaulichkeit des unliterarisch Volkstümlichen. Wo aber die Sage bereits an geschichtliche Ereignisse oder Vorgänge anknüpft, vermittelt sie ein Wirklichkeitsbild, das das Überweltliche ausgespart läßt. Ihr gemäß ist ein Chronikstil, der hier den Text möglichst originalgetreu wiedergibt und sich dadurch dem zeithaft Notwendigen anpaßt.

Der Schwank hingegen fasziniert durch den originellen Einfall. Denn er ist Ausgeburt des einzelnen, der mit Welt und Umwelt auf eine persönliche Weise klarzukommen sucht. Unter diesem Aspekt bestätigt die Sammlung, daß dem Unterländer der Schalk oft anders aus den Augen blitzt als dem Äbler oder Oberländer. Erst eine knappe Pointierung, die hier zu wünschen ist, bringt die zugespitzte Dialektik solcher Einfälle, das eigentümlich Besondere solcher Begebenheiten zu überraschender Wirkung.

Die Absicht, ein kulturgeschichtlich wertvolles Erbe der Zukunft zu bewahren, bekundet sich somit bis in die Sprachgebung hinein. Darin liegt nicht zuletzt der Grund, warum – innerhalb der knapperen oder breiteren, dem Gegenstand angemessenen Darstellungsform – ein volkstümlicher Erzählton sehr bewußt durchgehalten wird. Dem Text, der auf jede romantisierende Ausschmückung verzichtet, entspricht auch die einfach-lapidare Strichführung der Zeichnungen von Franz Josef Tripp. Brustgri hat damit ein uns Freude spendendes Hausbuch geschaffen, das ebenso notwendig wie willkommen ist.

Emil Wezel

Max Rieple, *Donaufahrt mit Dir* – Landschaft, Geschichte, Kunst und Brautum des Donaumaums vom Ursprung des Stroms bis Passau. Stähle & Friedel, Stuttgart, 252 S., 27 ganzs. Abb., 2 Übers.-Karten, 22,80 DM. – Helmut Berndt, *Das vierzigste Abenteurer*. Auf den Spuren der Nibelungen. Stalling, 250 S., 24 Abb., 22,50 DM.

Hätte Julius Cäsar die Donau kennengelernt, so hätte er sich seinen berühmten Satz „Rhenus omnium fluminum princeps“ wohl nochmals überlegt. Seit dem Heldengedicht der Deutschen sind beide Ströme in Lied und nationaler Romantik gleich verwoben. So darf vorweg die gründliche Forscherarbeit genannt werden, mit der H. Berndt nach den 39 Aventiuren des Nibelungenliedes als vierzigste die Suche nach den Stätten und Quellen von Xanten und Worms bis Autun im Westen, ostwärts bis zur Etzelburg Esztergom (Gran) in Ungarn schildert.

Buchstäblich von der Quelle – mag auch ihr genauer Ort umstritten sein – geht Max Rieple mit seinem Donaubuch aus. Von ihm als Donaueschinger durfte man nach seinen Werken „Erlebter Schwarzwald“, „Verliebt in den Bodensee“ und „Sonne über dem Neckarland“ schon lange gerade diese Arbeit erwarten. Schon der Titel sagt, daß er den Weg „mit Liebe“ unter das Eichendorffsche Motto gestellt hat. Zu gemeinsamem Genießen rät er bei all den Abstechern zu kulturgeschichtlichen und landschaftlichen Reizen, vor deren Fülle wir uns versagen müssen, Einzelheiten zu nennen; wir finden sie in 230 dankenswerten Wandervorschlägen und Hinweisen für jede Art von Reise – Auto, Camping, Wasserwandern, alles ist bedacht. So gelangen wir bis Passau, zur Staatengrenze, die heute fühlbarer ist als vor hundert Jahren, wo auch dieser deutsche Strom „in ein zweites Vater-

land“ führte. Immerhin, auch die Weiterreise bis Wien ist nicht vergessen, und so braucht man nur noch den Urlaub und die Reisekasse! W. Kohlhaas

Jahrweiser für den Heimatfreund. Schwäbischer Heimatkalender 1970. Herausgegeben von Karl Götz. 81. Jahrgang. W. Kohlhammer, Stuttgart. 128 Seiten. DM 2,50.

Der „Schwäbische Heimatkalender“ für 1970 reiht sich gleichwertig an seine Vorgänger an. Er ist wieder ein rechtes Hausbuch für Schwaben und Nichtschwaben, für jung und alt, für hoch und niedrig, ein weltoffener Spiegel von Land und Leuten. Dieser Kalender, von Männern wie Robert Bosch, Theodor Bäuerle und Hans Reyhing als ein Instrument der Erwachsenenbildung und der Volkspflege begründet, wird in enger Zusammenarbeit mit dem Schwäbischen Albverein und dem Schwäbischen Heimatbund und unter Mitarbeit der besten Federn im Land von Karl Götz herausgegeben. Schon das Kalendarium mit seinen Sprüchen, Versen, Wetterregeln, Lostagen, Betrachtungen und Zeichnungen ist ein schönes Kapitel für sich. In dem reich bebilderten Textteil wechseln altschwäbische Bilder und Geschichten mit solchen von heute, Aufsätze (etwa so zeitnahe wie: „Neue Kirchen im alten Land“, „Raiffeisen und seine Genossenschaften“, „Immer mehr aus Kunststoff“, „Ein Remstaler studierte in Südafrika und in Rußland“) mit Erzählungen, Geschichten und einer Fülle von Anekdoten aus dem schwäbischen Geschichtenack ab. Schwaben und Nichtschwaben werden ihre besondere Freude haben an einem kleinen schwäbischen Wörterbuch, an den lustigen Straßbahngeschichten, den Goldschmiedegeschichten aus Gmünd, an einem knitzigen Kapitel „Sex“ und an vielen anderen. Der ganze Kalender ist vorwiegend heiter, er bietet heimatliche Belehrung und köstliche Unterhaltung. Er wird den Schwaben gut gefallen, den Fortgezogenen und Ausgewanderten wird er wieder Heimatgruß und Brücke von drinnen nach draußen sein.

Der *Schwabenkalender 1970* (Weinbrenner Stuttgart; DM 8,50) zeigt wieder viele Kostbarkeiten aus unserer engeren Heimat. Auf 54 Blättern bietet er einen Querschnitt durch Städte und Dörfer, Schlösser und Bürgerhäuser, Berge und Seen des Schwabenlandes, jedes Blatt mit ausführlichem Text und durch einen Wandervorschlag ergänzt. – Der großformatige Kalender *Süddeutschland 1970* (Weinbrenner Stuttgart; DM 9,50) ist ausgezeichnet durch sorgfältige Motivauswahl, guten Druck und ausführliche Begleittexte auf den Büttchen-Zwischenblättern, die in Englisch und Französisch übersetzt sind. Jedes Blatt, vom Titelbild mit Rottach-Egern am Tegernsee bis zum weihnachtlichen Marktplatz von Rothenburg o. T. im Dezember weckt Erinnerungen oder auch den Wunsch die gezeigten Gegenden kennenzulernen. – Der Großbildkalender *Deutsche Landschaften und Städte 1970* (Weinbrenner Stuttgart; DM 9,50) bietet in 12 Vierfarbdrucken prachtvolle Aufnahmen deutscher Landschaften vom Holstentor in Lübeck bis zu den Bergen des Kleinen Walsertales, dazu in den beigegebenen Texten mancherlei Wissenswertes über Geschichte, Kultur und Natur der dargestellten Gegenden. – *Spemanns Heimatkalender 1970* (Spemann Stuttgart; DM 7,80) zeigt in 4 Farb- und 23 Schwarzbildern ausnehmend schöne Motive von der Waterkant bis zu den Alpen, wobei dem Beschauer viel bisher weniger Bekanntes entgegentritt. – Alle genannten Kalender eignen sich vortrefflich als Weihnachtsgeschenke für alt und jung.

O. Rühle

Geschäftsstelle: Stuttgart, Charlottenplatz 17, II (Eing. 5) · Fernruf: 22 32 43 · Geschäftszeit: 8–16.30 Uhr

Konten: Postscheckamt Stuttgart 30 27, Städt. Girokasse Stuttgart 2 164 308

Ostschwäbische Tage

Ferienwoche in Ellwangen, 26. 7. bis 2. 8. 1969

Voraussetzung des ungewöhnlich guten Gelingens war die innere Übereinstimmung zwischen Gaststadt und Veranstalter, eine Übereinstimmung, die nicht „gemacht“ werden kann, sondern in der Sache selbst gegründet sein muß. Hier war ein Verbindendes vorhanden, das sich in dem gemeinsamen Bewußtsein der geschichtlichen und künstlerischen Bedeutung der Stadt gründete, wobei sich Stadt und Heimatbund als Gebende und Nehmende nahekamen und in beglückender Weise fanden, und vielleicht gehört auch dies zum Geheimnis der Wirkung der Veranstaltung, daß der Gebende im Geben seines Reichtums voll gewahrt wird. Andererseits schließt das angedeutete Verhältnis auch die erweckende und fördernde Wirkung ein, wie sie etwa Bürgermeister Wöhr hinsichtlich der Ostschwäbischen Tage des Schwäbischen Heimatbundes im Jahre 1958 und der Gründung der Johann-Melchior-Dreyer-Jugendmusikschule sowie der Erwerbung des Stirner-Nachlasses von Frau P. Stirner – selbst Teilnehmerin an der Tagung – feststellte.

Dr. Graf Adelmann, der die Woche eröffnete, beleuchtete in seiner Ansprache die Gesamtsituation „Ellwangen“, indem er u. a. ausführte: „Der Zentralwürttemberger weiß verhältnismäßig wenig von dem ostschwäbischen Randgebiet, da sein Geschichtsbild vom Kerngebiet Württemberg her bestimmt ist. Seit den Tagen der Okkupation vor 160 Jahren ist es Ellwangen nicht leichtgefallen, seine Eigenständigkeit zu bewahren. Das politische Geschehen, das wirtschaftliche und auch das kulturelle Leben war, von der Zentrale des Landes her gesehen, in Ostschwaben lange uninteressant und nicht besonders förderungswürdig. Desto mehr muß anerkannt werden, daß aus der Bevölkerung heraus versucht wurde, das Eigenleben zu erhalten. Der Ellwanger Geschichts- und Altertumsverein mit seinen Ellwanger Jahrbüchern, der Stiftsbund mit einem reichhaltigen Repertoire an Konzerten, Schauspielen, Vorträgen, Diskussionen, oft von aufregender Aktualität, auch

seinen Studienreisen, der Schwabenverlag, der das kulturelle Leben ungemein befruchtet hat, sind in diesem Zusammenhang hervorzuheben.“ Die angedeuteten Leistungen sind um so höher zu bewerten, als die industriearme Stadt, deren große Garnison wenig wirtschaftlichen Nutzen einbringt, am Wirtschaftswunder und der gesteigerten Konjunktur wenig teilhat, sehr zum Vorteil ihres geistigen Lebens, zum Vorteil auch ihrer inneren Verbindung mit den natürlichen und geschichtlichen Kräften ihres Raumes. In allem ist das persönliche Engagement ihres Bürgermeisters hervorzuheben – das gilt auch für das große Stadtjubiläum von 1964 und das von Professor V. Burr herausgegebene zweibändige Jubiläumswerk. Er war es auch gewesen, der den Gedanken einer Wiederkehr des Schwäbischen Heimatbundes gefaßt hatte, dem die Mitglieder so lebhaft entsprachen, daß die bisher höchste Zahl von rund 110 Vollteilnehmern erreicht wurde, zu denen bei den Vorträgen etwa 100–120 weitere Besucher kamen, beim Kirchenkonzert 200, beim Kammerkonzert im Schloß 150; die Studienfahrten mußten auf rund 130 Gesamtteilnehmer beschränkt werden.

Besondere Anerkennung verdient die Aufnahme der Veranstaltung bei der Schwäbischen Post und der Ipf- und Jagstzeitung, während man sie – auch das gehört wohl zum Kapitel „Ellwangen“ – in Stuttgart und im neckarschwäbischen Raume mit Stillschweigen übergang oder nur mit einem entstellenden Kurzartikel bedachte.

In ihrer Programmgestaltung dürfen die Ostschwäbischen Tage 1969 als ein Musterbeispiel dessen bezeichnet werden, was der Schwäbische Heimatbund mit seinen Ferienwochen erreichen will. Wer sie mitgemacht hat, weiß, daß dabei von einer „lieblichen und selbstgenügsamen“ Art der Heimatpflege nicht die Rede war, sondern daß es einerseits um ernste Arbeit im Dienste der Vertiefung und Erweiterung des Wissens von Natur und Landschaft, Geschichte und Kunst ging, andererseits aber um die Schulung der Verantwortung gegen-

über Gegenwart und Zukunft und dies nicht nur im erhaltenden, sondern auch im gestaltenden Sinne. Man kann sagen, daß der Reiz der Woche gerade darin bestand, daß sie immer zu der Stelle führte, wo sich Altes und Neues verzahnten, wo die Aufgabe und die Nutzanwendung für unsere Zeit steckten. Geschichte wurde als Kontinuität verstanden, die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft umfaßt. Das gilt etwa für die Thematik der Studienfahrt „Gefährdete Kirchen“ mit Dr. Graf Adelman, die Führung durch Alt- und Neu-Ellwangen von Bürgermeister Wöhr und Stadtbaurat Schmitt oder die der Industrie des oberen Kochertales gewidmeten Beiträge, ferner die Studienfahrt mit Dr. Rathfelder zu der ostschwäbischen und -fränkischen Seenplatte als großartigem Beispiel einer neuzeitlichen Landschaftsgestaltung. Man hat oft versucht, Heimatpflege in romantischer Weise auf ein lebendiges, ein klein wenig verliebtes Verhältnis zur Mutter Heimat zurückzuführen. Hier, in Ellwangen, zeigte sich, was sie heute sein kann und muß: Sorge. Sorge nämlich um unseren materiellen und ideellen Lebensraum.

Der Eröffnungsvortrag von Dr. W. Irtenkauf „Fragen der früh- und hochmittelalterlichen Geschichte der Abtei Ellwangen“ war der viel erörterten, umstrittenen Ellwanger Gründungsfrage gewidmet. Lesungen aus der Vita Hariolfi des Mönches Ermenrich in der Übersetzung von Viktor Burr (vgl. Ellwanger Festschrift), dargeboten von Gymnasialprofessor Dr. Pfeifer, standen in ihrer inspirierten Sprache in einem eindrucksvollen und bezeichnenden Gegensatz zum historischen Kalkül des Vortrages. Ist das für Ellwangen überlieferte Gründungsjahr 764, das für Lorsch und Ottobeuren feststeht, gültig? In seiner Antwort nahm Dr. Irtenkauf den Ausgang von der Feststellung, daß die Gründung Ellwangers durch den Franken Hariolf zur Zeit Pippins (gest. 768) zunächst als ein hervorragendes politisches Ereignis zu werten sei, das nur im Rahmen der großen Auseinandersetzungen zwischen den Franken auf der einen Seite, den Bayern und den Alamannen auf der anderen richtig gewertet werden könne. Dabei lenkte er die Aufmerksamkeit vor allem auf das Jahr 763, als Herzog Tassilo von Bayern König Pippin auf dem Kriegszug nach Aquitanien verließ und so das ganze fränkische Unternehmen zu Fall brachte. Erst 788 hat Karl der Große Tassilo und seine Familie in das Kloster verbannt. Pippin beschränkte sich darauf, die Grenze gegen Bayern als Voraussetzung einer künftigen Auseinandersetzung abzusichern. Zu diesem Sicherungssystem gehörten auch die teilweise älteren Klöster Ellwangen, Solnhofen an der Altmühl (um 758), Herbrechtingen (vor 777), Ottobeuren (764), Kempten (um 772) und Füssen (vor 750). In dieser Verbindung sind auch die von Hariolf und Erlolf für das Kloster Ellwangen vermittelten Heiligenreliquien der stadtrömischen Offiziere Sulpitius und Servilianus von Wichtigkeit; die Weihe der Kirche auf sie im Jahr 773, bei neunjähriger Bauzeit, ist glaubhaft.

Die Frage weshalb Ellwangen, mit einem hohen Grad von Wahrscheinlichkeit somit 764, gerade am heutigen Platz angelegt wurde, wurde mit dem Hinweis auf die Bedeutung der Fernstraße beantwortet, die von Worms über die Stöckenburg diesseits und Ellwangen jenseits des Virgundawaldes an die Donau zieht. Diese Straße wurde mit dem Weg gleichgesetzt, den nach der 23. Aventure des Nibelungenliedes die beiden Spielleute von König Etzel an den Burgunderhof zogen, um die Einladung Kriemhildes an ihre Brüder zu überbringen. Der Dichter (oder Kompilator) des Nibelungenliedes gibt an, diesen Weg nicht zu kennen. Er kennt jedoch die Straße, welche, nach der 25. Aventure, das Burgunderheer zieht: von Ostfranken über das Sualafeld an die Donau. Es handelt sich dabei also um zwei verschiedene Straßen, und dies sicherlich nach den, auf die Zeit des Untergangs des Burgunderreiches zurückgehenden, Quellen. Die Nibelungenstraße und die Straße durch den Virgundawald mit Ellwangen als wichtiger Station haben somit nebeneinander bestanden.

Zum Schluß ging der Vortragende noch auf das Schicksal der obengenannten Klöster ein, die nach 788 für die fränkische Reichspolitik „uninteressant“ geworden waren. Solnhofen wurde 793 durch Karl d. Gr. fuldensische Probstei, Herbrechtingen kam an St. Denis, Füssen an St. Gallen. Ottobeuren und Ellwangen verharren in ihrer Selbständigkeit, Ellwangen wohl auf Grund der bewährten fränkischen „Vetterleswirtschaft“; ihm scheint sogar durch Ludwig d. Fr. ein ganzes Kloster, nämlich Gunzenhausen, geschenkt worden zu sein. 817 erfolgte seine Einstufung als Reichskloster 2. Klasse. Der Weg Ellwangers vom 8. ins 12. Jahrhundert ist dunkel und wird im wesentlichen durch den Glanz erhellt, der von dem stauferzeitlichen Bau der Stiftskirche (1182–1233) ausgeht. 1136 kam es zum Zusammenschluß der klösterlichen urbs und der dörflichen villa; 1229 wird Ellwangen als civitas, Stadt, genannt. Über die Geschichte des Klosters selbst weiß man wenig; so steht bis heute noch nicht einwandfrei fest, ob es sich der Hirsauer Reform unterzog.

Mit diesem Eröffnungsvortrag verband sich sinnvoll die sonntagvormittägliche Feierstunde, in der Professor Dr. Hecht über seine Ausgrabungen in der Stiftskirche sprach. Es darf hier auf seinen Beitrag „Die Krypta und das Altarhaus der Stiftskirche zu Ellwangen im Lichte neuerer Bauuntersuchung“ im 2. Band der Ellwanger Festschrift hingewiesen werden. Das Facit der in den Jahren 1959–61 durchgeführten Grabungen, für deren Förderung der Vortragende dem Staatl. Amt für Denkmalpflege Stuttgart, Dr. Graf Adelman und der Stadt Ellwangen dankte, lautet kurz so: Altarhaus, Chor und Krypta der Stiftskirche sind das Ergebnis verschiedener Planänderungen des frühen 13. Jahrhunderts (vgl. dazu auch Bruno Bushart „Beiträge zur Baugeschichte der Stiftskirche in Ellwangen“ in derselben Festschrift), wobei zunächst das Altarhaus angehoben, sodann die Vierungskrypta eingebaut wurde, um den Psallierchor

auf gleiches Niveau zu bringen; zum Einbau einer Chorkrypta kam es nicht mehr (nachgewiesen wurde nur ein Altargrab in Form eines „cubiculum“ mit Stollen); der geplante Zugang hat sich als Altarnische in der Krypta erhalten. Dazu trugen auch Schwierigkeiten bei, denen man durch Erhöhung des Bodens, Ummauerung der Kryptasäulen und Anbringung von Strebebögen gegen das Querschiff zu begegnen suchte; erst mit den Mitteln der Technik unserer Zeit war es möglich, der Krypta ihre ursprüngliche Gestalt wiederzugeben. Noch nicht konnten im angegebenen Grabungsbericht die Ergebnisse einer Grabung des Jahres 1963 verwertet werden. Die Auffindung von Fundamentmauern westlich des Alten Stifts (der romanischen, gotisch veränderten Westvorhalle der Stiftskirche) führte zum Nachweis einer vermutlich bald aufgegebenen Phase der 3. Bauperiode (des Gewölbebaus), die auf eine große Westapsis mit Nebenräumen zielte, so daß die Stiftskirche vorübergehend einen Doppelchor erhalten sollte (der östliche vielleicht den Heiligen Sulpitius und Servilianus geweiht, der westliche dem hl. Veit?). Die Führung des Nachmittags ergänzte diesen Vortrag in wünschenswerter Weise. Dabei trat Professor Hecht überzeugend für die Barockisierung (1737–39) ein, welcher der romanische Bau als „cantus firmus“ zugrunde liegt, dem in neuer Instrumentierung viele harmonisierende Oberstimmen zugefügt werden. Er warnte entschieden vor jedem historisierenden Stilpurismus und forderte dazu auf, in einem Bauwerk das stilistische Zeugnis einer fortwirkenden geschichtlichen Kontinuität zu achten.

Durch die Altstadt führten E. Stierkorb und Studienrat E. Weiß. Die Rundfahrt durch die Neustadtbereiche unter Führung von Bürgermeister Wöhr und Stadtbaurat Schmitt wurde erwähnt; sie zeigte eine Art Stadtlandschaft, in der sich die einzelnen Siedlungen und Baugruppen, räumlich abgesetzt, miteinander harmonisch verbinden. Bald wird auch die Jagstau in diese stadträumliche Gestaltung einbezogen werden. Wilhelm Frank führte durch die von der Stadt Ellwangen veranstaltete Ausstellung von Porzellan und Fayencen, die vor allem durch ihren reichen Bestand an Fayencen naher Manufakturen, so Schrezheim und Crailsheim, tief beeindruckte.

Der nächste Tag, welcher der Problematik der Riesgeologie gewidmet war, dürfte jedem Teilnehmer unvergeßlich bleiben. Obwohl die Hitze des Sommertags in den besuchten Steinbrüchen fast unerträglich war, waren alle mit Feuereifer dabei, denn Landesgeologe Dr. Hüttner vom Geologischen Landesamt in Freiburg verstand es, die Spannung über die Frage der Ursache der Riesentstehung von Anfang bis Ende durchzuhalten. Die Erscheinungsformen lagen in den Steinbrüchen von Holheim, Altebürg, Harburg und Otting zutage: in Holheim sah man zerrüttete und geknickte Weißjuraschollen, dazu Schliff-Flächen von über den Weißjura hinweggeschobenen Gesteinsmassen, Vertiefungen und

Klüfte im Gestein waren mit Suevit ausgefüllt (nach Schwaben genannt, weil er bei seiner Entdeckung nur von der Riesgegend her bekannt war), dem geschmolzenen, umgebildeten und ausgeworfenen Urgestein. Im Steinbruch bei der Alten Bürg sah man diesen Suevit von oben in eine Wanne des Weißjuras gebreitet. Im Steinbruch des Harburger Zementwerkes war das Unterste zuoberst gekehrt und dies in einem absoluten Chaos von Weiß-, Braun- und Schwarzjuratrümmern, auch Keuper; sogar Braunkohle war zu bemerken. Im Ottinger Steinbruch wieder lag der Suevit in mächtigen Bänken. Worauf sind diese Erscheinungen zurückzuführen? Auf Vulkanausbrüche oder einen Meteoriteneinschlag. Dr. Hüttner ließ keinen Zweifel darüber, daß, obwohl das Ries in einer Kreuzstelle des sog. Schwäbischen Lineamentes liegt und die Riesbarre eine Aufwölbung des Grundgebirges bedeutet, die Vulkantheorie zur Erklärung von Vorgängen, wie sie zu jenen Erscheinungen führten, nicht ausreicht, so daß man im Sinne der Meteoritentheorie auf einen Meteoriten schließen möchte, der einen Durchmesser von etwa 800 m hatte und mit einer Geschwindigkeit von 20 000 m/sec aufschlug, die Juradecke zerschlug, zerrümmerte und wegschleuderte und schließlich, bei einer Hitze von 1700–1800 Grad verdampfte, indem er das Urgestein in Suevit verwandelte und herauswarf. Letztes Indiz für die Einschlagstheorie ist schließlich der Nachweis von Coesit, den der Amerikaner Coes im Suevit feststellte und der eine Hochdruckmodifikation desselben ist, wie sie nur bei Einschlagmechanismen festzustellen ist. Eine noch höhere Dichte besitzt der von den Russen festgestellte und nach seinem Entdecker benannte Stishovit. Der Schule von Prof. Engelhardt in Tübingen sind weitere Kriterien eines Einschlags zu verdanken, so besondere Spaltbarkeiten im Quarz. Heute gibt es schon eine ganze Facies solcher Einschlagsmetamorphosen. So wurde die Führung schließlich zu einer umfassenden Demonstration des gigantischen „Riesereignisses“, das vor etwa 15 Millionen Jahren stattfand.

Der dritte Tag galt dem Limes, wobei B. Hildebrand in einer wissenschaftlich wohlfundierten und pädagogisch ansprechenden Weise führte. Er begann vor den freigelegten Grundmauern des Kastelltores am Aalener Limesmuseum, das 1964 auf dem Gelände des größten rechtsrheinischen römischen Reiterlagers, der Ala II Flavia Milliaria, erstellt wurde (Besatzung etwa 1000 Mann, Ausdehnung 6 ha). Die Gesinnung, der das Museum seine Entstehung verdankt, verdient hervorgehoben zu werden. In Aalen war man sich – im Gegensatz zu anderen Römerorten unseres Landes – bewußt, was für ein Schatz auf einen gekommen war und daß es galt, mit diesem Wucher zu treiben. Die Stadtverwaltung Aalen, Privatinitiative und ein großherziger Geldgeber, dazu das Staatl. Amt für Denkmalpflege, Abt. Bodendenkmalpflege, und das Württ. Landesmuseum, dessen Zweigmuseum das Limesmuseum ist,

wirkten zusammen, um das einzigartige Denkmal der Römerzeit unseres Landes entstehen zu lassen, welches das Limesmuseum darstellt. Nachdem er die wechselvolle Entdeckungsgeschichte des Lagers geschildert hatte, verbreitete sich B. Hildebrand an Hand der Karten, Tafeln und ausgestellten Gegenstände über die Besetzungsgeschichte und die Römerkultur unseres Landes. Er bezeichnete es dabei als wahrscheinlich, daß der Ortsname von Aalen auf jene Ala II zurückzuführen ist.

Dann ging man die rätische Mauer zwischen Hüttlingen und der Bundesstraße 290 beim nicht mehr erkennbaren Kastell Buch ab; sie erhielt sich bald als heckenbestandener Trümmerwall, bald als flache Erhöhung, stellenweise ist sie auch Unverstand und Rücksichtslosigkeit zum Opfer gefallen. Die Wachturmruine und -rekonstruktion an der genannten Bundesstraße wurden ausgiebig betrachtet – dabei römische Scherben verteilt –, und nachmittags verfolgte man den Limes bis über das Kastell Halheim hinaus, dessen buschbestandene Umfassungsmauern dauernd gefährdet sind, so daß der Wunsch geäußert wurde, das Kastellgelände möge bald in das Eigentum des Schwäbischen Heimatbundes oder des Staates übergehen. Unterwegs erörterte Oberstudienrat Dr. Schmidt die Flußgeschichte von Kocher und Jagst. In dem erwähnten Zusammenhang sei auch auf die 3. Auflage des Limesführers von W. Schleiermacher hingewiesen, ferner das Faltblatt „Zwischen Kolbenberg und Wörnitz – Autowanderungen am Limes“ von B. Hildebrand.

Der Vortrag von Professor Dr. Viktor Burr „Der Limes als Grenze des römischen Imperiums, Begriff und Wesen“ wurde von Regierungspräsident W. Birn als Vorsitzendem eingeleitet. Er forderte dazu auf, den ganz massiven wirtschaftlichen Interessen unserer Zeit gestrost ideelle Werte entgegenzusetzen und die damit verbundenen Vorstellungen nach Kräften auszubreiten. Die damit zusammenhängenden Bemühungen seien weder wert- noch erfolglos; ohne sie wären alle gesetzgeberischen Maßnahmen vergeblich.

Der Begriff Limes – so hörte man Professor Burr – bedeutet ursprünglich eine Bahn, den Feldweg zwischen Besitzgrenzen, schließlich auch im militärischen Sinne die von der Operationsbasis oft strahlenförmig vorgehenden Anmarschwege. Ein Grenzbegriff im Sinne einer Reichsgrenze ist damit zunächst nicht verbunden. Es wurde gesagt: „Die Expeditionen über den Rhein und extra orbem nach Britannien sind geradezu Demonstrationen eines unbegrenzten Herrschaftsanspruches“. Das wird schon unter Augustus anders, seine Haltung ist defensiv und wird etwa durch die Pax Augusta, die Ara Pacis bezeichnet. Nun taucht der Begriff der Grenze auf, vor allem der natürlichen Flußgrenze (vorübergehend die Elbe, dann der Rhein, die Donau). Doch trägt schon der Kranz von Randstaaten, der das Reich umgab, dazu bei, daß man die Worte „intra terminos imperii“ im übertragenen Sinne als „intra fines imperii“

zu verstehen hat. Als nun die Flavii aus Gründen einer kürzeren Verbindung zwischen den Garnisonen am Rhein und an der Donau die nasse Grenze überschritten, sahen sie sich vor die Notwendigkeit gestellt, eine andere Grenze zu schaffen und zu sichern. Tacitus verwendet 97/98 erstmals die Bezeichnung „limes imperii“ als Bezeichnung für eine trockene Reichsgrenze. In der ein Jahr später erschienenen Germania spricht er von einer markierten Grenze, wenn er sagt „mox limite acto“ (nachdem sodann der Limes angelegt war). Diese „Demarkationslinie“ war eine künstlich geschaffene Bahn, ein Durchhieb, eine Schneise. Der Begriff des Limes als Reichsgrenze knüpft hier an. Die Entwicklung zu einer solchen Grenze brachte schließlich die Defensivpolitik Hadrians (117–138 n. Chr.). Der Signaldienst geht nun nicht mehr von vorn nach hinten, sondern entlang des Limes, von Turm zu Turm. Die Truppe wurde zu einer Art „Bundesgrenzschutz“. Freilich hafteten dieser Verteidigungslinie alle militärischen Schwächen einer ehemaligen Demarkationslinie an, wenn sie auch den Vorteil hatte, eine Sperre gegen schweifende Germanenscharen zu sein.

Am vierten Tag wandte man sich der Industrie zu. B. Hildebrand, vertraut mit allen Örtlichkeiten und dem geschichtlichen Ablauf, führte die Gesellschaft zunächst zu dem Denkstein oberhalb von Attenhofen im Wald, auf dem geschrieben steht: „DVRCH GOTTES GNAD HAT HANS SIGMUND VON WOLWART ANNO 1608 DIS EISENERZ GEVNDEN. GOTT GEB GNAD J H S AMEN“. Die Lagerung der Bohn- und Stufferze, Arten des Abbaus und der Verhüttung wurden besprochen (vgl. dazu auch die Darstellung des Genannten in „Heimat und Arbeit“, Kreis Aalen). Anschließend hielt Dr. Manfred Thier im ehem. Betsaal der Wasserralfinger Grube, dem Saal des schön gelegenen Gasthauses zur Erzgrube, einen inhaltlich und stilistisch gleichermaßen hochwertigen Vortrag über die Geschichte der Schwäbischen Hüttenwerke, bezüglich dessen jedoch auf die 1965 erschienene große Monographie des Vortragenden verwiesen werden muß. Am Nachmittag war man zu Gast bei den Zeiss-Werken in Oberkochen, wobei man einen Rundgang durch verschiedene Abteilungen des Werkes vornahm, der mit einer Kaffeestunde schloß. Dipl.-Ing. Berling referierte über „Photogrammetrie in der Denkmalpflege“, somit die neu entwickelte photographische Meßmethode, die genaueste zeichnerische Bauaufnahmen ermöglicht. Dies war für die Studienfahrt zu den gefährdeten Kirchen anderntags wichtig. Aber auch Dr. Rathfelders Vortrag über „Pflanzenmikroskopische Untersuchungen an Hand eines Zeiss-Mikroskops“ konnte hier ansetzen, in dem die Frage der genetischen oder phänologischen Bestimmtheit des Pflanzenbaus am Beispiel der *pulsatilla vulgaris* mittels eines mit polarisiertem Licht arbeitenden Mikroskops beleuchtet wurde (vgl. dazu „Polarisationsmikroskopische Untersuchungen an Pflanzen“ von O. Rathfelder in „Mikrokosmos“ 3/1957,

auch den Bericht in Nr. 17 der Zeiss-Werkzeitschrift vom September 1955).

Hauptkonservator Dr. Graf Adelmannd verstand es bei seiner Führung am fünften Tag zu den gefährdeten Kirchen des ostschwäbischen Raumes, die Mitglieder und Gäste des Heimatbundes an der Verantwortung des Denkmalpflegers teilnehmen zu lassen, ihnen aber zugleich auch ein Gefühl der Befriedigung und Genugtuung darüber einzuflößen, daß so kostbare Bauwerke wie die besuchten gerade in unserer Zeit, die ihre Mittel gerne auf andere Zwecke verwendet, gerettet werden und erhalten bleiben. Gleich an der Wallfahrtskirche auf dem Schönenberg, auf deren Geschichte der Führende einging, konnten die Ursachen der Schäden und die Art ihrer Behebung aufgezeigt werden. Die Ursachen sind ohne Zweifel darin zu sehen, daß eine anhebende Baufälligkeit durch die gerade in dieser Gegend oft auftretenden „Düsegewitter“ der schnellen Flugzeuge beschleunigt wird. Bei der Schönenbergkirche besteht insofern ein nachweisbarer Zusammenhang zwischen Baufälligkeit und Düsenknall als, nachdem am Tag zuvor eine solche Druckstörung erfolgt war, in der Nacht vom 21. auf 22. Januar 1966 ein Stück des Deckengemäldes herabstürzte. Die im Gang befindlichen Instandsetzungsarbeiten dürften sich auf 3 Millionen DM belaufen. In der Wallfahrtskirche Zöbingen, deren Kuppel nach einem Einsturz im Jahre 1750 erneuert werden mußte, was darauf hinweist, daß die statischen Verhältnisse des Bauwerkes von Anfang nicht in Ordnung waren, wurde zur Rettung des Deckenbildes, über dem sich der Dachstuhl senkt, bis zur endgültigen Wiederherstellung die sich ablösenden Gemäldeteile mit Schrauben an den Kuppelboden geheftet. Auch hier hörte man Wichtiges über die Baugeschichte und die Legende, wonach die Auffindung von Holzsärgen und Gebeinen – vermutlich von einem Alamannenfriedhof – den Anstoß zur Wallfahrt gab, da man jene Funde auf die Überreste von Heiligen zurückführte. Auch im Dachstuhl der von H. U. Trientl erstellten Wallfahrtskirche Maria im Roggenacker bei Flochberg – wie die Schönenbergkirche eine Maria-Baum-Kirche – sind Schäden festzustellen, wenn auch keine akute Gefahr besteht. Den Höhepunkt bildete die Abteikirche von Neresheim, deren über das einstige Dach gestülptes Notdach schon von weitem auf das Erlebnis des mit Stahlrohrgerüsten verstellten Inneren vorbereitet. Hier erwies sich der ganze Dachstuhl zerrüttet, der schon 1827 und 1903 erneuert werden mußte. Wer von oben die ungeheuren Holzmassen, auch der Lamellenkuppeln, sah, wird sich nicht wundern, daß schließlich, sicher wieder gefördert durch Düsenbeschäden, akute Einsturzgefahr bestand. Auch hier ist eine umfangreiche und grundlegende Erneuerung im Gang (vgl. dazu den Aufruf in Heft 4/1968 der „Schwäbischen Heimat“). Auch hier gab Dr. Graf Adelmannd einen Abriss der Geschichte und Baugeschichte des Klosters, das seit 1920 durch Benediktiner vom Kloster Emmaus

bei Prag besiedelt ist. Zum Abschluß besuchte man die Klosterkirche in Mönchsdeggingen, wobei P. Timotheus Kempf führte (vgl. seine Schrift „Das tausendjährige Mönchsdeggingen“) und Kantor Willibald Bezler von Ellwangen sowohl die liegende Orgel im Chor als auch die der Westempore vorführte.

Hauptkonservator Dr. O. Rathfelder führte am letzten Tag durch die Weiher- und Seenlandschaft westlich und nördlich um Ellwangen. Am Espachweiler See gab er einen einführenden Überblick der besuchten Keuperlandschaft, die sich durch weiche Geländeformen auszeichnet und in deren Vertiefungen über 100 Weiher und Seen eingebettet sind, die als Säge- oder als Fischweiher angelegt wurden und auch heute noch das Gesicht der Landschaft bestimmen. Mit ihnen verbinden sich die neuerdings angelegten Stauseen und Rückhaltebecken. Sie alle geben dem besuchten Raum den Charakter einer Erholungslandschaft, wenn auch der Wasserverband Obere Jagst aus Gründen der Haftpflichtversicherung von den Gemeinden gefordert hat, sie sollten Badeverbotstafeln aufstellen lassen. Auf der anderen Seite legt der Naturschutz Wert auf eine möglichst ungestörte Erhaltung verschiedener Wasserflächen, dies sowohl aus faunistischen als auch floristischen Gründen und mit besonderer Rücksicht auf schöne Verlandungszonen. Das gilt etwa für das flächenhafte Naturdenkmal des Rohrweihers, der die Entwicklung zum Hochmoor deutlich macht. Ab der Holzmühle wurde das Orottal durchwandert. Von der Liaskuppe des Hohenberg erläuterte Dr. Rathfelder die zu Füßen liegende Keuperlandschaft des Virngrundes, auch in ihrer Flußgeschichte, während Professor Burr den Hohenberg als alte Grenzmarke zwischen Schwaben und Franken würdigte und Dr. Schahl mit besonderer Betonung der romanischen Reste und zweier Jakobusfiguren durch die Kirche führte. Schließlich wurde noch das Naturschutzgebiet Reusenberg mit seiner unterirdisch ausgeschwemmten Gipsschicht und den in den Dolinen entstandenen Wassern zu Fuß durchstreift und am Degenbachsee, der willkommenen Badegelegenheit der Crailsheimer, Rast gemacht. Gerade hier wurde wieder deutlich, daß nicht nur wegen der Rechtsfrage, sondern auch wegen einer geordneten Zu- und Abfahrt sowie der Anlage von Parkplätzen bei künftig anzulegenden Stauseen entsprechende Vorsorgen zu treffen sind. Zu den erörterten Fragen der Landschaftspflege gehörte auch die Führung der 220-kV-Ostringleitung der EVS (vgl. dazu den in Vorbereitung befindlichen Band der Veröffentlichungen der Landesstelle für Naturschutz und Landschaftspflege Baden-Württemberg mit dem Beitrag von Dr. Rathfelder „Natur und Technik am Beispiel einer Hochspannungsleitung“ oder dessen Ausführungen im EVS-Bericht 3/1968).

Das Kirchenkonzert in der Stiftskirche Ellwangen am 27. Juli und das Kammerkonzert am 30. Juli im Schloß ob Ellwangen verdienen zum Schluß besonders herausgestellt zu werden. Monika Willand, die Leiterin der

Johann-Melchior-Dreyer-Jugendmusikschule, zeichnete für das teilweise aus Archiven zusammengetragene Notenmaterial verantwortlich. Sie wirkte zudem in großer Vielseitigkeit in beiden Konzerten auf dem Violoncello, im Kirchenkonzert auf der Viola da Gamba sowie dem Gemshorn mit. Kantor Willibald Bezler war ihr ebenbürtig: man hörte ihn beim Kirchenkonzert auf der Orgel, der Blockflöte und als Baß, im Kammerkonzert am Hammerklavier. Auch Hans Grupp war an beiden Konzerten als Violinist beteiligt, desgleichen Inga Schönherr als Sopranistin. Im Kirchenkonzert war auch Ingeborg Stolz auf der Blockflöte, der Viola da Gamba, dem Gemshorn und als Altistin zu hören, dazu Martin Busch auf der Violine und Dieter Klemm auf der Viola. Die Programme, die keine massierten Einsätze erlaubten, sondern eher solistische Einzelleistungen forderten, stellten an jeden der Mitwirkenden die höchsten Anforderungen, und es gibt wohl für sie alle kein größeres Lob als daß man selten reiner und klarer musizieren hörte. So wurden die Konzerte auch von der Ellwanger Presse als wertvolle Beiträge zur Ellwanger Musikkultur aufgenommen. Der Schwäbische Heimatbund aber, dessen Bestreben es ist, bei seinen Ferienwochen nichts hineinzutragen, was nicht an Ort und Stelle vorhanden ist, wohl aber, dies zu wecken und zu fördern, Möglichkeiten einer Entfaltung und Entwicklung zu bieten, hat seine Absicht selten in so hohem Maße erfüllt gesehen wie in Ellwangen.

Die Ipf- und Jagstzeitung schrieb am 29. Juli über das Kirchenkonzert: „Der Abend war in zwei Teile gegliedert. Im ersten Teil kamen Werke der Renaissance zur Aufführung. Einen Reiz besonderer Art vermittelte die Interpretation auf Instrumenten der Renaissancezeit, zum Beispiel Gemshörner, Gamben und verschiedenen Blockflöten. Es erklang eine Intonatio des Ulmer Domorganisten Sebastian A. Scherer, ein vierstimmiger Choralatz ‚O barmherziger Gott‘ des Augsburger Sixt Dietrich, eine Canzone des Augsburger Domorganisten Christian Erbach, ein vierstimmiger Choralatz ‚Herr, wie du willst‘ des zeitweilig in Blaubeuren wirkenden Lucas Osiander, sowie von dem aus Schwäbisch Hall stammenden Erasmus Widmann ein vierstimmiger Vokalsatz ‚Beati omnes‘ und eine Intrade und Canzone in C für Streicher. Der zweite Teil war für das Ellwanger Publikum besonders interessant: Er enthielt Werke der Komponisten, die zu Ellwangen in besonderer Beziehung stehen. So ist der Böhme Johann Zach, der Kurmainzischer Hofkapellmeister war, viel im süddeutschen Raum, auch in Ellwangen tätig gewesen. Er starb hier an der Pest, und wurde in der St. Wolfgangskirche beigesetzt. Der aus Röteln stammende Johann Melchior Dreyer war Stiftsorganist und Musikdirektor in Ellwangen. Von Zach erklang eine Triosonate für zwei Violinen und Cello, sowie eine Arie für Sopran, zwei Violinen, Viola und Basso continuo, von Dreyer zwei Orgelsonaten. Dazu waren von Leopold Mozart, der aus Augsburg stammte, eine Triosonate für zwei

Violinen und Basso continuo und eine Arie ‚Du wahrer Mensch und Gott‘ für Sopran, zwei Violinen, Viola und Basso continuo zu hören. Der musikgeschichtlich Interessierte hatte Gelegenheit, an diesen selten gespielten Werken den Übergang von der Generalbaßzeit zur Vorklassik – manchmal sogar innerhalb eines Werkes – zu studieren.“ Besonders hervorgehoben wurde neben Hans Grupps sicherem, strahlend klarem Spiel die „besonders farbige adäquat rokokoeske Registrierung“ des Bezlerschen Vortrags der Orgelsonate c-Moll von Joh. Melchior Dreyer. Inga Schönherr wurde bescheinigt, daß sie in der Mozartarie vollkommen überzeugte.

Über das Kammerkonzert schrieb die Schwäbische Post am 1. August: „Das war nicht vorauszusehen: ein Kammerkonzert im überfüllten Thronsaal des Schlosses ob Ellwangen, veranstaltet vom Schwäbischen Heimatbund anläßlich der Ostschwäbischen Tage, fand eine begeisterte Aufnahme... Das musikverständige Publikum würdigte mit langandauerndem Beifall nicht nur die großartige Leistung der ausführenden einheimischen Künstler, es nahm auch die unbekannten Kompositionen schwäbischer Meister der Frühklassik mit dem Beifall auf, den sie, obwohl weithin in Vergessenheit geraten, wegen ihrer künstlerischen Qualitäten zweifellos verdienen. Dem Schwäbischen Heimatbund aber ist zu danken, daß er bei seinen Tagungen auch historische schwäbische Musik zu Gehör kommen läßt, die zweifellos auch zum Erlebnis einer Landschaft wie der Ellwangers und Ostschwabens gehört.“ Im weiteren lesen wir: „Über die Komponisten und ihre Werke sprach zu Beginn Ernst Häußinger (selbst Verfasser einer Untersuchung über J. M. Dreyer als Instrumentalkomponist) einführende Worte. Er stellte zunächst den Komponisten Ignaz v. Beecké vor, geb. 1733 in Wimpfen im Tal, einen Grandseigneur und sehr begabten Musikdilettanten, Hauptmann und Musikintendant des Fürsten von Oettingen-Wallerstein, der zu seiner Zeit sich höchster Wertschätzung erfreute, der aus einem pianistischen Wettstreit mit dem jungen Mozart als Sieger hervorging und als Pianist und Komponist sich in den europäischen Hauptstädten eines ausgezeichneten Rufes erfreute. In ganz anderer Art verlief das Leben des zweiten Komponisten, von dem Werke bei diesem Konzert aufgeführt wurden. Von Johann August Sixt, geboren 1757 in Gräfenhausen, Kreis Calw, ist wenig bekannt. Beinahe unbemerkt vom großen Musikbetrieb seiner Zeit entwickelte sich in der Stille der Fürstenbergischen Residenz Donaueschingen, wo Sixt eine Stellung als Cembalist gefunden hatte, eine große, ja geniale Begabung, die durch einen frühen Tod jäh abgeschnitten wurde. Die schwäbische Musikgeschichte, die um diese Zeit wenig bedeutende Musiker aufzuweisen hat, hatte den Namen bis in unsere Zeit vollständig vergessen. Mit bewunderswerter Liebe und mit künstlerischem Geschmack hatten sich die Ausführenden des Kammerkonzerts dieser beiden Komponisten angenommen: Inga Schönherr, welche mit wohlgeschul-

tem Sopran und vor allem mit großartiger Gestaltung der Lieder interpretierte; dann das Klaviertrio Hans Grupp (Violine) und Monika Willand (Violoncello), die mit ihren Streichinstrumenten eine blühende Klangfülle entfalteten, und Willibald Bezler, welcher die technischen Mängel des aus dem 18. Jahrhundert stammenden Hammerklaviers in hervorragender Manier meisterte. Beeckés Sonate in C für Klavier, Violine und Cello, mit welcher das Konzert begann, zeigte einen Meister melodischen, galanten Stils, der durch eine Fülle von Einfällen besticht, immer wieder durch gekonnte Trugschlußwendungen überrascht, bei reicher harmonischer Gestaltung. Der stilistische Unterschied zu den sog. Mannheimern ist deutlich wahrzunehmen. Beecké tendiert mehr zum österreichisch-böhmischen Melos, es fehlt ihm jedoch die Kraft des formalen Aufbaus, die besonders im 3. Satz, einem Rondo, die Geschlossenheit vermissen läßt, während der zweite Satz in einer Fülle beinahe Schubertscher Themen schwelgt. Beecké ist mehr der Meister der kleinen Form. Das zeigt sich bei den Liedern, welche durchkomponierte kleine Szenen zeitüblicher Schäferpoesie darstellen. Vorzüglich wurde von der Sopranistin der schalkhafte Duktus etwa des Liedes 'Schmetterling' getroffen. Nicht weniger vorzüglich traf Inga Schönherr den bezaubernden Ton der Klavierlieder von J. A. Sixt. Wegen ihrer Strophenform wirken sie geschlossen, einheitlicher als die Lieder Beeckés, und mit seiner ausgefeilten, selbständigen Klavierbegleitung ist Sixt auf diesem Gebiete seinen Zeitgenossen weit voraus, unmittelbar auf das Lied Schuberts hinweisend. Die Texte der Lieder hat der Bearbeiter, soweit sie von Ch. F. D. Schubart herkommen, allerdings geglaubt 'verbessern' zu sollen. Manches von dessen Sprachbildkraft ist dadurch verlorengegangen. Auch bei diesen Liedern, deren differenzierte Ausdruckskraft beeindruckte, ertönte die Sopranistin heftigen Beifall. Sixts Trio in G-Dur für Klavier, Violine und Cello, mit der selbständigen Führung der einzelnen Stimmen, zeigte sich als ein Werk mit straffer Thematik, geschlossen in der Form und mit sauber gearbeiteter Kompositionstechnik. Es ist in der formalen Gestaltung den Haydn'schen Trios überlegen, die ja eigentlich nur Duos darstellen, und steht auch in der musikalischen Erfindung Haydn wenig nach. Den langsamen Satz spielten die drei Interpreten mit wunderschöner Klangfülle und arbeiteten auch die differenzierten Teile des Schlußrondos, das gar nichts von der zeitüblichen lässigen Naivität an sich hat, sorgsam geformt heraus. Auch hier großer Beifall für eine große Leistung."

Den Beschluß der Veranstaltung bildete ein geselliger Abend, dessen Unterhaltungsprogramm die Stadt Ellwangen bestritt, wobei die Verse der „Ellwanger Schnitzelbank“, in der einheimische Personen, die z. T. anwesend waren, durchgehechelt wurden, besondere Freude erregten.

Veranstaltungen von Januar—März 1970

Die Ortsgruppen zeigen ihre Veranstaltungen durch eigene Veröffentlichungen an. Im folgenden werden nur die Stuttgarter Vorträge bis März 1970 bekanntgegeben; es wird bei diesen um einen freiwilligen Unkostenbeitrag gebeten. Wer sich für die Führungsreihe „Kunst und Künstler der Gegenwart“ anmeldete, wird von deren Unternehmungen von Fall zu Fall verständigt.

Die Besetzung Württembergs durch die Römer

Vortrag von Professor Dr. H. Schönberger

Mittwoch, 28. Januar, 19.30 Uhr, Aula der Staatsbauschule, Kanzleistraße 29. Daß unser Land einst ein Teil des Römischen Imperiums war, ist jedem Kind bekannt. Überall stoßen wir auf Spuren und Zeugnisse dieser römischen Vergangenheit, die einst so lebendig war, wie es unsere Tage sind. Professor Dr. H. Schönberger von der Römisch-Germanischen Kommission des Deutschen Archäologischen Instituts wird an diesem Abend die einzelnen Erscheinungen der römischen Reichskultur unserer Heimat im Gesamtzusammenhang der Geschichte der Besetzung erblicken lassen und ein fesselndes Bild dieses Vorgangs, in seinen Ursachen und Folgen, entwerfen.

Das Ries in geologischer Sicht

Vortrag von Dr. Rudolf Hüttner
(mit Farblichtbildern)

Mittwoch, 11. März, 19.30 Uhr, Aula der Staatsbauschule, Kanzleistraße 29. Dr. R. Hüttner, Landesgeologe am Geologischen Landesamt Baden-Württemberg in Freiburg i. Br., wird dabei die Problematik der Riesgeologie erörtern, auf die einzelnen Erscheinungsformen des „Riesereignisses“ eingehen und dessen mögliche Ursachen untersuchen (Vulkantheorie, Meteoriten-theorie). Als Voranzeige darf die Beschreibung seiner Führung bei den Ostschwäbischen Tagen im vorliegenden Heft gelten.

Ferner machen wir darauf aufmerksam, daß unsere Mitglieder Volker Barz und Oberreg.-Baurat J. Veil am Mittwoch, 18. Februar, 19.30 Uhr, im Kleinen Saal des Hospitalhofes unter dem Titel

„Heimatbund auf Hollandfahrt“

die von ihnen bei der Studienfahrt mit Willy Baur vom 5. bis 14. Juni gemachten Farblichtbilder vorführen und erörtern. Dabei wird die Aufmerksamkeit vor allem auf die großartigen Einrichtungen gerichtet sein, die der Landgewinnung dienten und dienen (Zuiderseedamm, Poldergebiet von Flevoland). Hierzu werden alle Fahrteteilnehmer herzlich eingeladen.

Das Verzeichnis der Veranstaltungen 1970 gelangt Ende Februar an alle Fahrteteilnehmer der letzten drei Jahre und neu beigetretenen Mitglieder, darüber hinaus an alle, die es ausdrücklich wünschen, zum Versand.

Neville Williams

Elisabeth I.- Königin von England

Aus dem Englischen von L. Mickel

324 Seiten. Leinen DM 24,80

Diese Lebensbeschreibung Elisabeths ist außerordentlich flüssig und ansprechend geschrieben. Das Buch ist vor allem durch Einbeziehung psychologischer Aspekte und neuen Dokumentenmaterials eine Biographie modernen Stils.

*Exzellente
Buchgeschenke
für Sie
und Ihre Freunde*

Ronald Lewin

Rommel

Aus dem Englischen von Hans Jürgen Baron von Koskull

316 Seiten. 23 Abbildungen auf 16 Kunstdrucktafeln, 13 Karten, 4 Faltkarten, 2 Handskizzen Rommels. Leinen DM 28,-

Lewin, Militärhistoriker, der selbst in Nordafrika mitgekämpft hat, schildert, gestützt auf Berichte und Dokumente, die militärische Laufbahn Rommels und würdigt dessen überragende Leistungen im Kampf gegen einen meist überlegenen Gegner.

Chlodwig Plehn

Griechenland mit den Augen der Antike

Klassische Stätten und Kunstwerke im Spiegel der griechischen Literatur. 204 Seiten. 12 Strichzeichnungen. Leinen DM 24,-

Plehn läßt die antiken Dichter und Schriftsteller selbst über ihr Land und das Leben zu ihrer Zeit zu Wort kommen. Er erweckt damit die glanzvolle Vergangenheit Griechenlands wieder zum Leben.

Enno Barker

Rußland-Sowjetunion

Landschaft, Geschichte, Kultur

242 Seiten. 9 Kartenskizzen und Grundrisse. Leinen DM 24,80

Barker beschreibt nicht nur die Eigenheiten und Schönheiten der russischen Landschaft und Städte, sondern stellt sie auch im Ablauf der russischen Geschichte dar.

Josef Theisen

Frankreich

Landschaft, Geschichte, Kultur

2., durchgesehene Auflage. 405 Seiten. 16 Fotos, 2 Karten. Leinen DM 19,80

„Dieses Buch bildet den Idealfall belletristischer Reiseliteratur: für denjenigen, der vor dem Aufbruch eine Einführung sucht; für denjenigen, der die Eindrücke und Erlebnisse einer Fahrt vertiefen möchte; und für jenen, der nur in Gedanken verreist.“

Stuttgarter Zeitung

Hans Weigert

Kleine Kunstgeschichte Europas

8., neubearbeitete und erweiterte Auflage. 335 Seiten, 16 Farbtafeln. 167 Schwarzweiß-Abbildungen und 145 Zeichnungen. Format 16,5×21 cm. Leinen DM 19,80

„Ein ganz vorzügliches Werk für den, der sich vor einer Auslandsreise oder vor dem Besuch eines größeren Museums schnell orientieren will über die Hauptströmungen der europäischen Kunst oder die wesentlichsten Künstler.“

Christ und Welt



Verlag
W. Kohlhammer
Stuttgart

Kulinarische Geschenkbücher zu Weihnachten

Aus dem kulinarischen Blumenstrauß

Von Erna Horn

Jeder Band bringt delikate, neuartige Rezepte. Eine Überraschung für Feinschmecker. Die Bände bieten in netter Plauderei mehr als in einem Kochbuch steht. Ihre reizvolle Ausstattung macht sie zu kostbaren Geschenkbändchen. Auf farbigem Papier im Farbton der jeweiligen Frucht gedruckt, mit graziösen, lavierten Federzeichnungen geschmückt und in Bütteln gebunden. Jeder Band mit etwa 60–80 Seiten. DM 6,80.

Bisher sind folgende Bände erschienen:

Bunte Beeren
Der Apfel
Citrusfrüchte
Nüsse, Datteln, Rosinen

Demnächst werden erscheinen:

Leuchtend rote Kirschen
Ananas und Melonen

Walter Bickel

Aus der Küche geplaudert

248 Seiten. Über 90 Titel – Illustrationen und Vignetten. Zweifarbig. Etwa 300 Rezepte. Leinen DM 19,50.

Auch leckere Gerichte haben ihre Geschichte. Liebhaber des guten, kultivierten Essens werden bei der Lektüre dieses Buches auf ihre Kosten kommen. Es enthält nicht nur Rezepte, sondern auch manch heitere Begebenheit von Festen, Ideenblitze für ein neues Gericht und Anekdoten über Feinschmecker aus allen Zeiten. Spezialitäten und vom Verfasser selbst komponierte Gerichte werden den Leser begeistern und zum Ausprobieren anregen.

Henri-Paul Pellaprat

Die feine Küche

264 Seiten Text. 80 Farbbilder von servierbereiten Gerichten, Süßspeisen und Gebäck auf 40 Seiten. 16 Seiten Schwarzweißbilder „Die Küchentechnik“. Roter Balacroneinband mit Goldprägung. Mehrfarbiger kaschierter Schutzumschlag. DM 24,—.

Dieses Buch des wohl international berühmtesten Meisterkuchs wendet sich ganz bewußt an die moderne häusliche Küche. Die vielseitigen und schmackhaften Gerichte lassen sich leicht zubereiten.

Die unter dem Titel „Le Nouveau Guide culinaire“ erschienene französische Originalausgabe erhielt auf der IKA 1968 in Frankfurt eine Goldmedaille. Walter Bickel hat diese Ausgabe überarbeitet und den deutschen Verhältnissen und vor allem dem „Geschmack“ unseres Landes angepaßt. Trotzdem verleugnet es nicht seine Herkunft aus dem Lande der Gourmets.

Der große Pellaprat

800 Seiten mit 265 Farbbildern von servierbereiten Gerichten. 138 Schwarzweißbilder „Die Küchentechnik“. Mehrfarbiger kaschierter Schutzumschlag. Leinen DM 79,—.

Über 3500 köstliche Rezepte aus aller Herren Länder – vom klassischen Menü bis zur pikanten Spezialität – hat Henri-Paul Pellaprat in seinem Buch notiert. Prestigiestimmen wie „Ein Buch, das jeder Hausfrau prächtige Dienste leistet“ oder „Das Werk entspricht allen Anforderungen unserer Zeit“ gibt es nicht wenige.

Der große Pellaprat – ein ideales Geschenk für festliche Gelegenheiten, Hausfrauen, Brautpaare und Freunde kulinarischer Spezialitäten.



Verlag René Kramer AG
Castagnola/Schweiz



Alleinauslieferung:

Verlag Berliner Union GmbH
Stuttgart



Sparen Sie



in unseren gut verzinslichen mündelsicheren

Pfandbriefen und Kommunalobligationen!

Benötigen Sie für Alt- und Neubauten, Geschäftshäuser, Hauskäufe, Modernisierungen usw. Geld? Dann kommen Sie zu uns und lassen Sie sich die Bedingungen für

Hypotheken und Kommunaldarlehen

nennen. Oder fordern Sie schriftliche Angebote von uns an.

Die hundertjährige

Württembergische Hypothekenbank

bietet Ihnen Gewähr für fachmännische Beratung.

7 Stuttgart 1 · Postfach 770 · Büchsenstraße 28
Telefon 209 61 · Fernschreiber 07 22 045



Geschichte Württembergs im Munde der Dichter

Herausgegeben von Jürgen Gutbrod

168 Seiten.
8 Farbtafeln und 12 Schwarz-Weiß-Abbildungen.
Leinen DM 28,-

Geschichte Württembergs im Munde der Dichter

Herausgegeben von Jürgen Gutbrod

Kohlhammer



Eine umfangreiche Sammlung dichterischer Zeugnisse zur Geschichte Württembergs. Stets waren in diesem deutschen Land die Dichter den Historikern und Chronisten zur Seite. Sie besangen, beklagten und kommentierten die entscheidenden Ereignisse der Geschichte. Nicht nur Heldentaten werden da besungen, auch das Unrühmliche findet seinen Reim und seine Moral. Besonders reizvoll an dieser Sammlung ist die Gegenüberstellung des dichterischen Dokuments mit erläuternden Texten bekannter Geschichtsschreiber. Auf diese Weise versucht der Herausgeber in einer Zeit, „in der eine ereignisreiche Gegenwart die Landes- und Stammesgeschichte weitgehend zurückdrängt, das Unvergängliche dieser Geschichte in ihren anspruchsvollsten Teilen festzuhalten“. Eine Vielzahl großer Dichter kommen dabei zu Wort.



Verlag W. Kohlhammer Stuttgart

Franziska von Hohenheim

Utta Keppler

Roman 224 Seiten. Leinen DM 17,80

Eine historische Biographie über Franziska von Bernerding, spätere Reichsgräfin von Hohenheim, die von 1771 bis zu seinem Tod die Lebensgefährtin Carl Eugens, des „Schillerherzogs“, war. Die Autorin schildert nicht nur mit psychologischer Einfühlbarkeit, wie die „Franzel“ aus einem verschwenderischen Rokoko-Despoten allmählich einen echten Landesvater machte. Sie weiß auch den bedeutenden Württembergern, mit denen Franziska dank ihrer Stellung Kontakt hatte, Relief zu geben: dem jungen Schiller, dem großen Anreger Schubart und schließlich der Persönlichkeit des Herzogs selbst.

Schwäbische Volkssagen

Vom Schwarzwald zum Allgäu – vom Taubergrund zum Bodensee
212 Seiten, 22 alte Holzschnitte, 8 Kunstdrucktafeln.
Leinen DM 14,80

Ausgewählt und herausgegeben von F.H. Schmidt-Ebhausen.

„... ein schöner Querschnitt durch das schwäbische Sagengut, dem wohl im Augenblick nichts Vergleichbares aus neuerer Zeit entgegengestellt werden kann.“
Stuttgarter Zeitung



Verlag W. Kohlhammer Stuttgart

Aus unserem reichhaltigen Angebot:

DIE ROMANTISCHE STRASSE IN FARBE

Ein Bildbuch mit 64 Farbtafeln und 16 Seiten Text. Mit einer Einführung von Dr. Hermann Lemperle. Großformat 24 x 27,5 cm. Halbleinenband mit Rückenprägung. Glanzfolienkaschierung DM 29, 50

Zu jedem der 64 großformatigen Farbbilder bringt das Buch eine dreisprachige Unterschrift (deutsch, englisch, französisch) sowie eine ausführliche Bildlegende. Jede Einzelheit über Standort und Geschichte, über Baumeister und Künstler wird interessant und lesenswert berichtet. Aus der Summe der Bildtexte ergibt sich vielfarbig, wechselvoll und voll überraschender Anekdoten eine Gesamtschau der großen Kulturlandschaft entlang der Romantischen Straße.

HOHENLOHE

Dem Beschauer des Bildbandes öffnet sich eine der schönsten und eindrucksvollsten deutschen Landschaften. Land der Burgen und Schlösser wird Hohenlohe genannt, die auf vorgeschobenen Bergzungen oder im geschützten Tal liegen und seit Jahrhunderten von den Besitzern bewohnt werden. Rudolf Schlauch. 72 Seiten mit 48 ganzseitigen Fotos, 1 Vorsatzkarte, Format 20 x 22 cm, Halbleinen mit farbigem Titelbild DM 10,80

BADEN WIE ES LACHT

In dem Land, das sich von Wertheim bis Basel erstreckt, werden viele Sprachen gesprochen, in Klang und Bedeutung sich weitgehend unterscheidend. Dieser sprachliche und geistige Reichtum der Badener macht den Reiz unserer Sammlung aus, zeigen doch gerade Humor und Witz eines Volkes seine Struktur, seine Liberalität und Weitsichtigkeit. Lernen Sie Baden einmal von dieser Seite kennen, Günther Imm führt Sie freudig von Lektion zu Lektion. 144 Seiten mit 14 Zeichnungen von Heinz Michel, Leinenband DM 12,80

SCHÖNES BADEN

Franz Schneller. Zweite Auflage. Alle älteren Aufnahmen wurden ausgewechselt, die Typographie völlig neu gestaltet, der Text überarbeitet. 136 Seiten, 109 ganzseitige Fotos, 1 Karte, Leinenband DM 24,80

WERTHEIM

An der Einmündung der Tauber in den Main liegt das auch heute noch viel Romantik beherbergende Wertheim. Kern und kostbare Mitte im Blickfeld ist die Altstadt, überkrönt von der machtvollen Burg. Dieser Band vermittelt den unvergeßlichen Eindruck von der Lage der Stadt. Text Erich Langhut, Bild Heinz Finke. 88 Seiten mit 64 Fotos. Format 18 x 24 cm. Halbleinen, farbiges Titelbild DM 14,80

DAS ALTE WÜRTTEMBERG

Max Schefold. Mit diesem Werk wird der Zauber des Landes Württemberg, wie es sich vor rund hundertfünfzig Jahren darbot, lebendig. Es werden nicht nur Stahlstiche und Lithographien aus den damals wie heute so beliebten Reisewerken veröffentlicht, besonderer Wert wurde auf Reproduktionen von Sammlerraritäten gelegt, die originalgetreu gedruckt sind. 72 Seiten, 30 Ansichten, Leinen, Subskriptionspreis bis 31. Dezember 1969 DM 24,-, später DM 28,-

KONSTANZ

Die Stadt ist ausersehen, den ganzen Lebensreichtum der Bodenseelandschaft zusammenzufassen und zu bewahren. Münster, Rathaus, Konzilsgebäude, Rheinbrücke, Hafen sind auch heute noch Mittelpunkte der aufstrebenden und sich stark ausweitenden Stadt. Text und Bild Heinz Finke. 96 Seiten mit 64 ganzseitigen Fotografien. Format 18 x 24 cm. Halbleinen mit farbigem Titelbild DM 14,80

SCHÖNES WÜRTTEMBERG

Otto Heuschele. 3. Auflage. Völlig neu gestaltete Typographie und neuer Schutzumschlag. 75 der 114 Aufnahmen wurden ausgewechselt. 136 Seiten mit 114 Aufnahmen, 1 Karte, Leinen DM 24,80

BURGEN UND SCHLÖSSER IN WÜRTTEMBERG

Georg Sigmund Graf Adelman und Max Schefold. 2. verbesserte Auflage. Mit 96 Tafeln nach alten Vorlagen, 256 Seiten, 1 Karte, Leinenband DM 17,80, in Leder DM 30,-

DIENST AM BUCH Versandbuchhandlung 7000 Stuttgart 1 Postfach 3057

Sinnvolles schenken

DURCH EINE ERLESENE AUSWAHL SCHÖNER DINGE IM

Kunsthhaus Schaller

STUTTGART MARIENSTRASSE 1 C



WÜRTTEMBERGISCHE BANK

7 Stuttgart 1 Kleiner Schloßplatz Telefon 209 41 und Eberhardstraße 20 Telefon 24 60 04

mit Niederlassungen in:

Göppingen
Hechingen

Metzingen
Nürtingen

Ravensburg
Reutlingen

Schorndorf
Sindelfingen

Tübingen
UHINGEN

Ulm/Do.
Ulm-Weststadt

Unser Rat - Ihr Vorteil

Ihr Vorteil - unser Ziel

J.W.H.
1826

BÜCHER

DURCH DAS GANZE JAHR VON

JULIUS WEISE'S HOFBUCHHANDLUNG

STUTTGART 1

KÖNIGSTRASSE 17
zwischen Commerzbank und Salamanderbau

TELEFON (0711) 22 17 46/47

Wichtiger Hinweis!

Bitte senden Sie daher im neuen Jahr alle
Anzeigenaufträge und Druckunterlagen an
unsere Anschrift.

Wir übernehmen ab 1. Januar 1970 die
Anzeigenverwaltung dieser Zeitschrift.



Verlag W. Kohlhammer GmbH
Anzeigenabteilung, 7 Stuttgart 1,
Urbanstraße 12-16, Postfach 747
Telefon (07 11) 24 54 46 / Telex 07 23 820

10

Milliarden
Deutsche
Mark

SPARKASSE

Informations-Broschüre kostenlos durch unsere
örtliche Beratungsstelle
oder beim Wüstenrot-
Haus, 714 Ludwigsburg.

Wüstenrot 

29. DEZ. 1969